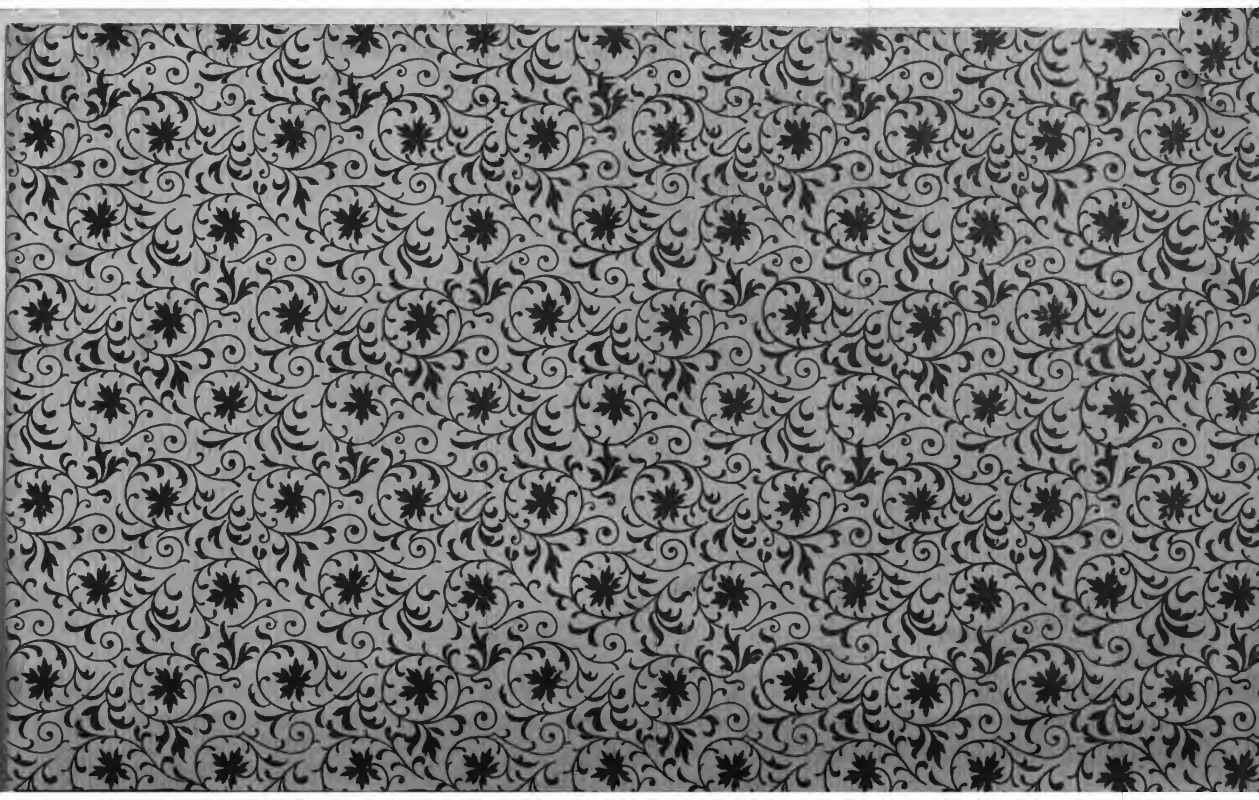
In der Irre.

Novellen

von

Dito und Idem.

REESE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Received Sept. , 1897.
Accessions No. 67438. , Class No. 872
E43
i.



In der Irre.

Novellen

von

Dito und Idem.

Zweite Auflage.

Zweites Tausend.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Bonn,
Verlag von Emil Strauß.
1888.

872
E43
i

67438

Digitized by Google

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Inhalt:

		Seite
1.	**Es war ein Irrthum** von Dito und Idem	1
2.	**Ein Begräbniß in den Karpathen** von Dito . . .	55
3.	**Margarethe** von Idem	79
4.	**Sei ruhig, Mütti!** von Dito	121
5.	**In Fesseln** von Dito	137
6.	**Neun Tage** von Idem	233
7.	**Eine Kindergeschichte** von Dito und Idem	267
8.	**Die Schwiegermutter** von Dito	313

Es war ein Irrthum.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Der Novemberwind fegte durch die Victoriastraße. Kam er von der Brücke oder vom Thiergarten? Er wehte hinauf und hinunter, und in jeder Richtung schien er am stärksten zu sein. Das Gas war noch nicht angezündet, auch in den Häusern brannte nur vereinzelt Licht, jedoch in der Etage, welche die Gräfin Ritholm bewohnte, waren schon erleuchtete Fenster. Dort trug ein zierliches Stubenmädchen eine Lampe durch den Salon, hüpfte im anstoßenden Boudoir auf einen mitgebrachten Holzschemel, zog die Hängelampe herab und ließ sie mit der leuchtenden Last so leise als möglich wieder hinauf gleiten. Dann huschte sie hinaus und trug zwei umschleierte Lampen in den Salon.

Ihre Schritte hatten gewiß keine Störung verursacht, wohl aber das Licht, das auf eine zarte Frauengestalt am Flügel fiel. Ihre schönen Hände hatten in der Dämmerung murmelndes Zwiegespräch mit den Saiten gehalten. Neben ihr lagen Folianten geschichtet, vor ihr stand aufgeschlagen eine Partitur, in

der ſie wohl geleſen, bis die eintretende Dämmerung ſie in ihre eigenen Phantaſien verſenkt hatte. Jetzt erhob ſie ſich mit langſam nordiſcher Ruhe. Ihr ſchwarzes Seidenkleid war ſo ſchwer und weich, daß es nicht rauſchte; das ſchwarze Spitzentuch, das vom Kopf über den halben Rücken hing und auf der Bruſt in einen loſen Knoten geſchlungen war, in dem ein paar friſche Veilchen ſteckten, umrahmte ein feines Oval von durchſichtiger Weiße. Unzählige zarte Linien durchzogen bereits die Stirn, von der das Haar in zwei großen, weichen Wellen zurückgekämmt war, um ſich unter dem Spitzentuch in einen reichen Knoten zu verlieren und neben dem Halſe rechts und links in zwei ſchweren Locken niederzurieſeln. War es grau? Nein, aſchblond, noch kein graues Fädchen ſchien es zu durchziehen. Mit zwei Schritten, ohne Haſt, war ſie in dem kleinen Boudoir und muſterte den Theetiſch, welcher am Kamin zwiſchen zwei behaglichen Seſſeln ſtand, und auf dem ein ſilbernes Keſſelchen brodelte und dampfte. Sie öffnete die Theebüchſe und zog leiſe den Duft der köſtlichen Blättchen ein. Ja, auch an der Naſe waren kleine Falten, aber ſie ließen nur die Feinheit derſelben hervortreten. Die Lippen waren ſchmal und feſt geſchloſſen, als würden ſie viel in einſamem Denken zuſammengepreßt. Doch verkündeten die zierlichen Notenpulte, welche den Flügel umſtanden, daß hier nicht immer allein muſicirt wurde.

Die Wände des Boudoirs hatten braunrothe Sammettapeten, von denen man aber nicht viel ſah, da ſie durch eine Fülle von Bildern verdeckt wurden;

von dieſen waren zwei durch beſondere, mit Metallſchirmen halbgeſchloſſene Lampen beleuchtet. Auf einer Staffelei ſtand ein reizender Mädchenkopf, der ſich auf dem Schreibtiſche in unzähligen Photographien, Aquarellen, Miniaturen, in Coſtümen, Reitkleid und Brautanzug, wiederholte, zuletzt, noch ohne Rahmen, umgeben von zwei Amouretten, die ganz ähnliche Züge trugen.

Ueber dem Kamine deckte ein prachtvoller Gobelin den Spiegel zu. Bücher häuften ſich überall; ringsum an den Wänden liefen die Regale entlang, und ein Tiſch, auf dem eine grüne Studirlampe ſtand, hinter einer Chaiſelongue, über die ein altindiſcher Shawl geworfen war, zeigte, daß hier manche Stunde leſend zugebracht wurde, denn er war vor Büchern und Zeitſchriften nicht zu ſehen. Vor dem einzigen Fenſter ſtanden Blumen und Blattpflanzen in üppiger Fülle und verbreiteten ihren Duft durch den ſtillen Raum.

Die herabgelaſſene Portière an des Zimmers dunkelſter Seite theilte ſich ein wenig, und ein grauer Kopf wurde ſichtbar. „Wenn die gnädige Gräfin nichts mehr zu befehlen haben?“

„Nein, gar nichts, danke, Sie können in's Concert gehen, Lorchen; es wird ſehr ſchön werden.“

„Schade, daß gnädige Gräfin gerade heute Abend verhindert ſind!“

„Nein, es thut nichts, Lorchen, Herr von Asmar wird mich wohl entſchädigen, auch haben die Florentiner verſprochen, dasſelbe Quartett bei mir noch einmal zu ſpielen!“

„Nun, dann darf ich wohl gehen! Unterthänigſt guten Abend!“

„Guten Abend, Lorchen, und vielleicht gute Nacht! Sollte es ſpät werden, ſo gehe ich allein ſchlafen und brauche nichts mehr.“

Auf dieſen letzten Satz ertönte ein mißmuthiges Brummen hinter der Portière; dann ſchloß ſich leiſe die Thür, und die Gräfin war allein. Sie hatte ein ſchönes japaniſches Falzbein genommen und ſchnitt ein Buch auf, in deſſen Seiten ſich die zurückgebogenen Fingerſpitzen mit den tadellos geformten, rund geſchnittenen Nägeln verloren und die großen blauen Augen ſich halb zerſtreut verſenkten, bis ein Schritt im Salon ſie hell und jugendlich aufleuchten ließ, während ein feines Roth das ganze Geſicht überflog. Oder war es nur ein zuſammenſtürzendes Holzſcheit im Kamin, deſſen hell flackernde Gluth ſie ſo röthlich beſchien?

Der Schritt war ein kurzer, eiliger und hatte ſchnell ſeinen Urheber unter die Lichtwellen der erſten Lampe gebracht. Ehe er ein Wort geäußert, ergriff er die Schraube der Lampe und drehte an ihr.

„Verzeih', Hedwig, aber ſie blakte entſetzlich, der Tiſch iſt ſchon mit ſchwarzen Flöckchen bedeckt. Nun aber guten Abend, und wie geht es Dir?“

Die ſchöne Frau lächelte über ihren vorſorglichen Gaſt, der nun mit ihr in's Boudoir trat. „Vierhändig ſcheinſt Du heute nicht mit mir ſpielen zu wollen,“ fuhr er fort, „was ich begreife, bei meiner Ungeſchicklichkeit, alſo darf ich mich hier gleich für den Abend am Kamin inſtalliren?“

Er hatte die Bewegungen, die ſchnelle Sprache eines jungen Mannes, auch ſeine ſchlanke Figur, die er in jedem Augenblick bis in jeden Nerv zu beherrſchen ſchien, war jung, aber der ſchöne, länglich geformte Kopf trug kurz geſchorene graue Haare, grau war der feine Schnurrbart, und die Hände, mehr noch als die Züge des Geſichtes, waren alt.

„Du ſcheinſt mir recht heiter dafür, daß Du morgen wieder in die Fremde gehſt," meinte ſie mit einem Anflug von unbewußter Enttäuſchung.

„Ich bin es auch; — weil ich erſt morgen gehe und heute noch die Ehre habe, hier zu ſitzen."

Beide ſchwiegen einen Augenblick. Seit den letzten zehn Tagen, ſeitdem er allabendlich den Thee bei ihr trank, war es der erſte Augenblick einer unverſtändlichen Scheu, die zwiſchen ihnen herrſchte; Trauer oder auch nur Bedauern, daß ſie ſich wieder trennten, wären ja ausgeſchloſſen, meinte er, während ſie etwas gezwungen fragte:

„Und haſt Du alle Geſchäfte abgewickelt, allen Freunden Lebewohl geſagt?"

„Allen," entgegnete er lächelnd. „Wie viele das ſind, da ich 25 Jahre nicht hier war, weißt Du ja."

„Und doch ſollte für eine wahre Freundſchaft kein Zeitbegriff beſtehen."

„In gewiſſem Sinne gibt es ja keine Zeit," verſetzte er ſcherzend, „aber wir ſind nicht immer im Stande, uns auf der Höhe ſolcher Anſchauung zu erhalten."

„Vielleicht nicht immer, aber in einſchneidenden

Augenblicken des Lebens. Als ich Dich wiederſah, fühlte ich keine Zeit mehr, in der erſten Stunde war mir, als wären wir beide Kinder!“

„Wer, wir beide? Wolff und Du? Denn Du und ich, wir waren ja nicht Kinder zu gleicher Zeit,“ entgegnete er etwas ſcharf. „Und in der zweiten Stunde,“ fügte er lachend hinzu, „ward es Dir dann um ſo grauſiger klar, wie anders wir durch die Zeit, die wir wegleugnen wollten, geworden?“

„Vielleicht,“ meinte ſie wieder, während ſie aufſtand, um die Spiritusflamme auszulöſchen und das ſtarke Brodeln des Theewaſſers dadurch zu dämpfen.

Er ſah ihr zu, denn er war auch aufgeſtanden und hatte ſeinen Hut erſt jetzt auf einen Stuhl im Hintergrund gelegt.

„Ich finde dieſe Maſchinen unpraktiſch,“ ſagte er, an den Theetiſch tretend. „Bei mir in Singapore habe ich einige Verbeſſerungen an der Berzeliuslampe ſelbſt angebracht. Schade, daß ich nicht eher daran gedacht, ich hätte ſie Dir auch machen können.“

Die Gräfin lächelte: „Ich bin mit dem ungenügenden Syſtem ganz zufrieden, ich habe nicht ſo viel Ehrgeiz — oder Unruhe? — wie Du.“

„Du riskirſt hierbei aber immer, Dir die Finger zu verbrennen!“

„Und habe es doch noch nie gethan.“

„Ich will kein krächzender Rabe ſein, aber ich bin überzeugt, Du verbrennſt Dich noch einmal.“

„Wenn Du wieder fort biſt, mache ich den Thee nie ſelbſt, Lorchen verſteht es beſſer.“

„Alſo das iſt eine ganz beſondere Ehre, die ich, wie ſo Vieles, zu ſpät würdige! Dabei trinke ich ungern Thee, verzeih', das hätte ich nach dieſer Erklärung wohl nicht ſagen dürfen?"

„Wie kannſt Du mich fragen, was Du darfſt oder nicht! Ich könnte Dich eher fragen."

Wieder ſchwiegen Beide; er wies das Compliment nicht ab, entweder weil er es überhört, oder weil er es annahm. Der Gräfin ſtieg langſam das Blut in den Kopf, und die Peinlichkeit dieſes Schweigens ſchnürte ihr die Kehle zu.

„Wir kommen heute gar nicht recht in's Fahrwaſſer des Geſprächs," meinte ſie endlich.

„Deſto beſſer!"

„Warum?"

„Ein Fahrwaſſer iſt ausgefahren."

„Für mich ſind nur ausgefahrene Straßen, ich habe nie, wie Du, meine Pfade ſelbſt erſt ausgehauen."

„Das hätte Dir auch nicht geſtanden."

„Wer weiß, hätte ich nur früher angefangen! Du fandeſt mich einmal in Knabenkleidern ſehr hübſch."

„Ich Dich? Wann denn?"

„O, es iſt lange her, aber ich habe nichts davon vergeſſen, und manchmal, noch jetzt, ſogar in dieſen letzten Tagen fühlte ich alte Frau etwas von der Angſt vor dem großen Joachim, die ich als Kind geſpürt. Männer haben wohl kein Gedächtniß?"

„Für Kleinigkeiten ſelten."

„Aber mir warſt Du damals keine Kleinigkeit."

„Dies ‚damals' iſt ſchmeichelhaft, gut, daß ich nicht

ſo leicht übelnehme, wie man mir nachſagt. Doch verzeih',“ — und er ſtand auf und näherte ſich der kleinen Rococco-Uhr auf ihrem Schreibtiſche, „Deine Uhr geht bedeutend nach; als ich aus dem Hôtel du Nord fortfuhr, zeigte die Akademie-Uhr ſchon 7½, und Du biſt erſt jetzt dort angelangt.“

Er öffnete das Uhrglas und ſtellte den Zeiger richtig. Hedwig beobachtete ihn, und in ihren ernſten Augen lag ein ſchelmiſches Lächeln, das er mit einem ſchnellen Blick erfaßte, denn er hatte ſein Binocle aufgeſetzt, um nicht durch ſeine Kurzſichtigkeit etwas an der Uhr zu verderben.

„Nicht wahr, Deine Augen lachen: Pedant!“ fragte er.

„O nein, höchſtens: ganz der Alte,“ meinte ſie.

Joachim fuhr fort: „Ja, Dir, der Weltdame, muß der peinliche Ordnungsſinn ſehr kleinlich vorkommen, aber wenn man, wie ich, in wilden Ländern lebt, ſchlagen ſelbſt die guten Anlagen leicht zu Excentricitäten um.“

„Das iſt mir nicht aufgefallen. Aber, Joachim, biſt Du ſo ganz ſicher, daß ich zur Weltdame geboren war?“

„Jedenfalls erzogen.“

Hedwig fühlte in dieſem Worte einen Vorwurf gegen ihre Mutter, den Joachim wohl gedacht, aber nicht hatte äußern wollen.

„Was nennſt Du eigentlich Weltdame?“

„Was Du biſt.“

„Dann wäre ich Dir nur ein Typus, keine Individualität?“

Er warf ihr einen ſeiner raſchen Blicke zu, in dem etwas Hartes lag, das ſie beunruhigte. Sie hatte doch an jedem der vorhergehenden Abende das beglückende Gefühl gehabt, daß ſie ſich verſtünden, daß ſie zum erſten Mal im Leben nur einen Gedanken anzudeuten brauchte, um ihn ergänzt zu hören, daß er ſie durchſchaute und ſie ſeiner Freundſchaft würdig fände, und nun ſchien das alles irrthümlich geweſen zu ſein!

„Weißt Du, Joachim, ich hatte heute den ganzen Tag eine große Sehnſucht, Dir vor der Trennung, die vielleicht eine ewige iſt, aus meinem Leben zu erzählen, und nun biſt Du ſo wieder eigenthümlich fremd, wie am erſten Tage unſeres Wiederſehens.“

„Das iſt nur ſcheinbar, Hedwig, Alles, was Du mir haſt ſagen wollen, kannſt Du getroſt ſagen, als ob Du zu Dir ſelbſt ſprächeſt.“

„Aber nun kann ich nicht mehr, nun iſt das Thor zugefallen und der Schlüſſel verloren.“

„Wir finden ihn ſchon wieder, der Abend iſt ja lang. Haſt Du Nachricht von Deiner Tochter? Finde ich ſie noch in Rom?“

„Sie hat heute nicht geſchrieben, aber hier“ — ſie ging an den Schreibtiſch — „hier iſt ihr letztes Bild, vor zwei Stunden angekommen, von ihr und ihren Kindern.“

Er trug die Photographie dicht unter das Studirlämpchen und betrachtete ſie ſehr genau. Sie ſtand im Schatten und ſah ſeinem Mienenſpiele zu. Es zuckte durch ſeine Züge wie ein heftiger Schmerz, dann lächelte er.

„Deine Tochter hat nichts von Dir, gar nichts;

man würde nicht glauben, daß ſie Dein Kind iſt, auch an Wolff erinnert ſie nicht, dagegen an meine Mutter, die hatte ſo tiefe Augen und den lachenden Mund; — aber hier, dies Kind, das biſt Du, Zug für Zug! Wenn ich es auf den Schoß nehme, werde ich meinen, es ſei die kleine Hedwig, die ſo oft auf meinem Schoß ſaß und mich mit den großen, ernſten Augen verſchlang, wenn ich Märchen erzählte!"

Sie hatte ſich genähert und ſah auch auf das Bild.

„Du erzähltеſt aber auch zu ſchön, Joachim, ſo gut, daß ich noch mit Deinem Wortlaut meiner kleinen Enkelin Deine Geſchichten erzähle, wie ſchon Sylvia ſie als Kind immer wieder hat hören wollen und ſich ſpäter mit ihrem Aelteſten vor mich auf die Erde ſetzte, um ſie noch einmal zu hören. Ich webe auch zuweilen Geſchichten von den Orten ein, an denen Onkel Joachim ſich aufhält, obgleich mich Onkel Joachim nur mit Geſchenken, niemals mit Briefen verwöhnt hat. Aber die Geſchenke hatten alle ihre Geſchichte, der Shawl, das Falzbein, der Sandelholzkaſten, die ſpaniſche Wand, kurz Alles, was von Dir kam, gab Stoff zu endloſen Erzählungen, und ſo lebten wir immer mit Dir."

Ihre Stimme verſchleierte ſich ein wenig.

„Ich ſchrieb aber regelmäßig an Wolff, und das war doch dasſelbe?"

Sie ſchien die Frage in dieſem Satze zu überhören.

Er ſah noch immer auf das Bild.

„Du hatteſt auch dieſe Locken," ſagte er endlich, als hätte er keine Antwort erwartet, „ganz dieſe Locken,

die ich durch die Finger gleiten ließ, während ich Dir erzählte."

„Ja, und ich hatte das so gerne, während Wolff mich nur daran riß, bis ich nach ihm schlug. Er that mir überhaupt immer weh, und dann war der große Joachim Friedensstifter."

„Ich fürchte, er war etwas ungerecht, aber er hatte ein Vorurtheil gegen Mädchen und schützte zu sehr den kleinen Bruder, den Liebling der Mutter," setzte er weich hinzu.

„Das machte nichts, ich war immer stolz, wenn Du Partei gegen mich nahmst."

„Du willst mich noch jetzt schamroth machen," lächelte er. „Darf ich auch wissen, warum?"

„Eigentlich nicht, und doch, warum nicht, jetzt, wir sind ja alte Leute und können über solche Kindereien spotten: Mir war Dein Tadel immer lieber, als Dein Lob. Ich war schon so viel Evastochter, um zu wissen, daß man den höher stellt, den man tadelt."

„Wie hübsch Du Alles zu drehen weißt, das konntest Du schon damals, und darum schienst Du mir dem kleinen, wilden Wolff immer überlegen. Der arme kleine Kerl, ich sehe ihn noch blutroth werden, wenn er Dir nichts zu entgegnen wußte. Darum schlug er so oft um sich, weil er sich zu sehr Junge fühlte, um einem Mädchen unterliegen zu dürfen."

Er hatte sich auf das Fußende der Chaiselongue gesetzt, mit dem Rücken gegen die Lampe; sie lehnte mit beiden Armen auf dem weich gepolsterten Rücken

eines Seſſels und ließ die ſchwarzen Spitzen durch die Finger gleiten.

„Und Du fingſt doch früh an, Wolff gern zu haben?“ nahm er wieder das Wort.

„Welche Gewiſſensfrage!“

Er ſah ihr ſtarr in's Geſicht; ſie aber blickte aufmerkſam in's Feuer, als ſuchte ſie etwas darin. Alle Heiterkeit war aus ihren Zügen gewichen, und es flog wie ein Herbſtwind über ihre Haut, der ſie in hundert kleine Fältchen kräuſelte. Nein, ſo nicht, ſo wollte er ſie nicht ſehen. Noch eben hatte er ihr Kindergeſicht erblickt, wie es ihn ſchelmiſch anlachte. Und ſie ſollte Wolff geliebt haben, es mußte und durfte nicht anders ſein. Sie war jetzt Wittwe und betrauerte ſeinen todten Bruder noch, und daher das ſchmerzliche Zucken.

„Wie merkwürdig, daß ich ſo wenig behalten habe aus jener Zeit, es war eben nicht mehr meine Kinderzeit, als Ihr jung waret, Wolff und Du,“ begann er wiederum. „Ich war nur in den Univerſitätsferien zu Hauſe. Einer Scene jedoch erinnere ich mich, als Wolff ſich in den Finger geſchnitten hatte, da haſt Du bitterlich geweint und wollteſt Dich gar nicht tröſten laſſen.“

„Natürlich, weil ich's gethan hatte. Wir hatten uns um das Meſſer geſtritten und geriſſen, und auf einmal klaffte die tiefe Wunde, und ſein Blut ſtrömte. Ich dachte, er würde mich gleich verklagen, aber er ſagte, er hätte es ſelbſt gethan; und ich ſchwieg, weil ich mich vor der Strafe fürchtete. Von da an habe ich ihn nie mehr gequält, denn er war tapferer geweſen, als ich. Weißt Du noch,“ fuhr ſie fort, „daß Du immer Hedchen

und Haidi zu mir ſagteſt, und beſonders um Haidi wäre ich durch's Feuer gegangen, ſo gern hörte ich das."

„Und Du thateſt Deine Arme um meinen Hals und ſagteſt: Min ſöte Jo!"

Eben ſah ſie wieder ganz jung aus.

„Ja, min ſöten Jo, ſo nannte ich Dich."

„Aber als ich aus Berlin kam, da hieß ich nie mehr ſo."

„Da haſt Du mir ſo ſchrecklich imponirt, ich dachte, nun wüßteſt Du Alles, weil Du Dein Examen gemacht hatteſt. Ich war unterdeß auch neun Jahre alt geworden, alſo ein großes Mädchen."

„Ja, das iſt richtig, mit 21 Jahren war ich Doctor juris. — Mein Gott, wie ſtolz war meine Mutter an dem Tage auf mich, obgleich ſie mich immer mehr als Bruder wie als Kind anſah. Ihr Kind, ihr einziger Sonnenſchein war Wolff. Wie glücklich würde ſie geweſen ſein, hätte ſie es noch erlebt, Dich an Wolff's Seite zu ſehen."

„Du haſt einen Cultus für Deine Mutter gehabt, Joachim! Wolff ſprach ſelten von ihr, ſo daß ſie mir fremd geblieben iſt."

„Wolff war 15 Jahre alt, als ſie ſtarb, und er war, wie alle verzogenen Kinder, viel mit ſich beſchäftigt. Doch hat er ganz gefühlt, was er an ihr verlor, ich weiß es, denn er brachte ja die folgenden Jahre bei mir in Berlin zu. Er war noch auf dem Gymnaſium, der liebenswürdige kleine Faullenzer. Meine Mutter hatte mich für ſein Wohl verantwortlich gemacht; Hedwig,

nicht wahr, ich habe Wolff ſehr glücklich geleitet, ich habe meine Pflicht gethan?“

Hedwig ſchwieg. Joachim wurde durch ihr Verſtummen beunruhigt und fragte von Neuem: „Hedwig, war Wolff nicht ſehr glücklich?“

„Ich weiß nicht,“ ſagte ſie beklommen, „ob Menſchen ſeiner Art wahres Glück kennen.“

„Du meinſt, Wolff ſei nicht glücklich geweſen?“ Es war ein ſo eigenthümliches Zittern in der Stimme des Fragers, daß die Gräfin raſch einlenkte. „Er ſchrieb Dir doch von ſeinem Unfalle, ein Jahr nach unſerer Hochzeit?“

„Er hatte das Bein gebrochen?“

„Sagte er weiter nichts darüber?“

„Er ſchrieb ja ſo wenig und ſo flüchtig! Man erfuhr nie etwas aus ſeinen Briefen!“

Die Gräfin lächelte. „Meiſtens ſchrieb ſein Secretär!“

„Aber der wunderbare Secretär hatte niemals die Güte, die Feder für den armen Verbannten zu ergreifen und ihm Manna in die Wüſte zu ſenden!“

„Nun, die Wüſte waren die Tropen mit ihrer ganzen Herrlichkeit, und das Manna ſollte aus einer pommerſchen Sandbüchſe fallen!“

„Ich habe nie verſtanden, warum Ihr Hof und Stadt ſo gänzlich vermieden habt in den erſten und letzten Jahren. Zuerſt dachte ich, mein Bruder wäre ſo eiferſüchtig, daß er ſeine ſchöne Frau vor allen Blicken verbergen wollte; als das aber vorhielt, war ich

mehr und mehr erſtaunt. Offen geſtanden, ich dachte nicht, daß Du es aushalten würdeſt, Hedwig."

„So?" meinte ſie. Es war ein ſo bitterer Ton in dieſem ‚So', daß der Zuhörer wieder von eigenthümlicher Unruhe befallen wurde. Er ſprang auf und legte mit großer Kunſt einige friſche Scheite in den Kamin, die auch ſofort luſtig knatterten.

„Siehſt Du," ſagte er, „ſo muß man es machen, Luft geben, leicht aufbauen und dabei doch ordentlich und regelmäßig, ſonſt brennt das Ding nie."

Sie ſah zerſtreut in die Gluth:

„Ja, die Menſchen meinen, ſie bauen ſo geſchickt und kümmern ſich nicht darum, welch' edler Baum dort zu Aſche verbrennt."

„Der Baum iſt dazu da, zu verbrennen oder zu vermodern."

„Es kommt nur darauf an, wie bald."

„Es kommt nur darauf an, für wen."

„Da man aber das ‚Für wen' nicht dem Baume überläßt, ſondern ihn behandelt wie eine fühlloſe Sache, ſo darf man immer annehmen, daß man grauſam gegen ihn war."

Er hatte noch immer in's Feuer geſehen, jetzt wandte er ſich raſch um. Marmorne Kälte lag auf ihren Zügen.

„Warum bliebt Ihr denn immer auf dem Lande?" fragte er faſt barſch.

„Weil ſich Wolff bei dem unglücklichen Sturz den Hüftknochen derartig zerſchmettert hatte, daß er ein Krüppel blieb für ſein ganzes Leben. Er konnte nie

wieder reiten, noch jagen, noch tanzen, noch eine Fußtour machen. Nur bei sehr gutem Wetter konnte er ohne Stock gehen. Es war sehr schwer für ihn, denn er hatte ja eigentlich keine anderen Freuden."

Sie sprach sehr ruhig und gleichmäßig, in dem wohlklingenden, weichen Tiefton, der so melodisch und so leise klang, wie rieselndes Wasser. Nichts rührte sich an ihr, keine Muskel des Gesichts, kein Finger, nicht einmal die schweren Locken auf ihrer Brust, als athmete sie nicht.

Asmar lehnte sich an den Kaminsims: „Ein Krüppel!" sagte er und starrte mit zusammengezogenen Brauen zu Boden.

Endlich hob er den Kopf. „Und womit unterhielt er sich."

„Wir spielten Ecarté, Piquet und Domino und Sechsundsechzig, und dann kutschirte er viel, das machte ihm große Freude."

„Und dann das Kind!"

Ein helles Leuchten ging über der Gräfin Gesicht. „Ja, Sylvia, als Sylvia heranwuchs, da wurde Vieles anders, die gab manche frohe Stunde. Er lehrte sie reiten und konnte stundenlang in der Bahn sitzen, bis sie die ganze hohe Schule, die kühnsten Sprünge ausgeführt und aus des strengen Lehrers Munde ein Lob geerntet."

„Und Du lehrtest sie die anderen Dinge?"

„Ja, so viel wie möglich. Sie spielt wirklich sehr hübsch, Joachim, nicht dilettantisch."

Er setzte sich in den kleinen Sessel, den sie vorher einge-

nommen, und ſie ließ ſich in den gleiten, vor dem ſie eben geſtanden.

„Und dann beredete ich Wolff, auf ein paar Jahre nach Berlin zu ziehen, bis Sylvia's Erziehung vollendet und ſie verheirathet wäre. So kam ich zum erſten Mal wieder mit Menſchen zuſammen und konnte Muſik machen, während er rauchte und ſpielte."

„Euer Salon machte ſogar viel Aufſehen, man ſprach von ihm in den Zeitungen."

Die Gräfin lächelte: „Man tadelte ihn viel, weil er allerlei Leute aufnahm, und die Standesunterſchiede vergeſſen wurden. Auch fand Sylvia nicht hier, ſondern zu Hauſe, ihren Mann, den Vetter und Majoratsherrn."

„Das war auch weitaus das Beſte, da Euch der Sohn verſagt blieb."

„Ich habe mir nie einen Sohn gewünſcht."

„Warum nicht?"

„Weil Wolff ihn früh meinem Einfluß entzogen haben würde, um ihn nur zum Soldaten zu machen."

„Es gab doch eine Zeit, wo ein brillanter Offizier dem ſchönſten Mädchen unſerer Reſidenz den Hof machte; damals war ſein Beruf ihr gut genug."

„Du haſt Dich nicht ganz richtig ausgedrückt, Joachim, er war Denen gut genug, die das Mädchen gern verheirathen wollten, um es aus Sereniſſimus' Nähe zu bringen."

Sie ſprach ſehr langſam und betonte jedes Wort. Er ſprang auf und durchwandelte einmal das Zimmer. Dann blieb er dicht vor ihr ſtehen.

„Und Du selbst? Du wolltest auch nur fort aus dieser gefährlichen Nähe.“

„Ja, ich wollte fort,“ sagte sie, ohne aufzusehen.

Er ging an den Schreibtisch und begann im Dunklen die Photographien zu rücken und die Papiere gerade zu legen.

„Warum hast Du —“ er vollendete nicht.

„Warum,“ sagte sie und wandte den Kopf nach ihm zurück. „Warum bist Du nicht lieber Künstlerin oder Bettlerin geworden, als meinen Bruder zu nehmen, wenn Du ihn nicht liebtest? Das wolltest Du fragen? Soll ich Dir darauf ehrlich Antwort geben? Weißt Du noch den Tag, als Du bei mir anklopftest und in mein Zimmer tratest, gerade als ein Sonnenstrahl durch meine Blumen fiel? Ich stand auf vom Schreibtisch, wo schon Berge von Geschäftsbriefen gehäuft lagen, und wo ich eben einen an Taussig begonnen, um ihn zu fragen, ob er mich für talentvoll genug hielte, eine Künstlercarrière zu wagen.“

Sie hielt inne. Er hatte sich auf den Schreibtischstuhl gesetzt. Sie stand auf, kam zu ihm heran und erfaßte mit der einen Hand die Staffelei.

„Weißt Du noch,“ fuhr sie fort, „wie Du mich niederzwangst an meinen Schreibtisch und mir sagtest, Wolff liebe mich bis zur Raserei, er werde sich eine Kugel vor den Kopf schießen, wenn ich ihm nicht mein Jawort gäbe? Und wie ich zögerte, nahmst Du mich bei den Händen, als wolltest Du mich zerbrechen, und sagtest, das Leben Deines Bruders läge in meiner Hand, Du

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

habeſt Deiner Mutter verſprochen, für ihn zu ſorgen, wie für Dein eigen Kind."

„Ich weiß nicht mehr, was ich in jener Stunde großer Seelenqual geſagt habe. Ich dachte, Du liebteſt ihn, wie er Dich," murmelte Asmar.

„Aber Du irrteſt Dich, Dein Bruder war oft verliebt, vorher und nachher, und ſeine große Bitterniß, ein Krüppel zu ſein, entſprang hauptſächlich aus der Erinnerung an ſeine Triumphe."

„Er war verbittert?"

„Nun," ſagte ſie, und ihre Stimme wurde wieder ganz ſanft, „womit hätte er ſein Schickſal tragen können? Er hatte keine Erziehung, keine Bildung, Kunſt und Wiſſenſchaft waren ihm fremd; das Leben mußte für ihn ſehr ſchwer und ſehr drückend ſein, und ich war gerade nicht die Frau, die es ihm leicht machen konnte. Wir ſtimmten in Nichts überein."

„Ich konnte freilich nicht wiſſen," entgegnete Asmar bitter, „daß es ſo unglücklich enden würde, und daß Du mit einer unmöglichen und verbotenen Liebe ſo bleich und ſtill zum Altar gingſt, einen Meineid zu ſchwören!"

„Einer verbotenen Liebe, was meinſt Du denn?"

„Haſt Du mir nicht eben geſagt, daß Du fort wollteſt, wegen Sereniſſimus? Du wollteſt vor Deinem Herzen fliehen?"

„Das wollte ich, aber nicht ſo, wie Du es meinſt! O, Joachim, wie wenig ergründet Ihr Männer ein Mädchenherz! Man muß Euch Alles ganz deutlich ſagen und wird doch nicht verſtanden! Ich hätte Dich

gern auf den Knieen angefleht: ich will lieber ſterben, als in die Ehe treten. Aber Du warſt immer mein Orakel, und ich hatte niemals Nein ſagen gelernt. An demſelben Morgen hatte mir meine Prinzeſſin eine furchtbare Scene gemacht, mich eine kalte Kokette genannt, eine herzloſe Sirene, die alle Männer um mich her mit meinem Spiel und meinen Blicken in Tod und Verderben lockte! O! es war furchtbar!"

Sie ſtrich leiſe mit den weißen Fingern über ihr Geſicht und faltete ſie feſt ineinander. „Ich hatte Niemand, der mir einen Rath geben konnte, nur Dich allein. Was ich an Wolff hatte, das ſah ich, als ich ihm andeutete, wir müßten den Hof verlaſſen. Ich habe von der Stunde an mein Herz nie wieder gegen ihn geöffnet." Sie ließ die Arme ſinken mit einer ſo troſtloſen Geberde, daß Asmar den Kopf wegwandte, um ſie nicht zu ſehen.

„Du glaubſt wohl, meine Stellung bei Hof ſei leicht geweſen und angenehm?" fuhr ſie in ruhigerem Tone fort. „Im Dienſt vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend, den Blicken immer ausgeſetzt, denen ich mich ſo gern entzogen hätte, beneidet, verfolgt, beargwöhnt, verleumdet! Ich dachte oft: wäre ich doch häßlich wie die Nacht und ſpielte wie ein Schulmädchen, daß die Leute dabei ſchwätzen und lachen könnten! Aber wenn ich ſpielte, vergaß ich die ganze Welt; ich konnte nicht klimpern, und wenn mein Spiel mich auf's Schaffot gebracht hätte. Und dann, wenn ich aufſah, ſtand er da und ſah mich an mit brennenden Augen, und die Prinzeſſin wurde bleich und roth und weinte

vor Wuth und Eiferſucht. Du aber ſagteſt zu mir, ich wäre ſo reich und glücklich in mir, daß ich ein ganzes Vermögen verſchenken könnte, ohne arm zu werden. Und meine Schätze wurden alle zu eitel Sand, wie im Märchen, weil Niemand ſie zu heben verſtand!"

„Ich wünſchte, wir hätten all' das nicht berührt," ſtöhnte er, „ich hatte ſolch ein beſeligendes Bild Eures Lebens in meinem Herzen, ich war froh, Dich noch einmal geſehen zu haben, und wollte nun heim, ſterben! Siehſt Du, Hedwig," und ſeine Stimme wurde wieder barſch, „Du ſprichſt von Dir, von Deinem Leid, aber warum konnteſt Du es nicht vergeſſen über dem Seinen? Dir brach das Herz um Dich, anſtatt um ihn! Du ſagſt, er hatte keine Erziehung, keine Bildung. Ja, was nennſt Du denn ſo? Er war ein Weltmann, er verſtand alle Sports der Reichen, er konnte nicht Muſik beurtheilen oder ein Kunſtwerk kritiſiren, aber er war ein kühner Offizier, ein intelligenter Junge und ein Herz von Gold!"

Die Gräfin ſaß ſtarr da, keine Bitterkeit lag auf ihren Zügen, nur ein ſchmerzliches Entſetzen. So wurde ſie beurtheilt, ſo, und von ihm! Sie konnte doch nicht ihre eigene Sache vertheidigen, ſie konnte ſich doch nicht loben, nicht die hundert Freuden aufzählen, die ſie für den mißmuthigen Gatten erſonnen, die Reiſen an alle Enden Europa's, auf denen ſie ſeine Launen ertragen und nur auf ſeine Zerſtreuung bedacht geweſen, nein, ſie durfte nicht einmal andeuten, wie ſein Leiden ihn ſchließlich ſo verbittert hatte, daß er ihr ihre eigene Geſundheit vorwarf. Joachim hatte ihn nur im Sonnen-

ſchein der Jugend gekannt, nur gekannt, wie ein blind liebender Bruder, der das Einzige vergöttert, was ihm von Familie auf Erden übrig geblieben. Sie hatte ſehr Unrecht gethan, auch nur ſo viel zu äußern; warum hatte ſie aufgewühlt, was ſie ihr Leben lang begraben, was die eigene Tochter nicht geahnt; — denn ſie hatte verſtanden, ihr den Vater als ein Ideal hinzuſtellen!

„Und warum kameſt Du nie zurück, da Du ihn ſo ſehr liebteſt?“ ſtieß ſie endlich heraus.

„Ich kam nicht, weil er es nicht wünſchte. Doch wozu all' das, Hedwig? Wie ſind wir nur auf die alten Geſchichten gekommen? Bis zum letzten Abend hatte ich ſie glücklich vermieden, nun mußte es mich doch noch packen.“

„Verzeih',“ ſagte ſie kalt, „ich war daran ſchuld, wie ſehr Unrecht ich that, habe ich allerdings nicht vorher wiſſen können.“

Sie blieben beide einen Augenblick ſtill, dann ſtand Joachim auf. Hedwig ſchlug plötzlich das Herz zum Zerſpringen, ſie glaubte, er wollte ſeinen Hut nehmen und fortgehen, und ihr würden für Lebenszeit all' dieſe Berge von Kummer und Mißverſtändniß auf der Seele bleiben! Aber nein, er trat nur an die Pflanzen heran und ſagte, indem er ein Palmenblatt berührte, mit veränderter Stimme:

„Mich ergreifen dieſe künſtlich gezogenen Palmen immer wehmüthiglich, ſeitdem ich in ihrer Heimat weilte; ich muß ihnen dort ſo erſcheinen, wie ſie mir hier.“

„Und doch haſt Du die Fremde lieb, alſo warum meine Palme bedauern?“

„Ja, ich habe ſie ſehr lieb, denn ich bin dort nur ganz ich, und das thut ja Jedem wohl; Du ſitzeſt auch am liebſten am Clavier. In Singapore bin ich ganz Egoiſt, ganz Einſiedler und Junggeſelle. Hier in Europa iſt kein Menſch etwas ganz, man giebt ſich nicht das Recht dazu.“

„Und haſt Du Dich nie nach der Heimat geſehnt?“

„Ich hatte ja keine Heimat. Auf Ritholm war ich immer nur geduldet, ſo lange mein Stiefvater lebte, nachher regierte dort Wolff's Vormund. Geboren wurde ich in Paſewalk, wo mein Vater damals in Garniſon ſtand; als er ſtarb, war ich erſt zwei Jahre alt. Meine Mutter ging dann zurück nach Mecklenburg, als ſie wieder heirathete, kam ich in Penſion, erſt in Schwerin, dann nach Berlin. Das iſt alles wenig intereſſant! Verzeih', aber alte Männer werden geſchwätzig.“

„Haſt Du immer nur gearbeitet, nie geraſtet?“

„O, ich war nie beſonders fleißig, ich habe viel ‚geraſtet‘, wie Du es nennſt. Doch nicht zuviel; mich trieb das Bewußtſein, vom Vater nur ein kleines Capital ererbt zu haben, vorwärts.“

„Du wollteſt reich werden?“

„Nein, ich ſparte, ſo viel ich konnte, von meinen Zinſen, um einmal ein Mädchen, das ich liebte, ſtandesgemäß erhalten zu können.“

Hedwig's Herz ſtand einen Augenblick ſtill, dann ſagte ſie in kühlem Unterhaltungston, aber wie eine Antwort auf ihr eigenes Erſtaunen: „Natürlich, Du

haſt ja auch einen Roman haben müſſen, daran hatte ich nur noch nie gedacht. War es eine Japanerin, Javanerin oder Auſtralnegerin?“

Er beobachtete ſie jetzt höchlich amüſirt. „Aber, Hedwig, damals war ich ja noch in Europa. Du ſcheinſt wenig Intereſſe an meinen Geſtändniſſen zu nehmen?“

„Vielleicht war die Dame nicht intereſſant,“ entgegnete ſie kalt. „Und ſie war arm? Vielleicht aus dem Volke? Du wollteſt ſie Dir erziehen? Sehr hochherzige Männer haben öfters ſolche Marotten.“

Joachim's Augen ruhten wehmüthig auf ihr. „Nein, ſie war nicht aus dem Volke,“ ſagte er, „eigentlich iſt mein Roman ſehr intereſſant.“

„So erzähle ihn mir doch.“

„Aber dazu muß ich von mir ſprechen, und das habe ich verlernt; ich finde es auch gegen den guten Ton. Wer weiß außerdem, ob das Mädchen mir verzeiht, wenn ich von ihm rede.“

„Lebt ſie noch?“

„Ich denke. Doch gieb Dir keine Mühe zu rathen, wer es iſt, Du haſt ſie nie gekannt. Oft hatte ich ſie ſchon geſehen, ehe ich merkte, daß ich ſie liebte. Es war wirklich eigen! Doch ich muß noch weiter ausholen. Weißt Du, daß ich einmal ſehr unglücklich war, aber ſehr, ſo daß ich mich mit dreizehn Jahren vergiften wollte? Nein? Das glaubſt Du nicht? Ich thäte es auch nicht an Deiner Stelle! Du erwähnteſt vorhin, ich hätte einen Cultus für meine Mutter gehabt. Ja! Und eine eiferſüchtige Liebe dazu. Als ſie Wolff's

Vater heirathete, den alten Ritholm, da brach mir mein Kinderherz. Ein Herz kann nämlich öfters brechen, und wenn man ſtirbt und ſich ſeciren läßt, iſt es doch noch heil. Aber, o Gott, wie iſt ein Kinderſchmerz furchtbar! Einmal in den großen Ferien war ich alſo zu Hauſe, d. h. auf Ritholm. Wolff's Vater machte kein Hehl daraus, daß er mir nicht gewogen, und mir wurde zum erſten Mal klar, daß meine Mutter den kleinen Wolff unendlich liebte, viel mehr als mich. Es war eine kleine Scene, — nein, ich kann ſie Dir ſelbſt jetzt, nach all' den Jahren nicht wiederholen, darauf nahm ich eine Schachtel Streichhölzer und ging auf den Boden des Wirthſchaftsgebäudes. Ich ſteckte die Köpfe der Hölzer in ein Glas Waſſer, das ich mir auch vorſichtig geholt, trank es aus und legte mich dann in das Stroh. Während ich auf den Tod wartete, dachte ich aber nach über mein ſündhaftes Vorhaben, und eine ſolche Reue überkam mich, daß ich zu meiner Mutter ſtürzte, ihr Alles ſagte und ſie bat, mir meinen Tod zu verzeihen. Aber mein Tod kam nicht! Und damals ſagte mir meine Mutter zum erſten Mal, daß ich leben müßte, um meinem Bruder Schutz und Stütze zu ſein, weil ſein Vater alt und ſie zart und ſchwach wäre. Von dem Tage an begriff ich, daß ich Wolff unendlich lieben müßte, um ihn nicht zu haſſen. Und ich habe ihn unendlich geliebt." Joachim hielt an. „Doch verzeih', Hedwig, jetzt möchte ich eine der Taſſen Thee trinken, die dort ſeit einer Stunde eingeſchenkt ſtehen; da Du ſie mir nicht anbieteſt, werde ich ſie mir nehmen."

Er ging mit ſeinen kurzen, raſchen Schritten an den

Theetiſch, holte eine Taſſe, die er Hedwig anbot. Sie ſchüttelte aber das Haupt und ſagte nur:

„Und Dein Roman?“

„Erſt werde ich noch eines dieſer Biscuits koſten, Sprechen macht hungrig, beſonders, wenn man es nicht gewohnt iſt.“

Hedwig ſchwieg, alles Conventionelle war in dieſem Augenblicke von ihr abgeſtreift, ſie dachte nur an ihn und ſaß traumverſunken, regungslos da. Er trank langſam die kleine Taſſe aus, ſah dann das Bildchen auf ihr an, flüſterte: ‚Niedlich,‘ trug die Taſſe zurück, bezwang eine Bewegung nach ſeiner Cigarrettentaſche und nahm dann wieder den kleinen Seſſel ein.

„Das hätte ich vor dreißig Jahren allerdings nicht gedacht, daß ich Dir heute meinen Roman erzählen würde,“ ſprach er ſo vor ſich hin. „Doch ſage mir erſt, ich wollte vorhin nichts hören, weil ich glaubte, es nicht ertragen zu können, ſage mir einmal ſo die Eſſenz Deiner Kindheit. Warſt Du glücklich oder unglücklich, lebteſt Du gern zu Hauſe, oder warſt Du lieber in der Penſion? Vor dreißig Jahren warſt Du in Altenburg in Penſion, wenn ich nicht irre?“

„Ich mag jetzt nicht ſprechen,“ ſagte ſie traurig, „Du entziehſt Dich mir ſonſt wieder, Du haſt ſchon Luſt dazu, Dir iſt es leid, mir Dein Viſir geöffnet zu haben. Du meinſt, es nutzt nichts? Aber es ſchadet doch auch nichts? Und iſt es Dir wirklich nichts werth, daß ein Menſch auf Erden einmal Dein Vertrauen beſeſſen hat?“

„Vielleicht iſt Euch Frauen das Ausſprechen ein Naturbedürfniß, uns Männern nicht.“

„Wenn es ein Naturbedürfniß iſt, ſo bin ich mein ganzes Leben in der Unnatur verblieben. Es hat mich Keiner gefragt, Niemand ſchien ſich dafür zu intereſſiren. Künſtleriſch ſchwärmten ſie wohl für mich, und was ich ihnen in Tönen ſagte, glaubten ſie zu verſtehen, und ſie verſtanden doch immer nur ſich ſelber. Die Menſchen ſind ſo naiv egoiſtiſch.“

„Nicht alle.“

„Siehſt Du, Joachim, wir Frauen ſehen nicht die Welt, wie ſie iſt, ſondern die Welt, wie man ſie uns zeigt. Wir leben faſt ausſchließlich in die ſtarke Feſte des eigenen Hauſes eingeſchloſſen, der Herd iſt unſere Welt, und wenn der kalt geblieben —“

„Aber an Euch iſt es, ihn zu erwärmen.“

„O, Joachim! Es iſt noch nie ein Funken allein, von ſelber in der Welt entſtanden! Es gehören immer Zwei dazu!“

Er lachte rauh: „Du willſt mir doch nicht ſagen, daß Wolff kalt war, nachdem ich ſein Feuer gekannt, ſeine verzehrende Leidenſchaft für Dich. Er war wild, leichtſinnig, übermüthig, aber kalt — nur kalt war er nicht.“

„Du haſt ihn als halbes Kind gekannt und mich gar nicht, ſonſt wäreſt Du nie auf die unglückliche Idee gekommen, daß zwiſchen uns ſich der Funken entzünden würde, der die ewige Flamme bilden könnte.“

„Dann warſt Du wirklich nur eine kalte Kokette, denn Du ließeſt Dir den Hof machen, Du warſt freundlich gegen ihn, Du hörteſt ihm gerne zu und freuteſt Dich, wenn er ſo ſchön zu Pferde ſaß.“

„Ja, gerade wie ich mich über meinen Bruder gefreut hätte; ich ſah ihn ſtets mit ſchweſterlichen Augen an.“

„Das nennen Frauen ſchweſterliche Augen! Ihr Unbegreiflichen!“

„Deſto ſchlimmer für uns, wenn wir es ſind; wir ſind Diejenigen, welche allein zu leiden haben, weil wir nicht verſtanden werden.“

„Vielleicht iſt es der weibliche Egoismus, der ſie verhindert, zu ſehen, wenn ſie leiden machen.“

Ein unmerkliches Zittern ging durch ihre Lippen. „Ich glaube, ſo gut das Glück macht, ſo ſchlecht macht das Unglück. Wenn man ein großes Leiden trägt, wird man wirklich egoiſtiſcher und kälter gegen die Anderen, die vielleicht Troſt und Hülfe von uns erwartet hätten.“

„Aber Wolff's Frau ſollte doch nicht ein ſo großes Leiden zu tragen haben! Er war kein roher Geſelle. Mein Gott, Du warſt viel zu glänzend erzogen für ſeine einfache Natur, aber er liebte Dich doch und war ſo gut und ehrlich und treu!“

Thränen feuchteten einen Augenblick Asmar's Augen. Die Gräfin ſagte mit eiſiger Ruhe:

„Du bedenkſt nicht, was dem vorherging, daß ich Wolff's Frau wurde.“

„Ich weiß es nicht und will es auch nicht wiſſen,“ entgegnete er, ihr den Rücken kehrend, „es möchte mir ſonſt gehen, wie dem Reiter mit dem Bodenſee.“

Er ſprang auf und durchmaß das Zimmer wieder bis zu den Palmen.

„Ich bin tapferer als Du,“ nahm ſie nach einem kurzen Schweigen wieder auf, „ich möchte Deiner Jugend-

geſchichte in's Geſicht ſehen, ohne mich in Stein zu verwandeln oder todt niederzuſinken."

„Wieder echt weiblich!" meinte er und kam mit gezwungenem Lächeln näher, aber auf ſeinem Geſicht lag noch ein fahler Schein, als wäre er einer Todesgefahr entronnen.

„Zuerſt ſpielt die ſchöne Hand mit einem Stilet, droht, uns die Augen auszuſtechen, und ſagt dann mit der weichſten Kinderſtimme: Erzähle mir eine Geſchichte. Und die Geſchichte muß vor Allem rührſam ſein, damit das kalte Herzchen den angenehmen Kitzel einer heraufſteigenden Thräne fühle. O, Hedwig, weißt Du noch, wie ich Dich einmal, als Du Kind warſt, ſchelten mußte, und wie Du weinteſt, meine Hand nahmſt und ſie küßteſt, ehe ich wußte, was Du thun wollteſt. Und dann fand ich einen Strauß ſchöner Blumen in meinem Zimmer, ſo geſchmackvoll, daß nur Du ihn gebunden haben konnteſt. So ſind die Weiber, und wir armen Thoren laſſen uns die Blumen gefallen und finden uns ſehr groß. Aber das merken wir nicht, daß wir einen Ring in der Naſe haben und an einem ſeidenen Faden geführt werden!"

„Alſo auch das nahmſt Du für kalte Koketterie?"

„Nein, damals nicht, das habe ich ſeitdem eingeſehen."

„Dort bei den Malayen? Weißt Du, Joachim, Du kommſt mir gerade vor, wie ein junger Maler, dem ein Meiſter geſagt, es fehlte ihm an Farbenſinn, und der Nächte lang darüber nachdachte, worin wohl Farbe beſtünde. Ich rieth ihm, vor Allem nicht bei Nacht

darüber nachzudenken, ſondern bei Tag durch die Wieſen zu gehen und die Blumen anzuſehen. Du haſt meine häßlichen Fehler entdeckt, als Du mich nicht ſahſt und vergeſſen hatteſt."

„Mir fiel Deine Mutter ein. Man ſollte ein Mädchen ſtets nach der Mutter beurtheilen."

„Aber ich ſoll meinem Vater gleichen, auf ein Haar; Du weißt ja überhaupt gar nicht, wie ich mit meiner Mutter geſtanden, ich war viel zu ſtolz, um irgend Jemand ein Wort darüber zu ſagen, es war doch meine Mutter!"

„Durchſchauteſt Du denn ihre Pläne?"

„Was für Pläne?"

„Ich habe mich falſch ausgedrückt, Deine ſorgfältige Erziehung entſprang wohl mehr aus ſelbſtſüchtigen und intereſſirten Motiven, das magſt Du gefühlt haben."

„Sie wollte, ich ſollte glänzen, um jeden Preis. Wäre ich nicht muſikaliſch geweſen, ſie hätte mich an's Clavier feſtgebunden, damit ich dennoch vollendet ſpielen lernte. Sie hat mich gedrillt, nicht erzogen, denn von einem Seelenverkehr oder Gedankenaustauſch war nie die Rede, ihre Rathſchläge bezogen ſich immer nur auf die Welt, wie man es machen müßte, um zu Glanz und Ehren zu gelangen. Und gerade an jenem Tage, wo Du mich ausſchalteſt, ſagteſt Du von Allem das Gegentheil von dem, was meine Mutter ſagte; ich fühlte, daß Du Recht hatteſt, Deine Worte erinnerten mich an meinen ewig betrauerten Vater; was in meiner Seele ſchlummerte und tief eingeſchloſſen war, das weckteſt Du. Darum küßte ich Deine Hand und ſchwieg ſtill,

Du ſollteſt nur mehr ſagen, ich dachte, ich könnte Dein Schüler werden.“

Ein heftiger Windſtoß rüttelte am Doppelfenſter und ſauſte durch den Kamin, ſo daß Kohlenfunken rings auf den Teppich ſprühten! Asmar bückte ſich, um alle die kleinen Kohlen auszulöſchen.

„Siehſt Du,“ ſagte er, „wie gefährlich! Dieſe Kamine paſſen nicht für ein ſolches Klima, aber der Menſch muß immer Alles nachmachen, ob es paßt oder nicht.“

Die Gräfin lächelte. „Wenn man nie etwas nachmachen würde, ſo wäre man noch chineſiſch oder japaniſch.“

„Dieſes ‚noch‘ iſt köſtlich, auf die Chineſen und ihre hohe Cultur angewendet.“

„Ja, wir Europäer haben nun einmal nicht mehr das Glück, Gnade vor Deinen Augen zu finden! Ich fange an zu glauben, daß Dein Roman, die ‚Sie‘ in Deinem Leben, einen Schatten auf uns alle geworfen hat, weil Du eine ſo entſetzlich ſchlechte Meinung vom weiblichen Geſchlecht überhaupt und von den Europäerinnen insbeſondere haſt!“

„Die Frauen dort drüben hätten viel Anziehendes für einen Menſchen, der die Aufrichtigkeit und Wahrheit liebt.“

„Beſonders die Chineſinnen mit ihrem verkrüppelten Fußſyſtem ſcheinen mir ein Typus für Naturwahrheit.“

„Ehrlich geſtanden, Hedwig,“ entgegnete er lächelnd, „habe ich von den Eingeborenen der Länder, in denen ich Conſul war, nicht viel mehr geſehen als Du. Sidney

z. B. iſt faſt eine europäiſche Stadt, Singapore — doch ich habe bemerkt, daß Du wenig geographiſches und ethnographiſches Intereſſe haſt, ſonſt hätte ich Dir ja eins meiner Bücher zu Füßen zu legen gewagt. Dir iſt die Seele, die in den Tönen ruht oder aus den Augen blitzt, das allein intereſſante Studium."

„Ich verdiene Deinen Hohn nicht, nehme ihn aber gern hin als ein Zeichen Deiner guten Laune."

„Meine gute Laune wird aber gleich wieder ſchwinden, wenn ich auf die Uhr ſehe; es iſt ſicher über elf, und ſeit 25 Jahren bin ich nie ſpäter als um elf zur Ruhe gegangen."

„Aber Joachim," wollte Hedwig ernſthaft einwenden, als ſie ein ſchelmiſches Lächeln in ſeinen Augen bemerkte. „Natürlich um elf Uhr, aber ſiehſt Du, die Zeit hier iſt ja eine andere, wenn es drüben 11 Uhr iſt, geſtatte ich Dir, Dich zurückzuziehen."

„Du glaubſt, die Berechnung fällt mir ſo ſchwer?" Er zog ein zierliches Notizbuch heraus; jeder Gegenſtand, den er in Gebrauch hatte, war von überraſchendem Geſchmack, nichts Dutzendwaare, Alles hatte ein beſonderes Gepräge. Man konnte ihn, ſo zu ſagen, an jedem ſeiner Gegenſtände erkennen.

Hedwig ſtand etwas ſchneller auf, als ſonſt ihre Art war, und ergriff das Büchlein, aus dem er noch nicht den Bleiſtift gezogen hatte. „Das wird confiscirt," ſagte ſie und wurde plötzlich dunkelroth. Sie war in ihrem Eifer ſo nahe an ihn herangetreten, daß ſein Athem ſie geſtreift hatte, ſein eigenthümlich ſüßduftender Athem, der ihr ſo eine Fülle von Erinnerung brachte, daß ſie

faſt ſchwankte. Ja, dieſen merkwürdigen Duft, ſie hatte ihn ganz vergeſſen; wie war das nur möglich, ein ſo charakteriſtiſches Merkmal! Ihr war urplötzlich, als ſäße ſie auf ſeinem Schoße in dem Laubengang von Ritholm, wo er ſie ausgelacht, als ſie ihn geküßt, und er ihr verſichert hatte, nun würde ſie auch einen Bart bekommen. Sie war kaum fünf Jahre alt geweſen. Und auf der Heimfahrt hatte ſie der Mutter nichts von ihrer Sorge anvertraut, aber lange nachher jeden Morgen in den Spiegel geſchaut, ſich beim Waſchen die kleine Oberlippe roth gerieben, um keinen Bart zu bekommen. Vierzig Jahre ſchienen ausgelöſcht durch dieſen leiſen Duft. Nein, dieſelben waren nicht ausgelöſcht, ſie hatte ſich ja ruhig in ihren Seſſel geſetzt, ihre Gedanken hatten an ihrem gewohnten Ausſehen nichts geändert, ſie ſaß da, eine freundlich lächelnde Matrone, deren Frauengeſtalt ſchwarzer Seidenſtoff umfloß und deren Haupt wittwenhaft mit ſchwarzer Spitze verhängt war. Und er? Sie blickte zu ihm herüber. Er war zurückgeſunken in den Lehnſtuhl und ſah plötzlich ſo alt aus. Warum nur? War die Jugend von ihm gefallen in dem Augenblicke, da ſie deren Hauch wieder geſpürt? Woher hatte er nur dieſen ſüßduftenden Athem? War es der Odem ſeiner reinen Seele?

„Ich finde, auf die Dauer iſt dieſe halbe Beleuchtung angreifend," ſagte ſie; ſie wollte ſehen, warum er ihr plötzlich ſo alt erſchien. „Willſt Du ſelbſt mir eine der Lampen aus dem Salon herholen, oder ſoll ich klingeln?"

„Das Beſte wäre wohl, ich überließe Dich der Ruhe

und ſuchte ſie ſelbſt auf —“ entgegnete er, „aber wie Du willſt.“

Er brachte eine der Lampen in's Boudoir und ſetzte ſie auf den Kaminſims vor den halb verhängten Spiegel. Hedwig war auch aufgeſtanden und riß den Lampenſchirm herunter, ſo daß Joachim ſie verwundert anſah. Er äußerte aber nichts, ſondern nahm wieder ſeinen Platz ein; dann ſagte er:

„Ja, es iſt beſſer, das helle Licht, wenn man von Jugendzeiten ſpricht; man könnte ſich ſonſt einreden, man wäre noch jung.“ Er ſchwieg.

„Du vergißt, daß Du mir noch Deinen Roman ſchuldig biſt,“ entgegnete ſie.

Er zog ſeine Uhr heraus. „Bewilligſt Du mir noch eine Stunde, ſo werde auch ich Dir noch eine bewilligen.“

„Alſo noch zwei im Ganzen.“

„Hedwig, ich habe immer große Achtung vor Wolff's Frau gehabt; Du wirſt mir dann, kurz ehe ich fortgehe, — ich traue Dir wirklich zu, daß Du die Wahrheit ſagſt, — eingeſtehen, ob Du den Prinzen geliebt; ich werde dann auch nicht mehr fragen; aber ſiehſt Du, mit dem häßlichen Schatten, den Du in meine Seele auf das Bild von meines Wolff's Frau geworfen, mit dem will ich nicht ſterben. Es wäre doch zu bitter, ſollte man ſich ſo geirrt haben ſein ganzes Leben. Es iſt ſchon ſo bitter genug; ich wünſchte, ich wäre nicht zurückgekommen, dann lebte ich in dem Wahn, Wolff hätte ein Paradies auf Erden gehabt.“

„Und ſteht die Wahrheit nicht immer höher?“

„Wenn wir darüber ſtreiten, ſind wir morgen früh noch nicht weiter. Was heute Wahrheit, iſt morgen Lüge und übermorgen Trug, und den vierten Tag Verrath und den fünften Tag ein überwundenes Vorurtheil.“

„O, ich ſprach nicht von einer allgemeinen Wahrheit, von dieſer ſpeciellen,“ ſagte ſie traurig.

„Mein Lebelang habe ich die Wahrheit als das Höchſte geſchätzt auf Erden, das klingt ſo trivial wie alle großen Phraſen, aber praktiſch, auf das kleine Leben angewendet, iſt es nicht alltäglich. Nur die Gerechtigkeit ſtellte ich noch höher, und darum habe ich gewiß öfter als andere Männer ungerecht gehandelt.“

Sie ſchwieg, und er erwartete auch keine Antwort; denn was er ſagte, ſchien mehr ihm ſelbſt als ihr zu gelten. Ihr war, als ſollte ſie ſich ganz in die Ecke des Zimmers verkriechen, um ihn nicht zu ſtören in dem lauten Denken.

„Dieſe unglückſelige Eigenſchaft aller Deutſchen, ewig zu prüfen, welchen Motiven ihre Handlungen entſpringen, hatte mich ſchon früh gepackt. Ich hatte daher immer in mir ſo viel zu denken gefunden, daß ich ſelten aus mir hinausging; darum wohl war mir nachher die Fremde ſympathiſch, nachher, nach der kurzen Zeit, die ich wirklich gelebt, d. h. geliebt. Wie „Sie“ war, willſt Du wiſſen? Sie war liebreizend, ſie war ein unbewußtes Genie, — und ſie warf alle ihre göttlichen Eigenſchaften hin, nur um hoch zu ſteigen auf der Leiter, die menſchliche Eitelkeit errichtet. Anſtatt Gottes Werke, Feld und Wald, zu ſtudiren, lernte ſie die Formen der Menſchen auswendig und verſenkte ſich in die Abſtufungen

ihrer Laſter; nein, nein, ſie wäre nicht für mich geweſen, und ich nicht für ſie! Wie es Alles kam, willſt Du gewiß wiſſen, denn dies war noch kein Roman, ein Roman muß ſpannen, ſoll er den Namen verdienen."

„Alſo ich, der Held, ging eines Abends, es war hier in Berlin, und ich bin neulich wieder auf denſelben Platz gegangen, in's Schauſpielhaus. Kennſt Du die Parquetlogen? Ich weiß nicht, ob es Stil iſt, in ſie zu gehen; ich ging aber gerne hin, weil ich von dort ſah, ohne geſehen zu werden. Und was ich ſah, war eine aufgeblühte Knospe. Es war vielleicht gar nicht ſo wunderbar, wie es mir vorkam. Knospen blühen auf und werden merkwürdig ſchöne Blumen, und die Knospen hat man oft betrachtet und ſie vielleicht vor rauher Hand geſchützt, aber nach der erblühten Blume ſtreckt man ſelber die Hand aus und will ſie beſitzen und meint, das ganze Leben ſei werthlos ohne dieſe Blume." Er hielt inne.

„Alſo Du hatteſt ſie ſchon früher gekannt?" brachte die Gräfin mühſam hervor.

„Ich, ich hatte ſie früher gekannt; aber an dem Abende war mir's, als ſähe ich ſie zum erſten Mal. Es war wie eine Offenbarung. Von der Stunde an faßte ich den Plan, mir ein Einkommen zu ſchaffen, um heirathen zu können und die Perle zu beſitzen."

„Darum wählteſt Du die Conſulats-Carrière? Das war zu damaliger Zeit!" die Stimme der Gräfin klang ganz heiſer.

„Ich berauſchte mich in ihrer Nähe, ich war ſo ſelig, als wäre ich von Himmelsmuſik beſtändig umfluthet.

Nun, ich brauche nicht die ganze Tonleiter der Leidenſchaft vor Dir durchzuſpielen. Du mußt ſie ja kennen!“

„Ja, ich kenne —“ flüſterte ſie.

Er ſchwieg und ſah ſie lange an, als wollte er das Räthſel ergünden, als wollte er ſelbſt entziffern, was er zu hören fürchtete.

„Alſo,“ ſagte er endlich, „ſo iſt es dennoch wahr, Du haſt den Anderen im Herzen gehabt, tief, tief im Herzen, und mein armer Bruder konnte ihn nicht verdrängen!“

„Nicht lebend und nicht todt, Gott verzeih' mir's!“ ſagte die Gräfin. „Aber Joachim, Du biſt ja Deiner Liebe auch treu geblieben, was wirfſt Du's mir denn vor?“

„Nein, Hedwig, ich bin ihr nicht treu geblieben, denn Treue gegen ſie wäre Untreue gegen einen Anderen geweſen; ich habe nicht einmal meinen Gedanken in den langen, qualvollen Nächten meiner Einſamkeit erlaubt, ſie zu umfangen, weil ich ehrlich ſein wollte bis in den Grund meiner Seele; ich habe nie eine Andere geliebt, aber ich habe auch ſie nicht mehr geliebt, ja ich wäre im Stande, jetzt vor ſie hinzutreten und ihr meine kühle Freundſchaft anzubieten. Aber das iſt eben jetzt; damals mußte ich die Meere zwiſchen uns legen.“

„War ſie Deiner denn unwürdig, daß Du ſie nicht zu Deiner Frau nehmen konnteſt?“

„O, ſo einfach iſt die Geſchichte nicht,“ ſagte er mit einem Anfluge von Lächeln, „ich habe Dich ja um eine Stunde Gehör gebeten. Sie war eine Künſtlerin, ſagen wir eine Sängerin, und hatte ein Engagement ange-

nommen, obwohl ich allen meinen Einfluß angewendet, daß ſie ſich nicht band. Meine Liebe war nicht vermindert dadurch, daß ſie mir nicht folgte; vielleicht hatten die Ihren ſie dazu veranlaßt. Der erſte Abſchied aber, den ſie in Folge deſſen von uns nahm, war mir von troſtloſer Vorbedeutung. Doch die Jugend iſt hoffnungsreich."

„Wart Ihr ſchon ſo zu ſagen verlobt?" ſtieß die Gräfin heraus, „verlobt, während Du Dich frei geberdeteſt und vielleicht bei Anderen den Glauben erweckteſt, Du liebteſt ſie?"

„Bei welchen Anderen?"

„O," ſagte ſie abbrechend, „ich habe einmal von einer Frau gehört, ſie hätte Jahre lang geglaubt, Du könnteſt ein wenig Intereſſe an ihr haben."

„So, das hat ſie alſo dennoch gefühlt," ſagte er gedankenvoll. „Nein, wir waren nicht verlobt; ich ſcheute mich davor, ihre Jugend zu binden, und ſegnete ſchließlich, wenn ich ſo grübelnd daſaß am Meer — ich war zunächſt als Conſulatsverweſer nach Trieſt geſandt, als ich die diplomatiſche Carrière aufgegeben — alſo ich ſegnete ſchließlich ihr Engagement, welches ſie mit vielen bedeutenden Menſchen in Beziehung brachte. Ich hatte doch einmal, als ich abreiſte, in ihrem Auge die Liebe geleſen, wir arroganten Männer täuſchen uns ſo oft; aber dieſer Blick, den ſie mir nachſandte, wie ich die Treppe hinabſtieg und mich noch einmal nach ihr umſchaute, dieſer Blick gab mir die volle Seelenruhe. Man beurtheilt ja immer die Menſchen nach ſich; darum glaubte ich, nur Einem Manne kann ſie ſo nachblicken,

und in dieſem Bewußtſein blieb ich die ſechs Monate dort. Darauf wurde ich zum Viceconſul ernannt und konnte nun kommen, um ſie zu werben. Sie hatte unterdeß auch ein heirathsfähiges Alter erreicht, kurz, ich machte die ſeligſte Fahrt durch, die je ein Mann zwiſchen Trieſt und Berlin durchgemacht.“ Er hielt an. „Ich lang=weile Dich wohl?“ ſagte er.

Hedwig ſah ihn geſpannt an. „Und als Du kamſt, war ſie todt oder untreu oder was, ſprich doch, was?“

„Nur gemach! Ich bin jetzt älter und an längere Reiſen gewöhnt; trotz meiner Seligkeit ſchien mir die Fahrt damals lang.“

„In Berlin fand ich — fand ich einen Freund am Bahnhof, der mir bis dahin entgegen gekommen, weil er mir etwas mitzutheilen hätte, — von meinem Lieb.“

Er ſchwieg und ſtand auf, ging im Zimmer auf und ab und trat dann an's Fenſter.

„Großer Gott, was war das für ein Abend. Er hatte Schulden gemacht, ſich in die böſeſte Geſellſchaft geſtürzt und drohte nun ſich umzubringen; und Alles, weil mein Lieb auch ſein Lieb war, er aber nicht wagte, um ſie anzuhalten, da er meine Leidenſchaft kannte, ob=gleich ſie ſeine Liebe erwiderte. Da ging ich hin und warb um ſie für ihn.“

„Du warſt ja ſtets zum Brautwerber auserleſen,“ unterbrach ſie mit harter Stimme, „und Du hatteſt dort, wo Du liebteſt, denſelben glänzenden Erfolg wie bei mir?“

„Genau denſelben!“ ſagte er traurig.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

„Dann hatte ſie Dich nie geliebt," meinte die Gräfin.

„Natürlich nicht, das war ja das Traurigſte. Noch während ich mit ihr ſprach, zitterte mir das Herz mit der leiſen Hoffnung, ſie würde Nein ſagen — der Menſch iſt ſehr egoiſtiſch, wie Du vorhin ſagteſt — ich würde noch einmal den Blick, das Strahlen ihres Auges ſehen, von dem ich Monate gezehrt, aber nein, nur kalt, grauſam und faſt ſpöttiſch maß ſie mich. Als ſie mir das Ja für den Anderen gegeben, da ſchlich ich durch all' die Gänge und Treppen hinab, über die Straße, auf mein Zimmer und fiel ohnmächtig nieder. — Doch nun wollen wir von angenehmen Sachen ſprechen," meinte er mit klangloſer Stimme und fuhr mit der Hand über die Stirn. „Ich habe Dir doch keinen richtigen Roman erzählen können, ich bin zu phantaſielos, und großes Unglück iſt immer ſo einfach."

Sie ſchien ihn nicht gehört zu haben, denn ſie ſagte wie in tiefen Gedanken:

„Du kannſt ihr aber ſehr Unrecht gethan haben, ich kann es beurtheilen, vielleicht liebte ſie Dich auch und glaubte ſich nur von Dir verrathen."

„Nein, Hedwig, Frauen ſind ſehr feinfühlig in dieſen Beziehungen; ſie hat genau gewußt, daß ich ſie gern hatte, ſie aber hing weder an mir, noch an ihrem Manne, ſondern an einem Dritten, ſcheint's; das wußte ich nur damals nicht."

„Großer Gott," ſtöhnte Hedwig, dann ſah ſie wie verwirrt um ſich, aber Joachim ſprach weiter, als wäre ſie nicht im Zimmer.

„Nun kam die ſchlimmſte Zeit, wo ich mich entwöhnen mußte, mit jedem Gefühl, jedem Gedanken an ſie anzuknüpfen; hätte ich wenigſtens noch in meinen Phantaſien mit ihr weiter leben können, wie froh wäre ich geweſen, aber ich durfte nicht, es wäre ein Verbrechen geweſen. Da ging ich über's Meer. Ach, oft ſpülte eine Welle ſie mir nach, aber die Wellen zerſchellen an Schiff und Strand. Und drüben war ein neues Leben, ſogar Arbeit und Forſchung, allmählich kamen mir ſogar alle meine kleinen Freuden nachgeſpült. Reizvoll war die ſüdliche Färbung, eigenartig mein Haus, ich zog um dasſelbe herum meinen ſeltenen Garten; und am Meer ſaß ich und lernte angeln, und das Meer gemahnte mich nur an die Kindheit, nicht an die Liebe, und die Sonne vergoldete auch bei mir die Flur, und der große Himmel ſpannte ſich herrlich über mir aus. So wurde ich ein alter Mann, und nun, da ich wieder daran denke, begreife ich nicht, was mich noch einmal zurücktrieb. Den Bruder hatte man lange begraben — das war ein ſchwerer Tag, der mir die Nachricht brachte; Gott ſei Dank, daß er vorbei — ſeine Gattin war mir fremd geworden, und ſein Kind habe ich immer noch nicht mit Augen geſchaut."

„Und wie iſt Dir Deines Bruders Wittwe erſchienen?" unterbrach ihn Hedwig.

„Meines Bruders Wittwe? Den Eindruck macht ſie nicht. Sie hat mich überraſcht. Sie iſt eine vornehme Frau, die ihren eigenen Weg geht, die aus dem talentvollen Mädchen ſich zu einer Meiſterin entwickelt hat, die das Leid, was ſie vielleicht gelitten, allein

getragen, die aber von Wolff nichts an ſich behalten."

Die Gräfin lachte nervös auf. Sie war wie krank. Was hatte er alles für Berge zwiſchen ſie gebaut ſeit ihrer Plauderei am vergangenen Abend! Sie hatte ihre Faſſung ganz verloren. Sie ſtand darum auf und trat in's Nebenzimmer.

Joachim blieb in ſeinen Seſſel gebannt, denn plötzlich klangen abgeriſſene Accorde an ſein Ohr, die in eine Chopin'ſche Phantaſie übergingen. Und dieſe ging über in eine Polonaiſe, und ihr folgte ein Trauermarſch, lauter Chopin; ſie aber ſpielte, wie ſie noch nie geſpielt. Er horchte auf jeden Ton, er bewunderte den Vortrag jedes Tactes.

„Nein, ſie iſt nur ſie ſelbſt, Niemandes Frau oder Wittwe," ſagte er, plötzlich an's Clavier tretend, „ſie iſt eine machtvolle eigene Individualität, die überhaupt nicht in die Schranken unſerer engen Vourtheile gehört. Sie hat ein Recht, uns alle unglücklich zu machen, denn wir waren verwegen, daß wir in ihr Leben griffen."

Hedwig war zuſammengeſchreckt, als ſeine Stimme ihr Spiel unterbrochen. Jetzt ſtand er neben ihr, die Hand auf das Pult ſtützend, und ſah auf ſie nieder. Sie aber ſchien nur ihren eigenen Gedanken gefolgt zu ſein.

„Wenn Du den Gedanken an ſie haſt aus der Bruſt reißen können, dann haſt Du ſie doch nicht geliebt, das kann Keiner," ſagte ſie herb.

„Haſt denn Du den Gedanken an den Anderen niemals aufgegeben?"

„Niemals.“

„Und das war meines vergötterten Bruders Weib!“

Sie ſah zu ihm auf. „O,“ meinte ſie ſehr ruhig, faſt kalt, „er hat nie etwas davon geahnt, denn er ſah mich ſtets vollkommen heiter. Du weißt es nicht, Joachim, ich war die Fröhlichere von uns Beiden. Für ihn, nicht für mich, erfand ich Zerſtreuungen, weil mein Lebensnerv geriſſen war; wer mich ſah, beneidete mich um meine ewige Heiterkeit. In der Richtung ſei unbeſorgt; ſein Kind hat ihn angebetet. Nein, Joachim, was Du von mir verlangteſt, das habe ich gethan. Wolff's einzige Klage über mich war mein kaltes Herz; er behauptete, das ewige Claviergeklimper hätte es in mir getödtet; er ging ſogar ſo weit, zu meinen, ſein Leben wäre intereſſanter geweſen, wenn ich ihn hie und da ein ganz klein wenig eiferſüchtig gemacht hätte.“

„Ich begreife ihn,“ ſagte Joachim bitter, „wenn ich mir denke, das Weib meiner Seele, der höchſte Preis auf Erden, mein Kleinod, wäre mir kalt begegnet, ſtatt eines klopfenden Herzens ein Marmorbild, — ſiehſt Du, Hedwig, Du haſt wirklich keine Ahnung, was Liebe iſt, ſonſt wäreſt Du nicht im Wahn befangen, Du habeſt ihn glücklich gemacht; und der, den Du liebteſt, hat der Dich nicht gelehrt, Dein Herz zu beachten?“

Die Gräfin lachte. „Nein, er trat darauf!“ ſagte ſie mit großer Energie. „Ich ſah mich von ihm verſchmäht in dem Augenblicke, da ich glaubte, ihm mein ganzes Sein weihen zu dürfen. Was glaubſt Du denn, was das iſt für ein feuriges Gemüth, für eine liebende Frau?“

„Alſo verſchmäht hat er Dich? Und wie hatteſt Du Dir Deine Zukunft mit ihm gedacht?“

Die Gräfin zog einen wunderbaren Accord aus den Saiten, daß ſie klangen wie ferner Harfenton, lächelte leiſe und nickte vor ſich hin, als ob ſie den entſchwebenden Tönen zunickte. „Wie im Himmel,“ ſagte ſie.

„Ich fange an, mich an den Bodenſee zu gewöhnen,“ ſagte er mit einem geiſterhaften Lächeln, „ich merke, daß ich nicht ſterbe an meinem ungeheuren Mißgriff.“ Er ließ ſich in einen Seſſel fallen und die Hände über die Armlehnen herabhängen.

„Du haſt ja Deine Liebe überlebt, warum ſollteſt Du noch ſterben, jetzt, wo Alles vorüber iſt?“

„Weil man ſein Leben hingeben, die Lanzen ſich ſelbſt in die Bruſt ſtoßen kann, — nur muß man nicht ſpäter einſehen, daß man es für eine faule Sache gethan!“

„Das haſt Du eingeſehen?“

„Hedwig, ich hatte meinen Bruder ſo lieb wie mich ſelber, glaube ich; denn an dem Tage, da mein Bruder mir ſeine Leidenſchaft für das Weib meines Herzens eingeſtand, da ging ich hin und machte den Brautwerber für ihn und warf ihm die Perle in den Schoß, die heißbegehrte Blume, die ich an dem nämlichen Tage an mein Herz hatte legen wollen, und ich ſtand am Altar, als ſie mit meinem Bruder den Ring wechſelte, und ging fort in die Verbannung, und da ich wiederkomme, finde ich, daß ich blind und taub und unverſtändig war, und daß ich ein großes Unrecht begangen und mein Leben, meine Liebe, mein Glück umſonſt geopfert habe, ja, daß meine ganze Liebe ein grauſamer Irrthum war.“

Er hatte die Arme auf die Kniee geſtützt und das Geſicht in die Hände verſenkt. Einen Augenblick ſtand die Gräfin hoch aufgerichtet, geiſterbleich; und wie eine hehre und ſeltene Blume, die der Herbſtwind niederlegt, ſank ſie vor ihm nieder, nahm ihm die Hände vom Geſicht und drückte ſie mit Gewalt an ihre Bruſt.

„Jo! mein Jo! Dich, nur Dich habe ich geliebt mein ganzes Leben, und weil ich mich von Dir verſchmäht glaubte, war ich ſo verzweifelt; und weil Du mir ſagteſt: ‚Mach' meinen Bruder glücklich,' ſo habe ich verſucht, ihn glücklich zu machen. Es war ein furchtbarer Kampf! — Joachim! Nächte und Nächte habe ich durchweint; ich wußte nicht mehr, was Schlaf hieß. Ich hatte Dich geliebt von dem erſten Erwachen meiner Seele an. Du warſt mir Alles. Ich habe Dich geliebt wie den lieben Gott."

Eine Blutwelle überfluthete ſein Geſicht; keines Wortes mächtig, zog er ſeine Hände aus den ihren, umſchlang ſie mit ſtürmiſcher Kraft und drückte ſie feſt an ſeine Bruſt. Und ſie ließ es willenlos geſchehen; ihre Thränen feuchteten ſeinen Rock; während ſeine Lippen wieder und immer wieder leiſe ihr Haar berührten.

Sie war die Erſte, die wieder ſprach:

„Siehſt Du, Joachim, Du brauchſt nun doch nicht zu ſterben! Ich hatte mich ja nur für Dich geopfert, für Dich! Da ich Dein Weib nicht werden konnte, ſo wollte ich Deine Schweſter ſein und — ſeine Schweſter! Und in treuer Schweſterliebe habe ich Alles aufgeboten, ſein Leben erträglich zu machen; ich war immer Deiner werth; Du brauchſt Dich meiner nicht zu ſchämen. Ich

war ein Stück Seele von Dir, und unbewußt vollbrachte ich Dein Opfer. Nun iſt alle Bitterniß von mir gewichen. Ich bin das ſeligſte Weib auf Erden, nun, da ich weiß, Du haſt mich nicht verſchmäht. O, warum haſt Du nicht Deine Lippen geöffnet und mir Deine Liebe geſtanden? Ich wäre nicht verzweifelt. Ich that es ja doch für Dich, obgleich ich mich von Dir verſchmäht glaubte, und durch mein langes, ſchweres Leben war nur ein Gedanke, der mich ſtützte: ‚Wäre Er jetzt zufrieden mit mir!‘ Und da kommſt Du wieder, kränkſt mich ſo tief und hebſt mich in den Himmel, Alles in einem Augenblicke. O, Joachim! Alles Leid iſt nicht geweſen. Es iſt ausgelöſcht. Das Leben war ſchön und reich; denn Du haſt mich geliebt! O Jo, min ſöten Jo!“ flüſterte ſie fort und fort an ſeiner Bruſt, und er ſtreichelte ihr Haar und ihre Wange und verſuchte immer zu ſprechen, aber konnte nicht, während es bei ihr war, als würden plötzlich alle Dämme eingeriſſen und alle Schranken geſprengt, und als müßte in brauſendem Strom die langverſchloſſene, keuſche Liebe hervorſtürzen und Alles überfluthen in jugendlicher Gewalt, als müßte ſie einmal ſagen, nur ſagen, was ſie getragen, ohne ein Wort, ohne eine Freundeshand, die ihr Hilfe gebracht, als brächte ſie ihm jetzt erſt die ganzen Schätze ihres reinen, jungfräulichen Herzens entgegen und legte ſie ihm zu Füßen.

„Haidi!“ ſagte er faſt unhörbar.

„Und von Deinen eigenen Lippen zu hören, ich ſei eine kalte Kokette geweſen, jetzt, nach ſo vielen langen Jahren. O Jo! Das hatte ich wirklich nicht verdient!

Du kannteſt nicht meine ſchreckliche Lage; Du konnteſt Dir nicht denken, was es heißt, von eines Menſchen Liebesanträgen verfolgt werden, in deſſen Dienſt man ſteht, und keiner Seele ein Wort darüber ſagen dürfen, um nicht ſeinen Brotherrn in Aller Augen herabzuſetzen, und hoffen, hoffen auf den Einen, wie auf den Erlöſer, und er kommt, und das Herz will aus der Bruſt ihm entgegen, und er ſagt: ‚Werde meines Bruders Weib!‘ — ſeines Bruders, der in Allem ſein Gegentheil war!“

„Ich war ein Thor!“

„Nein, Du warſt Dir treu, Dir, Joachim, den ich geliebt und vergöttert habe, der nie an ſich gedacht und der mir in dieſer Stunde wiedergeſchenkt iſt.“

Sie ſtand auf und wandte ſich hin und her, als wäre ſie unſchlüſſig, ob ſie noch einmal dem Clavier den Sturm ihrer Seele anvertrauen ſollte.

Da wurde es plötzlich dunkel im Saale, nur aus dem Boudoir fiel noch ein Lichtſchein hinein. Das brachte Joachim, der bis dahin regungslos vor ſich hingeſtarrt hatte, zu ſich.

„Die Lampen!“ rief er.

„So laß ſie doch, Joachim, was geht die kleine äußerliche Welt Dich an in ſolchem Augenblick,“ entgegnete ſie faſt unwillig. Er aber ging in's Boudoir und trug die kurz vorher auf den Kaminſims geſtellte Lampe auf einen Tiſch im Saal und traf alle Vorrichtungen, daß ihnen nicht auch dieſe Beleuchtung verſagte.

Ihn hatten dieſe wenigen Schritte aufgerüttelt; ſie

aber ſtand noch an's Clavier gelehnt, wie er ſie vorhin verlaſſen. Dieſelbe Exaltation lag in ihrem Blicke, und wie er ſie ſo anſchaute, verſagte ihm der Herzſchlag faſt vor brennendem Weh. Aber er war gewöhnt, ſich zu beherrſchen.

„Ich fing den Abend damit an," ſagte er wie träumeriſch, „die Lampe herunter zu drehen, die zu ſtark brannte, und ende ihn damit, ſie vor'm Verlöſchen wieder aufzudrehen. Blos war es damals zeitig, jetzt iſt es ſpäte Nacht. Dabei ſoll ich morgen um 8 Uhr abfahren."

Er hatte das ſo trübe geſagt, daß auch auf die Gräfin ſich ein Schatten legte; wie ein Traum erſchienen ihr jetzt die heißen Worte von Liebe und Treue, und ihr war, als müßte ſie weinen und weinen, ohne je aufzuhören.

„Wie oft werde ich aus der Ferne mich hierher zurückträumen, wie oft als ungeſehener Gaſt in dieſen Räumen weilen!"

Hedwig lachte auf, um nicht zu ſchluchzen: „Natürlich!"

„Du haſt hier ein reiches Leben," fuhr er fort, „ich habe es ja einige Tage mit Dir gelebt. „Du biſt ein Mittelpunkt für Viele, und unter Vielen gibt es immer Einige, die Werth haben. Ich bin auch recht zufrieden mit meinem Leben; aber es iſt eben doch ein eingeroſtetes Junggeſellenleben." Er hielt einen Augenblick an, als ſollte ſie es beſtreiten, ſie ſchwieg jedoch, darum ſprach er ruhig weiter: „Die beſte Anregung bringen mir meine Blumen, ich habe ſogar die euro-

päiſche Roſe in meinem Garten heimiſch gemacht! Dann beſchäftigte ich mich mit Bücherbinden, mir band weder in Paris, noch in Berlin noch in London ein Buchbinder ſauber genug, da lernte ich es ſelbſt. Wirklich, Hedwig, wenn Du einmal ein gut gebundenes Buch haben willſt, ſchicke es mir."

Sie erwiderte nichts, aber ihre glänzenden Augen trübten ſich.

„Die Bureau-Stunden ſind kurz, ich ſchlafe wenig, und doch habe ich nie Zeit genug, ja, meiſtens bin ich gehetzt."

„Oder Du ſelbſt hetzeſt Dich," unterbrach ſie ihn mit gezwungenem Lächeln.

Es wehte wie ein eiſiger Hauch um ſie; war es nur die Rückwirkung der heißen Worte und Gefühle?

Er ſprach unbeirrt weiter: „Geſelligkeit gibt es ſehr wenig; ein Jeder könnte es nicht aushalten, mir iſt aber wohler dort als in Europa!"

Der letzte Satz klang wie eine Frage, ſie konnte es doch aber nicht beſtätigen oder leugnen?

„Du haſt Dich nie aus Berlin fortgeſehnt?" fragte er plötzlich und ſah ſie groß an.

Eine unbegreifliche Scheu ſchnürte ihr die Kehle zu, und alles Blut ſtieg ihr in die Wangen. „O nein," ſagte ſie endlich.

Er wandte die Augen wieder von ihr, aber augenſcheinlich zu ſpät, denn nun färbten ſich auch ſeine Wangen roth. Hedwig ſuchte nach einem gleichgültigen Geſprächsſtoff, aber Alles, was ihr durch den Sinn ging, ſchien ihr eine Anſpielung auf Etwas, was ſie unberührt laſſen wollte.

„Warum gehſt Du eigentlich erſt nach Rom?“ fragte ſie endlich.

„Um Wolff's Kind zu ſehen,“ ſagte er zerſtreut, und nachdem er es ausgeſprochen, erröthete er noch mehr und verbeſſerte ſich: „Um Deine Tochter kennen zu lernen.“

Wieder ſchien der Gräfin, als wehte ein eiſiger Wind durch's Zimmer, ſo hart fielen ihr die Worte: „Wolff's Kind“ in's Ohr, als ob ſie dieſelben noch nie gehört, und doch war es ja ganz wahr, „Wolff's Kind“.

Er ſtand regungslos am Kamin, — ſie waren beide im Laufe des Geſprächs in's Boudoir zurückgekehrt, — ihr fingen die Kniee an zu zittern, was war es nur? Sie mußte an ſich halten, daß das Zittern nicht ihren ganzen Körper ergriff. Er ſah nach ihr hin und wieder mit dem unendlichen Weh, das ihn vorhin befallen.

„Wie ſchön Du biſt,“ ſagte er endlich, „ſchöner als damals. Du warſt für die Würde geboren; die Linien Deines Antlitzes ſind erſt jetzt ganz vollendet.“

„O Joachim,“ ſagte ſie und bedeckte ſich das Geſicht mit beiden Händen, „ich ſchäme mich ſo, daß Du mir alten Frau das ſagſt.“

„Mir biſt Du nicht alt, denn ich bin immer noch ſo viele Jahre älter. Siehſt Du,“ fuhr er plötzlich mit veränderter Stimme fort, „mir hat dieſer eine Abend mehr gegeben als mein langes Leben, ich habe Dich in meinen Armen gehalten und habe von Dir gehört, was ich noch immer nicht ruhigen Bluts glauben kann — daß Du mich, mich, wirklich einmal geliebt haſt.“

„Nein, Joachim," unterbrach ſie ihn, „das iſt unrichtig, ich habe Dich nicht geliebt, ich liebe Dich noch!"

Er ſah ſie unſchlüſſig an.

„Jetzt muß ich aber gehen, Hedwig," ſagte er und ergriff plötzlich wie krampfhaft ſeinen Hut, „Hedwig, kleine Haidi, ich muß fortgehen, weit fort und für immer!"

Er beugte ſich über ihre Hand, um ſie mit ſeinen Lippen zu berühren.

Sie zögerte einen Augenblick, dann übergoß Purpurröthe ihr ganzes Geſicht, ſie legte ihren Arm auf ſeine Schultern und ſagte:

„Nein, Joachim, Du darfſt nicht ſo fortgehen, Du mußt mich mitnehmen, willſt Du?"

Ein
Begräbniß in den Karpathen.

Im Karpathenhochwald hält der Schneesturm Bacchanal. Das ist ein Heulen in der engen Schlucht, ein Aechzen in den Tannen, ein Brausen und Krachen der Eisschollen auf der Prahova, die in rasender Eile mit denen der Doftana zusammenprallen! Hoch stauen sich die Wasser und füllen das steinige Flußbett, wie ein mächtiger Strom. Donnernd sausen sie in die scharfen Ecken hinein, und bei jedem Anprall sinkt Erdboden, Felsgestein, Tanne und Buche machtlos dahin und wird meilenweit fortgewirbelt. Von allen Höhen rauschen Wasserfälle, deren Schaum zu Eis wird. Was Menschenhände mit Fleiß und Kunst gebaut, ist in einigen Augenblicken zerstört; die Eisenbahnschienen hängen in der Luft wie leichtes Drahtgeflecht; die Doftanabrücke wankt und stürzt zusammen, als wären ihre Quadern Kiesel und die Schienen Schwefelhölzchen. Die Bäume winden und drehen sich in ihren Wurzeln, die bald losgerissen zur Wolkenmasse emporstarren; manch hehres Tannenhaupt, das so vielen Stürmen getrotzt,

wird heute gefällt, bettet ſich mit ſeinem ſchwärzlichen Grün tief in den Schnee und wird bald bedeckt von den ſchleierdicht wirbelnden Flocken.

Die kleinen leeren Sommerhäuſer am Bergeshang zittern in ihren Fugen, als könnten ſie davongetragen werden. Eines derſelben ſcheint bewohnt; denn aus dem Fenſter dringt Lichtſchein, der bei der raſch hereinbrechenden Dunkelheit den Schnee draußen röthlich färbt und trotz der geſchloſſenen Scheiben unruhig hin und her geweht wird.

Dieſer Schein fällt ebenſo röthlich auf ein ſchneeiges Geſicht, das in ſtarrer Ruhe und unbegreiflicher Schönheit in dem Zimmer aufgebahrt liegt, ſo friedvoll, als müßten noch Athemzüge den vollen jungen Buſen heben und die durchſichtigen Naſenflügel bewegen. Die langen dunkeln Wimpern ſcheinen ſich zu heben und den Schatten auf den Wangen zu vergrößern. Doch nein, ſie rühren ſich nicht. Nichts rührt ſich mehr. Wieder rüttelt der Sturm an dem kleinen Hauſe und ſingt ein Klagelied der Verzweiflung dem ſtummen Manne zu, der regungslos an dem Tiſche ſitzt, den Kopf in die Hand ſtützt und auf die Leiche ſtarrt. Seine Züge ſind fein und edel, die Augen tiefblau, das Haar blond und zart, in das die ſchlanken Finger ſich eingewühlt haben. Die Lippen ſind aufeinandergepreßt, als würden ſie ſich nie mehr zum Sprechen öffnen, als hätte der höchſte Schmerz ſein Werk vollbracht und zu Eis erſtarrt, was früher lebte und liebte. Er wendet nicht das Haupt, es zucken ihm nicht die Lider, wie der Sturm gegen das Fenſter tobt und donnert, wie die Flammen an den vier Ecken des

weißen Sarges ſich biegen und winden unter der Zugluft gleichſam wie in Schmerz und Pein.

Drüben, über dem ſchmalen Gang, iſt ein dunkles Zimmer, durch das nur hin und wieder ein Schein zittert aus der Ofenthüre oder aus den ſchlecht verpichten Fugen des mächtigen thönernen Ofens, in welchem das Feuer tobt und raſt und den Lärm noch vermehrt. Dicht aneinandergedrängt ſitzen vor dem Ofen zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, und zittern.

„Hörſt Du, Ben, wie der Sturm ſingt?“

„Ja, Mad, er trägt der Mutter Seele fort.“

„Aber ich dachte, die Engel kämen ganz ſanft und trügen ſie hinauf, wie eine kleine Wolke?“

„Weißt Du, Mad, in ſolch einem fremden Lande, da finden ſie die Engel nicht. Sie haben ſie bei uns zu Hauſe geſucht, und dann haben ſie den Sturm über den Ocean geſchickt; der ſoll ſie finden.“

„Weht denn der Sturm auch bis zum Himmel, Ben?“

„Siehſt Du das nicht an den Wolken?“

„Aber werden hier denn andere Engel ſein, die ſie aufnehmen? Werden ſie ſie kennen?“

„Die Engel müſſen jede Seele aufnehmen, dazu ſind ſie da.“

„Und bringen ſie zu Gott. Und der kennt ſie?“

„Natürlich, der kennt ja Jedermann!“

„Wie ſieht er denn aus, der liebe Gott?“

„Du haſt doch geſehen, in Großmama's Bibel.“

„Ich habe es aber ſchon vergeſſen!“

„Weißt Du nicht? Mit einem Bart, ſo lang wie die Wolken, und großen, großen Augen und einem Mantel. Weißt Du nicht mehr, wie ich immer ſeinen Mantel anmalen wollte und die Großmama ſagte, ich wüßte ja doch nicht, welche Farbe er hätte.“

„Der muß doch blau ſein?“

„Warum blau?“

„Wie der Himmel, Ben.“

„Nein, feurig, wie die Sonne, wenn ſie im Meer untergeht.“

„Meinſt Du, Ben?“

„Natürlich mein' ich's bloß; ich kann's ja nicht wiſſen.“

Der Sturm raſſelte und heulte. „Ich fürchte mich, Ben!“ ſagte die Kleine, und drückte ſich ſo dicht an den Bruder, daß ihre blonden Locken ſich vermengten wie eine goldene Fluth.

„O Maddy! wer wird ſich denn fürchten?“ Aber der Knabe zitterte. Sie ſtarrten beide in's Feuer und wagten nicht, die Köpfchen umzuwenden. Das Mädchen hatte graue Augen, der Knabe blaue, faſt enzianblau wie der ſüdliche Himmel. Beide Kinder hatten dunkle Brauen und Wimpern und goldblonde Locken, der Knabe bis in den Rücken, das Mädchen bis an die ſchwarze Schleife, die das weiße Schürzchen umſchloß.

„Ich habe ſie geſehen, Ben!“

„Und ich habe ſie geküßt, Mad; aber da war ſie ſo kalt, ſo kalt!“

Des Knaben Augen wurden ſehr groß und wandten ſich zur Schweſter.

„Warum iſt man denn kalt, wenn man todt iſt, Ben?“

„Weil man nicht athmet.“

„Macht denn das Athmen warm? Ich athme, und bin doch ſo kalt!“ Die grauen Augen ſtarrten meertief vor ſich hin, und färbten ſich ſchwärzlich grün, unter der Gedankenpein.

„Du ſollſt nicht ſterben, meine Mad!“ rief der Knabe leidenſchaftlich, warf die nervigen Arme um die ſeenhafte Geſtalt der Schweſter und drückte ſie an ſich, in ſtürmiſcher Zärtlichkeit.

Und dann weinten ſie alle Beide, wagten aber nicht, aufzuſtehen, weil ſie ſich fürchteten, im Dunkeln an dem andern Zimmer vorüberzugehen. Und der Sturm nahm zu an Gewalt. Bald hörten ſie ihre eignen Stimmen nicht mehr, und Niemand kam, ſie zu tröſten. Da kratzte es laut an der Thüre, und ein Winſeln folgte. „Das iſt Buty!“ rief der Knabe, lief hin und machte ihm auf. Und herein kam der treue Jagdhund, ſchmiegte ſich an die Kinder und jammerte und heulte wie ein Menſch. Sie umſchlangen ihn, legten die Köpfchen gegen ſein warmes Fell, und ſo weinten ſie alle Drei. Keiner hörte ſie in dem Getöſe, vor dem ſie zuweilen verſtummten, um erſchrocken zu lauſchen. Der Hund hob ſeine langen Ohren und zog die Stirne kraus, legte auch den Kopf auf die Seite und ſchnoberte in die Luft; dann erhob er wieder ſein klägliches Winſeln, und die Kinder begannen von Neuem zu weinen.

In der Küche ſaß das Kindermädchen am Heerde und wartete auf die Köchin, die nach Comarnic gefahren

war und verſprochen hatte, vor einbrechender Dunkelheit zurück zu ſein. Das Mädchen hatte die Schürze über den Kopf geworfen und wiegte ſich hin und her, bald auf Deutſch, bald auf Rumäniſch, bald auf Ungariſch jammernd; denn ſie war aus Siebenbürgen. Sie dachte bald an die todte Herrin, bald an die Köchin, die im Schneeſturm ſicher umgekommen war. Der Kinder hatte ſie vergeſſen.

Das Heerdfeuer erloſch, im Ofen verglommen die letzten Scheite; bei der Todten war eiſige Kälte; aber der einſame Mann fühlte es nicht. Seine Züge wurden nur ſichtbar ſchärfer und älter, die Hand magerer, an der der Trauring glänzte. Der Sturm ſchien ihn in eine Art von Gefühlloſigkeit einzulullen und ſeine Gedanken weit hinwegzuführen. Er dachte an ſeine weſtindiſche Heimath, an den Sturm, der ſeine Schweſter ein Stück durch die Luft trug, als ſie ſich nach der Mutter Hauſe flüchtete. Und kaum hatte ſie das Ihrige verlaſſen, als es vom Erdboden verſchwand, ſo daß man nicht einmal mehr finden konnte, wo es geſtanden hatte. Das Meer thürmte ſich landeinwärts und bettete ein mächtiges Kriegsſchiff tief in ein Ananasfeld. Die Bäume, Palmen, Tamarisken, Farren, Pandanus wurden gemäht wie Gras, der Boden wankte und klaffte an mehreren Stellen. Er aber hatte ſich hinausgewagt, zu ſeiner Braut, ſeiner Jugendliebe, ſeiner Geſpielin und Herzensfreundin von zarteſter Kindheit an, Clariſſe, der wunderſchönen Creolin. Noch ſchwoll ihm das Herz, wie er ſich ihres Freudenſchrei's erinnerte, als ſie ihn erblickte, und wie ſie ihm in die Arme flog, ſtürmiſch,

unbesorgt, ihm den ganzen Strom ihrer Liebe zu zeigen, da sie ihn todt gewähnt. Die alte Negerin, deren Obhut sie oft beide anvertraut waren, hatte ihn gescholten, wie er sich solcher Gefahr habe aussetzen können. —

Dann kamen andere Bilder: der Krieg, die Treue der Neger, die nicht von ihnen lassen wollten, obgleich man ihnen gesagt, auf der andern Seite winke die Freiheit. Und als der Krieg vorüber war, da waren sie arm und hatten Nichts mehr, und er war Ingenieur geworden, hatte in unglaublich kurzer Zeit eine Stellung errungen und konnte sie heirathen. Dann dachte er an die Hochzeit im Lande ewiger Sonne und strotzender Blumenfülle, und er lächelte.

Die Nacht rückte vor. Da fielen der Magd die armen Kinder ein, an die kein Mensch gedacht. Mit großer Mühe riß sie die Thüre auf und schützte mit der Hand den Docht, der zu erlöschen drohte. Da fand sie die Beiden auf der Erde, an den kalten Ofen gelehnt, mit ihren Armen umschlungen und eingeschlafen, der Hund vor ihnen Wache haltend.

Die Thränen glänzten noch auf ihren Wangen. Die Magd stand einen Augenblick vor ihnen und bewunderte ihre Schönheit: „Ihr armen Engel!“ sagte sie. Es gab ihr einen Stich ins Herz, wie der Knabe eben der todten Mutter glich.

„Kommt, Kinder!“ rief sie endlich, und erfaßte ihre kalten Händchen, „geschwind zu Bett!“

„Ja, Mutter!“ sagte der Knabe schlaftrunken, während das kleine Mädchen einen tiefen Seufzer aus-

ſtieß und ohne ein Wort aufſtand. Sie gingen leiſe an jener Thür vorbei.

„Sagen wir dem Vater nicht Gute Nacht, Ben?“ meinte die Kleine am Ende des Ganges.

„Er iſt da drin, Mad?“

„Ja, ſie iſt nicht allein!“

Die Kinder nahmen ſich bei den Händen, kehrten langſam zurück und öffneten das Todtenzimmer, nicht ohne Anſtrengung. Der Vater rührte ſich nicht; nur ſeine Augen wanderten nach den Kindern, die auf die Todte ſtarrten und ſich nicht zu bewegen wagten. Und die Todte ſchien zu lächeln.

„Gute Nacht, Vater!“ ſagte endlich das kleine Mädchen und kam an ihn heran. Ihre Zähnchen ſchlugen aufeinander, vor Angſt und Kälte.

„Gute Nacht, Magdalenchen, meine kleine Mad Gute Nacht, Benno! So, ſo, gute Nacht! Laßt uns jetzt allein!“

Sie fühlten, daß ſie ihn ſtörten und ihm zur Laſt waren. Noch einen ſcheuen Blick warfen ſie auf die Leiche und ſchlichen dann hinaus, eine Thräne des Vaters auf ihren Locken in die kalten Bettchen tragend, wo heute Niemand mit ihnen betete.

Ach, wohl hatten ſie ihn geſtört in ſeinem Glücks-traum. Wie einem ſchwer Verwundeten, bei dem der kochende Schmerz eine Zeit lang dumpf geworden, und ein Schritt auf der Diele, ein leiſer Stoß an's Lager einen neuen Schmerzparoxysmus herbeiführt, ſo hatte der Anblick ſeiner Kinder ihn in die volle Gegenwart zurück-geführt — ein neuer Sturm wühlte ihm in der Bruſt.

Er erhob ſich und ging einige Male durch's Zimmer, dann warf er ſich über die Leiche, küßte die gefalteten Hände, die Bruſt, die Lippen, die Augen, ſpielte mit dem wundervollen Haar, das neben ihr niederrieſelte, und ſtöhnte und weinte zum Herzbrechen. Dann warf er ſich auf ein Ruhebett, das in der Ecke des Zimmers ſtand — wand ſich hin und her in dem raſenden Schmerz, der ihm das Herz zuſammenzog und den Athem beklemmte. Er ſprang auf und riß das Fenſter auf, um Luft zu bekommen. Sturm und Schnee wirbelten herein und alle Lichter erloſchen. Sie nicht zu ſehen, in den letzten Stunden, in denen ſeine Augen auf ihr ruhen konnten, war ihm unerträglich. Mit Gewalt ſchloß er das Fenſter und zündete mit zitternder Hand die Lichter wieder an. Da lag ſie noch und lächelte. Unter ſeinen Küſſen hatten ſich die Lippen ein wenig geöffnet, und die weißen Zähne ſchimmerten darunter hervor. Ihm war es, als würde er wahnſinnig, als müſſe er ſie aus dem Sarge reißen und auf ſeinem Schooße erwärmen. Nein, in die Erde konnte man ſie nicht betten, ſie, die noch vor wenig Stunden in ſeinen Armen geſchlummert, zur Geneſung, wie er meinte; er hatte ſich nicht bewegt, und ſie ſchlief fort und fort, bis es ihm war, als athmete ſie nicht mehr, und er die Wangen, die Lippen an ihren Mund preßte, ihren Hauch zu fühlen, und Eiſeskälte ihm antwortete. — Er ging wieder hin und her und raufte ſich das Haar. Dann fiel ihm ein, wie er den Ruf nach Rumänien erhalten, zum Bahnbau, wie er ſie zögernd gefragt, ob ſie wohl den Muth habe, mit ihm und den beiden kleinen Kindern ganz allein in die

Fremde zu gehen. „Very well, dear“, hatte ſie ruhig geantwortet, als verſtünde es ſich von ſelbſt. Und nun war die zarte kleine Fee, Mad, erkältet, und die ängſtliche Mutter war barfüßig aus dem Bette geſprungen, in kalter Nacht, und hatte ſich den Tod geholt in dem rauhen Klima. Wie konnte er ſo unbedacht ſein! Bittere Vorwürfe folterten ihn nun, und er griff nach einer Piſtole über ſeinem Schreibtiſch, der roh aus weißem Tannenholz gezimmert war. Er ſpannte den Hahn und ſetzte ſie an ſeine Schläfe. Da gedachte er ſeiner Kinder, und es war, als flüſterte ihm Jemand das Wort: „Feigling“ ins Ohr. Seufzend hing er die Waffe wieder an ihren Nagel und ſetzte ſich an den Tiſch, mit dem Kopf in den Händen, feſt entſchloſſen, den unerträglichen Schmerz zu erdulden. Und wie er die Hände in die Augen bohrte, ſah er wieder ſeine Heimath, ſeine Mutter, die ſein ächzendes junges Weib in Armen hielt bei der Geburt ſeines erſten Sohnes. Schon damals war er ganz kopflos geweſen vor Angſt, aber ſeine energiſche Mutter war da und gab ihm Kraft und Muth. Und hier war Niemand, Niemand, Niemand! — „Ach, Mutter!“ ſtöhnte er, „wenn du wüßteſt, Mutter!“ Eine überhängende Schneelaſt ſtürzte polternd am Fenſter nieder und fiel mit dumpfem Dröhnen zur Erde. Es war eine Nacht, um Todte aufzuwecken. Aber ſie wachte nicht auf, die ſo gern gelebt hätte und ſo ſtill dort lag, für alle Ewigkeit. Wie geduldig hatte ſie alle Unbequemlichkeit ertragen, die tiefe Einſamkeit, den langen Winter, die fremde Sprache, die nothdürftige Einrichtung. Zu Hauſe waren Marmorböden und Springbrunnen,

dienende Neger für jeden Wink, hier Holzdielen mit einigen gewirkten Teppichen belegt, weiß getünchte Wände und hehre, ernſte Bergwildniß, in der es ſtatt Ananas, Pfirſichen und Orangen, Walderdbeeren und Himbeeren gab, und wo man Fleiſch und Brod nur mühſam bekommen konnte. Sie hatte nie gemurrt, nur über ein Körbchen Pfirſiche, das er ihr aus der Stadt mitgebracht, Thränen in die Augen bekommen. „Clariſſe!“ murmelte er, und wie er wohlthuend empfand, daß der Sturm ſeine Stimme übertönte und er ſie ſelbſt nicht zu hören brauchte, ſagte er den Namen fort und fort, von dem nur das s hinausklang, bis zum Sarge hin. Und dann war das s doch zu laut, und er wurde wieder ſtill. So verging die lange, lange Nacht. Der Sturm ließ nach, nur die Schneemaſſen fielen dumpf von Dach und Bäumen und unterbrachen das Schweigen, das man greifen zu können meinte. Der Schnee lag ſo tief, daß weder Menſchen noch Wagen hindurch konnten. Doch läuteten im Kloſter Sinaia die Glocken, die Leute zum Begräbniß zu rufen. Die Mönche berathſchlagten mit den Bauern und Jägern, wie man die Todte von Iſvor bis auf den Kirchhof von Poiana Zapului (Gemswieſe), eine Stunde weit bringen könne. Die Bauern meinten, am beſten würden Büffel den Weg bahnen. Und ſo kamen ſie mit zwei Büffeln vor dem Trauerhauſe an. Anſcheinend ruhig und kalt ſtand der Ingenieur Delorme auf der Schwelle und blickte erſtaunt auf die ſchwarzen Thiere, mit den dicken, zurückgelegten Hörnern, die bis zu den Knien im Schnee ſtanden. Man erklärte ihm, was man meinte; er hörte ſo gleichgültig zu, daß die

Leute dachten, der Fremde habe ſie wahrſcheinlich nicht verſtanden. Er machte ihnen ein Zeichen, ins Haus einzutreten. Der Mönch im Kirchenornat trat an die Leiche heran und beſprengte ſie mit Weihwaſſer und weißem Wein, Gebete murmelnd. Delorme war hinausgegangen, um nichts zu hören. Die Kinder aber frugen, was man da drinnen bei der Mutter ſo laut hämmere. Da weinte die Magd. „Warum weinſt Du denn, Maritza?" fragte der Knabe, und ſchon liefen ihm die Thränen aus den Augen. Da kam die kleine Mad ganz blaß zurück, die unbemerkt hinausgeſchlüpft war, „Sie thun die Mama in einen engen Kaſten und machen ihn zu; komm', laß ſie doch nicht!" ſie zog die Magd an der Hand, und wie die nicht kommen wollte, lief ſie wieder hinaus, ſprang vor die Männer und wollte dem Einen den Hammer entreißen.

„Da drin iſt meine Mutter!" rief ſie auf Rumäniſch, und ihre Augen ſahen faſt ſchwarz aus.

„Nein," ſagte ein alter Bauer und bekreuzte ſich, „nein, Kind, Deine Mutter iſt im Himmel beim lieben Gott; die iſt nicht mehr da drin, komm, ich will Dir zeigen, wo ſie fortgeflogen iſt. Da drin ſind nur ihre Kleider, die ſie nicht mehr braucht." Damit nahm er das erſtaunte Kind bei der Hand, führte es ſanft ins andere Zimmer ans Fenſter und ſagte:

„Sieh mal, dort, wo die Wolken ein wenig auseinandergehen, da iſt Deine Mutter durchgeflogen, in den Himmel."

„Ich will mit! ich will mit!" rief das Kind.

Draußen nahmen die Männer den Sarg auf die

Schultern; die Büffel wurden voran getrieben, den Weg zu bahnen, dann kam der langbärtige Geiſtliche im Ornat, hinter ihm her mit näſelndem Singen und dem Weihkeſſel der Kirchenſänger, dann der Sarg und als einziger Leidtragender folgte Delorme, vier lange Stunden nach Poiana Zapuliu.

Schwarze Wolken verhüllten die Berge wie mit einem Mantel, vor dem die Tannen mit ihrer Schneelaſt emporragten. Unten rauſchte, ſchwarz in der weißen Welt, die Prahova mit ihrem krachenden Eiſe. Es war ein mühſeliger Weg, und oft mußten die Männer den Sarg niederſtellen, den Schweiß von der Stirne zu wiſchen. Dann ſtand der einſame Mann ſchweigend im Schnee; der Wind wehte leiſe, aber eiſig durch ſein Haar und ſeine Kleider. Heute fühlte er die Kälte, nach der langen Leichenwacht. Am Grabe murmelte der Geiſtliche wieder einige Gebete, während die Frauen und Kinder aus dem Dorfe in Pelzjacken umherſtanden und neugierig zuſahen. Delorme blieb ſtehen, bis die letzte Erde zurückgeſchaufelt war; dann deckte er ſelbſt das Grab zuerſt mit Tannenreiſern, und darüber häufte er Schnee, als könne er ſein Theuerſtes nicht genugſam einhüllen. Dann wandte er ſich ſo raſch wie möglich auf den Heimweg, und faſt färbten ſich ſeine Wangen durch die Anſtrengung.

Er war noch nicht zu Hauſe angelangt, als ihm ſchon Arbeiter entgegeneilten und ihm auf Rumäniſch, Italieniſch, Deutſch, Serbiſch erzählten, welchen ungeheuern Schaden der Sturm angerichtet, wie er überall den Bahnbau zerſtört, mehrere eiſerne Brücken eine Stunde weit

fortgeriſſen habe, und noch immer wühle und peitſche die Prahova gegen die Dämme. Er mußte gleich mit ihnen hinunter. Nach der Doftanabrücke wollte er zu Pferde; aber man ſagte ihm, es ſei unmöglich durchzukommen, und bald kam eine Schreckenskunde nach der andern. Erſt ſpät am Nachmittage kam er nach Hauſe, fand die Kinder, wie ſie aus Schnee einen Sarg gemacht hatten und ſich hineinlegen wollten; der Andre ſollte den Darinliegenden zudecken. — Er war außer ſich, ſchalt das Kindermädchen, die aber in der Küche beſchäftigt war und ihm verſicherte, die Köchin müſſe verunglückt ſein. Da fiel ihm ein, daß er ſeit geſtern nichts gegeſſen, und verlangte eine Kleinigkeit. Bald brachten ihm die Kinder Eſſen und ſtritten ſich, wer ihn bedienen dürfe. Er lächelte, wobei ſeine weißen Zähne unter dem Schnurrbart ſchimmerten; aber zugleich füllten ſich ſeine Augen, er ſtand auf und ging in ſein Zimmer, das geordnet war wie früher, als hätte kein Sarg darin geſtanden. Er verſuchte, ſich an ſeinen Schreibtiſch zu ſetzen und Papiere durchzuſehen, fühlte ſich aber ſo erſchöpft, daß er ſich auf das Ruhebett warf und feſt einſchlief.

Von Zeit zu Zeit kamen die Kinder auf den Fußſpitzen herein, ſahen ihn ſchlafen und gingen wieder hinaus. Das Schneetreiben hatte wieder angefangen und drohte das ganze Häuschen zu verſchneien. Stundenlang knieeten die Kinder am Fenſter und ſahen den Flocken zu und lachten, wenn ſie am Fenſter ſich thürmten und unter ihrem Hauch ſchmolzen. Und dann fiel ihnen ihre Traurigkeit wieder ein, und dann vergaßen ſie ſie wieder an dem langen, ſchweigenden Tage.

Gegen Abend erwachte Delorme, mit Schmerzen in der Bruſt und in den Gliedern und einem dumpfen Wehgefühl, von dem er ſich zuerſt nicht Rechenſchaft gab. Da hörte er die Kinder ſprechen, und durch den Klang ihrer Stimme wurde ihm die Gegenwart klar. Eine Leere und Oedigkeit überfiel ihn, daß er meinte, er könne das Leben, wie es nun vor ihm lag, nicht auf die Schultern laden. Er wandte das Haupt nach der Piſtole an der Wand, und die Verſuchung, ſich von des Daſeins Unerträglichkeit zu befreien, wuchs von Minute zu Minute mit unwiderſtehlicher Gewalt. Die Kinder — er hatte ſie gar nicht lieb in dem Augenblick, ſie waren ein Laſt und weiter nichts: ſie konnten nicht einmal mit ihm leiden. Seine Arbeit war ja zerſtört, und er mußte faſt von vorn beginnen an dem Bahnbau, der in einer Viertelſtunde wieder vernichtet ſein konnte. Auch die Arbeit hatte ihren Reiz verloren. Nein, nur nicht leben. Er that die Füße auf die Erde. Alle Bewegungen waren mühſam, als läge eine Lähmung auf ihnen. Darum ſaß er nun in ſich zuſammengeſunken und wartete auf die Energie, ſich zu erheben und nach der Waffe zu greifen. Selbſt die Gedanken ſchienen ihm nicht mehr zu gehorchen. — Da ward es drüben laut, und mit Geſchrei ſtürzte die Kleine zu ihm herein, warf ſich auf die Erde, das Geſicht auf ſeine Kniee und ſchrie und weinte: „Nein, Papa! Nein, Papa! Ben lügt! Nein, Papa!“ Der Knabe ſtand in der Thüre und ſah ängſtlich aus, daß der Vater meinte, er habe ſeinem Schweſterchen etwas gethan.

„Was iſt denn, Kinder?“ ſagte er müde; er hätte

lieber nichts gehört, aus Furcht, ſchelten oder ſtrafen zu müſſen.

„Ben ſagt," ſchluchte das Kind, „Ben ſagt, wir würden ſie nie mehr ſehen! Das iſt nicht wahr! Nicht wahr, lieber Papa?" ſie flog auf das Ruhebett und warf die Arme um ſeinen Hals. „Sage Nein, Papa! Sie kommt wieder, Papa! Sie kommt wieder, Papa!" rief ſie immer lauter, als der Vater, einer Antwort unfähig, ſie auf den Schooß nahm und ihre Lockenfluth ſtreichelte. Aber auch das that ihm weh, als brennten des Kindes Haare. Der Knabe kam langſam näher.

„Wir haben das Brüderchen auch nie mehr geſehen, das die Neger fortgetragen haben," ſagte er. „Sie hatten es auch in einen Kaſten gelegt, und es war ganz kalt. Ich weiß es."

„Die Mama iſt im Himmel, aber ſie ſieht Euch immer." Weiter kam er nicht; faſt kam er ſich ſchuldig vor, etwas zu ſagen, das er nicht zu glauben wagte. Doch hatte es ihm ſeine Mutter geſagt, als ſein Vater ſtarb, und es hatte ihn getröſtet.

„Aber ich will ſie ſehen! Wenn ich ſehr, ſehr, ſehr artig bin, dann werde ich ſie ſehen, Papa?"

„Ja, wenn Du Dein ganzes Leben artig biſt —" hier konnte er nicht weiter, denn ein Schluchzen hob ſeine Bruſt. Wenn er es nur noch glauben könnte, daß man den Himmel verdient durch ſein ſchweres Leben; aber er glaubte es nicht mehr. Die Kinder waren ſo erſchrocken, ihn weinen zu ſehen, daß ſie ganz ſtill wurden und ihn anſtarrten.

„Papa!" ſagte der Knabe endlich und legte die

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Hand auf ſeine Schulter. Die Kinder fürchteten ſich, und es wurde dunkel. Da ermannte er ſich und ſagte: „Ihr müßt wohl eſſen, Kinder?“

„Ja, und Du auch, hat Maritza geſagt!“

„Ich?“ Er ſollte eſſen. Er wollte ſchon ablehnen, da fiel ihm ein, was wohl ſie ſagen würde, wenn er ſchon am erſten Tage die Kinder allein ließe. Er hatte ihr doch verſprochen, für die Kinder zu ſorgen, die ſie ſo ſchwer, ach ſo ſchwer verließ!

„Nun, dann wollen wir eſſen!“ ſagte er, ſtand auf, nahm die Kinder an der Hand und ging mit ihnen hinüber.

Dort brannte die Lampe auf dem gedeckten Tiſch; das Feuer kniſterte, und in der Ecke lag noch ihre Arbeit, gerade als müßte ſie hereinkommen. Hugo murmelte das Tiſchgebet, dann ſchwiegen ſie alle Drei. Solch eine erſte Mahlzeit, bei der das Liebſte fehlt, iſt faſt nicht zu ertragen. Es iſt, als horchte ein Jeder auf die Stille und wartete auf ein Geiſteswehen, das ihm die liebe Nähe verkünden ſoll. Und wenn es dann immer noch und immer wieder ſtill iſt, dann möchte man mit beiden Händen fortwälzen, was man nicht tragen kann. Sonſt hatten ſie nach dem Eſſen mit dem Vater ein Bilderbuch angeſehen, oder die Mutter hatte ihnen Geſchichten erzählt, bis zum Schlafengehen. Heute wußten ſie nicht, was ſie mit ſich anfangen ſollten. Da ſtanden ſie am Ofen, ſo hilflos und verwaiſt, als wären ſie in der Wüſte verirrt, oder im Schneeſturm.

Wenn aber in einem Hauſe Keiner ſich mehr zurecht finden kann, dann erwacht in dem jüngſten Mädchen

das mütterliche Element, und ſie wird augenblicklich die ſorgende Hausfrau.

In der kleinen Magdalene Augen bewegte ſich eine Welt; ſie wurden bald dunkel, bald hell, wie die Gedanken in dem Köpfchen arbeiteten. Es war, als erlebte ſie in wenig Augenblicken, was ſie ſonſt in Jahren nicht gelernt hätte.

„Papa," ſagte ſie, „ich will Dir die Lampe hinübertragen, zum Schreiben." Geſagt, gethan. Dann kam ſie wieder: „Es iſt ganz hell, Papa, und warm, komm!" Er ließ ſich von ihr leiten, als wenn es ſo ſein müßte. Als ſie drüben waren: „So, Papa, jetzt erzähle uns, wie Du klein warſt, weißt Du, ganz klein, und von der Großmama, und ich will auf einem Knie ſitzen und Ben auf dem andern." So ſchmiedete ſie unbewußt die Ketten, mit denen ſie den Vater an's Leben feſſelte. Er mußte die Kinder auf den Schoß nehmen, und ſie ließen nicht ab mit Fragen. Ben hatte der Schweſter Beginnen verſtanden und half ihr.

„Und da ſtiegſt Du herauf auf die große Palme, Papa?"

„Und die Großmama war ſo erſchrocken?"

„Und Du ſpielteſt, Du wäreſt ein Affe?"

„Und dann warfſt Du die Cocosnüſſe herunter, Papa?"

„Und der Neger, der Dich immer trug, Papa, und den Du einmal geſchlagen haſt?"

„Und den Du dann ſo vielmal geküßt haſt, Papa, damit er Dir verzeihen ſollte?"

So zwitſcherten die Kinderſtimmen und legten ſich

um des einſamen Mannes Herz, wie Balſam auf ſchwere Wunden. Endlich ſteckte Maritza ihren Kopf herein und ſagte, es ſei Schlafenszeit.

„Und wenn wir im Bett ſind, Papa, willſt Du dann mit uns beten? Soll Dich Maritza rufen, Papa?“

„Ja, dann komme ich.“ Ihn reute ſein Verſprechen im nächſten Augenblick, aber er hielt es doch, und als die Kinder ihn feſt umſchlangen und küßten, da wußte er, daß der Schuß nicht fallen dürfe, den er ſich gelobt hatte. Mad blieb hell und heiter, bis der Vater hinaus war; dann vergrub ſie ihr Geſicht in's Kiſſen und weinte bitterlich. Da fühlte ſie zwei große Tatzen auf ihrem Bettchen und eine warme Schnautze in ihrem Geſicht. Sie warf die Arme um den Hund und zog ihn, bis er ganz heraufſtieg, ſich neben ſie legte, und ſo ſchlummerte ſie ein. Einmal in der Nacht erwachte Ben ängſtlich und kroch aus dem Bett, um nach der Schweſter zu ſehen. Er taſtete nach ihr und kam an ein weiches Fell, und gleich darauf wurden ihm die Hände geleckt. „Ach, Du biſt da, Buty!“ ſagte er halblaut und ging ganz beruhigt wieder in ſein Bettchen; ſeine Schweſter war ja gut aufgehoben.

Delorme blieb angekleidet auf dem Sopha liegen. Ihr Schlafzimmer hatte er noch nicht wieder betreten. Am Morgen ging Mad hinein ihn zu wecken und fand der Eltern Betten unberührt.

„Maritza,“ ſagte ſie, „wir müſſen Papa ſein Bett unten machen.“ Das Mädchen ſah das Kind voll Verwunderung an und gehorchte, als ſei es die Hausfrau.

Es wurde kein Wort verloren und das Bett unten aufgeſchlagen, während Delorme draußen war.

Es war das letzte Winterwetter geweſen. Nun ſchmolz der Schnee und machte Peleſch und Prahova, Urlatoare und Doftana zu reißenden Strömen, die braun und ſchaumig hindonnerten, gegen Felſen anſchlugen, die unterſpülten Bäume Stücke Weges forttrugen, um ſie an einer andern Stelle geſtrandet zurückzulaſſen, mit dem Verſuche, ſich noch einmal in junges Grün zu kleiden. Nießwurz und Cyclamen, gelbe Ranunkeln und Enzian, Primeln in ihrem zarten Lila und Hochgebirgsanemonen im grünen Metallglanz mit dem dichten Flaum wiegten ihre Häuptchen im Thau. Die friſchen Buchenblätter glänzten wie kleine Spiegel mit ſilberhaarigen Rändern, während die ganz neuen Buchen ſich durch das todte Laub mit zwei breiten, ſilbernen Blättern empordrängten, auf denen die Bucheckern noch wie Marſchallshütchen ſaßen. Dichtgedrängt füllten ſie den Boden, in trautem Verein mit den jungen Tännchen, die ihren erſten Nadelbüſchel ebenfalls im Federhütchen verborgen hielten.

Die Hirten begannen mit ihren Heerden zu Berg zu ziehen; in endloſen Karavanen ging es hinan, die duftigen Lämmchen drängten den Müttern nach und trugen Thymiangeruch in der dichten Wolle dahin. Die jungen Hirten mit den Brombeeraugen und dem herabwallenden Rabenhaar unter der hohen Lammfellmütze blickten weit hinaus, ſo träumeriſch, als ginge die ganze kleine Welt ſie gar nichts an. Wer da unten regiert, kämpft, hadert, leidet, jauchzet und ſtöhnt, iſt für ſie ſo gleichgiltig wie der Wind, der leiſe die Tannenhäupter

bewegt. Sie wiſſen nicht einmal, daß das Edelweiß ſchön und begehrt iſt, und daß die Alpenroſen im Thal beſonders bewundert werden. Sie ſehen das alles in ſolchen Maſſen! Frau Sorge hat auf der freien Alp keinen Sitz. Die wandelt durch's Thal und drückt in den engen Häuſern der Menſchen Herzen zuſammen.

Da ſteht ein einſamer Mann auf dem kleinen Friedhof, vor dem ſchmuckloſen Hügel und weint. Ihm iſt es, als müßte er die Erde anklagen, die ſein Alles verſchlungen, und als könnte er doch nicht los von dem theuern Fleckchen. Die Bahn iſt wieder hergeſtellt, ſeine Arbeit vollendet. Nun ſoll er fort und weiß nicht wohin. In ſeiner Taſche iſt ein Brief ſeiner Mutter, die ihn ſehnſüchtig erwartet, die ihm von einer ſeiner Jugendfreundinnen erzählt, ſie ſei Wittwe geworden. Und auf ſeinem Schreibtiſch daheim liegt ein Ruf in den Kaukaſus. Er ſteht am Grabe. „Sage Du mir, was ſoll ich thun?“ — Und ihm iſt's, als hörte er wieder ihre Stimme, wie in den letzten Tagen ihres Lebens: „Meine Kinder, meine kleinen Kinder!“ —

Und er wählt den Kaukaſus, die Einſamkeit des Herzens, das ſichere Brod ſeiner Kinder, den Verzicht auf ein neues eheliches Daſein. Er thut den heiligen Schwur, ein einſamer Mann zu bleiben und den Kleinen nie eine Stiefmutter zu geben. Vielleicht folgte er dem Ruf ſeiner Mutter, hätte nicht das kleine Wort von der Freundin im Briefe geſtanden.

„Clariſſe!“ ſagte er, „Dir bleibe ich treu bis an den Tod!“

Ein Wagen voll heiterer Geſichter fuhr vorüber,

die aber alle einen Augenblick ernſt wurden, da ſie den weinenden Mann auf dem Grabe erblickten. Hinter ihm ſtand ſein Hund und ließ den Kopf hängen, als trauere er mit ihm. Die Vorüberfahrenden fühlten ein tiefes Weh ſie umſchweben, das den ganzen ſchönen Frühlingstag in dunkle Schleier hüllte.

Wenige Tage darauf fuhr Delorme mit den beiden Kindern, in tiefe Trauer gekleidet, in die Welt hinaus, um nichts zurückzulaſſen als ſeine vollendete Arbeit und ſein begrabenes Glück.

Margarethe.

Ich hatte sie seit zehn Jahren nicht gesehen, als ich ihr zufällig in der Jägerstraße begegnete. Sie wollte freundlich grüßend an mir vorüber eilen; ich hielt sie aber an, und da ich gerade im Begriff gewesen, in die Schauß'sche Conditorei einzutreten, bat ich sie, mit mir zu kommen: ich hätte ihr so viel zu erzählen. Der Glückliche ist immer mittheilsam! Sie ließ sich überreden und setzte sich mir gegenüber in eine Fensternische.

Als das Licht nun so voll auf sie fiel, erschrak ich über die Verheerung, die zehn Jahre auf ihrem Gesichte angerichtet; im flüchtigen Sehen war sie mir ziemlich unverändert erschienen. Unwillkürlich warf ich einen Blick in den Spiegel, unter dem sie saß, und mußte gestehen, daß die Zeit an mir ziemlich spurlos vorübergegangen war, daß meine vier Kinder mir keine bittere Falte, kein graues Haar gebracht.

„Und damals, als wir zusammen bei Merget lernten, warst Du wirklich schon heimlich verlobt?" fragte sie.

Sie schien sich so aufrichtig für mich zu interessiren, daß ich ihr genau Bericht erstattete von den Jahren,

die vergangen waren, ſeitdem wir uns zuſammen auf das Lehrerinnen-Examen vorbereitet hatten — ſie, um wirklich Erzieherin zu werden, ich, um meinem kleinen Ehrgeiz zu genügen und meinem Verlobten, der gerade ſeine Aſſeſſor-Prüfung machte, die Gleichberechtigung der Frau zu beweiſen.

„Du biſt dann gleich nach England gegangen?“ wandte ich mich an ſie.

„Ja wohl,“ entgegnete ſie und fragte nach den Namen meiner Kinder.

Aber ſie irrte ſich, wenn ſie glaubte, ich wollte nur von mir reden. Ich hatte ſie immer lieb gehabt und bewundert, weil ſie als dreizehnjähriges Mädchen ein ſchweres Unglück, das auch den Umſchwung ihrer Lebensverhältniſſe mit ſich führte, ſo tapfer ertragen hatte. Ihr Vater, ein reicher Gutsbeſitzer in Hinterpommern, der den Winter ſtets in Berlin zubrachte, verlor durch allerlei Mißgeſchick ſein ganzes Vermögen. Das ſchöne Rittergut wurde von ſeinen Gläubigern verkauft, und er erſchoß ſich aus Verzweiflung. Margarethe, ein fünfjähriger Bruder und die ſchwindſüchtige Mutter waren auf die Güte ihrer Verwandten angewieſen. Ihre Lage mußte eine ſehr drückende ſein, denn Margarethe konnte die Zeit kaum erwarten, wo ſie alt genug ſein würde, um für die Ihren zu arbeiten. Ja, es war, als ob die eiſerne Pflicht, die ſie fühlte, ihr auch phyſiſche Kräfte gäbe; aus dem bis dahin ſehr zarten, ſchwächlichen Kinde wurde mit der Zeit ein kräftiges, faſt blühend ausſehendes Mädchen. Nur die großen Augen hatten ſeit des Vaters Tode einen Ausdruck des Leidens

bekommen, und das ganze Geſicht war viel ernſter als ihre Jahre. Sogar ein Zug von Alter lag ſtets darin, die ruhigen, regelmäßigen Züge paßten nicht zu der Jugendlichkeit der Geſtalt. Die ſchwarzen Haare, welche etwas kraus und kurz waren, wurden nur durch ein Band gehalten und hingen im Nacken herunter; vorn trug ſie einen Scheitel und kämmte die Haare glatt über die Stirn. Ihr Profil war ganz griechiſch, und in der Zeichenſtunde diente ſie uns oft als Modell. Sie war entſchieden ſchön, aber ſie legte gar kein Gewicht darauf. Wir, ihre Mitſchülerinnen, citirten ſie jedoch immer als eine Schönheit und waren von den blauen Augen unter den Bogen der ſchwarzen Brauen entzückt. Gerade in Norddeutſchland haben blauäugige Mädchen ſo ſelten ſchwarzes Haar.

Jetzt aber, wie ſie mir in der Conditorei gegenüber ſaß und ihr häufiges Huſten durch Waſſertrinken zu beruhigen ſuchte, fand ich keine Spur mehr von Schönheit an ihr. Das Profil war wohl regelmäßig geblieben und die Augen groß und klar, aber das Haar an den Schläfen ergraut, die Geſichtsfarbe gelb, die Wangen eingefallen — und das alles in zehn Jahren.

„Du arbeiteſt gewiß zu viel," fragte ich, um auf ihr Leben übergehen zu können.

„Oh nein," ſagte ſie abweiſend. Sie hatte dieſelbe lächelnde, liebenswürdige Art wie als Kind.

„Du ſiehſt aus, als hätteſt Du viel gelitten," fuhr ich mit der Zudringlichkeit der Schulfreundſchaft fort.

Sie wurde roth, als ſie antwortete: „Ich habe mich in den letzten Wochen ſehr um meinen Bruder geäng-

ſtigt: er hat den Typhus. Um ihn zu pflegen, bin ich hier. Er ſtudirt an der Univerſität."

„Und die Mutter?" fragte ich etwas bange.

„Sie iſt vor ſieben Jahren geſtorben, ich bin Erwin's einzige Stütze."

Ich verſtand, was das Wort „Stütze" ſagte: ſie ernährte ihn, wie ſie wahrſcheinlich ſchon all' die Jahre ausſchließlich für den Unterhalt von Mutter und Bruder geſorgt.

„Kehrſt Du jetzt in Deine frühere Stellung zurück?"

„Das weiß ich noch nicht," ſagte ſie ruhig, „ich habe acht Tage Bedenkzeit. Wenn ich hier eine Beſchäftigung finde, die mir für Erwin und mich genügende Mittel einträgt, möchte ich bei ihm bleiben; er iſt noch ſehr jung und hat eine zarte Geſundheit. Vielleicht kehre ich aber auch zurück."

Wie groß muß ein Leiden ſein, das ſich ſo zu verſtecken ſucht! Während ſie ruhig, gleichgültig ſprach, fühlte ich an ihrer Stimme, der Verrätherin aller großen Erregungen, daß ſie irgend einen ſchweren Kampf beſtand. Sie aber lenkte das Geſpräch augenblicklich auf etwas Anderes.

„Wie wunderſchön iſt Berlin geworden!"

„Warſt Du lange nicht hier?"

„Seitdem ich mein Examen gemacht habe, nur einmal, nach Mama's Tode. Nachher kam Erwin in den Ferien immer zu mir; die Familie, in der ich war, hat mich in jeder Weiſe verwöhnt."

„Es war eine deutſche Familie in England?"

„Nicht ganz. Der Herr ist ein Deutscher; da seine Frau aber eine Engländerin ist, und er seit zwanzig Jahren dort drüben lebt, sind die Kinder sehr englisch geworden."

„Der Mann ist natürlich auch ein Deutschfeind, wie fast alle Deutschen im Ausland?"

„Doch nicht, dazu ist er zu tief gebildet."

Woher mir war, wie sie dies Wort über ihn aussprach, als müßte Er es sein, der ihr Leben gebrochen, weiß ich nicht; es klang vielleicht so begeistert. Sie wurde aber schon ungeduldig, obgleich sie sah, daß ich meine Tasse Chocolade noch nicht ausgetrunken hatte. „Erwin könnte mich erwarten; ich hatte ihn nur verlassen, um eine nothwendige Besorgung in der Stadt zu machen," sagte sie.

„Wo wohnst Du?"

„Er wohnte in der Luisenstraße, in einer kleinen Studentenwohnung; da er aber nicht transportirt werden konnte, mußte ich froh sein, bei seiner Wirthin in dem schmutzigen Hause auch noch eine Stube zu finden. Ich kann wirklich sehr glücklich sein, daß er unter so ungünstigen Umständen die schwere Krankheit gut überstanden hat."

„Er hängt wohl mit dankbarster Liebe an Dir?"

„Er übertreibt, was ich für ihn thue. Das ist ja meine elementarste Pflicht: er hat nur mich auf der Welt."

„Bald wird er es sein, der für Dich sorgt."

Sie lächelte. „Wenn er mich einmal nicht mehr braucht . . .," doch sie vollendete den Satz nicht. Ich

hatte sie aber verstanden, und mir traten die Thränen in die Augen.

„Margarethe," sagte ich; — doch ich hatte zu viel Ehrfurcht vor ihr. Ich wagte ihr nicht zu sagen, daß sie dazu kein Recht hätte. Was wußte ich denn von ihr? Wußte ich denn, ob sie nicht das Recht hätte? Vor zehn Jahren hatte ich sie als blühend schönes Mädchen gesehen; jetzt brachte ein Zufall mich mit ihr zusammen, und das Leben hatte sie in dem Zeitraum vernichtet. Das Leben oder eigene Schuld? Aber Schuld ist auch Leben, und doch konnte sie keine haben, die so tapfer und selbstlos arbeitete! Ich war noch zu jung, um nicht an die Liebe als einzige Ursache so verzehrenden Leids zu denken. Aber wenn sie den Mann geliebt, in dessen Hause sie lebte, warum hatte sie es nicht schon längst verlassen? War ich in meiner ersten Voraussetzung irre gegangen?

Wir waren unterdeß nach ihrer Wohnung gefahren, wo ich die Erlaubniß erbat, sie am folgenden Tage zu besuchen. Sie ertheilte sie mit herzlichem Dank und versprach, bei ihrem nächsten Ausgang, falls die Zeit reichte, bis zu mir in die Bendlerstraße zu kommen. Als ich in mein Haus zurückgekehrt, bedrückte mich die Behaglichkeit meines Heims. Ich wünschte in dem Augenblick, Margarethe von Kriemer huldige socialistischen Theorien, und ich könnte ihr, ohne sie zu beleidigen, einen Theil meiner Habe geben. Ich mußte immer an das traurige Haus in der Luisenstraße denken und malte mir das Zimmerchen im dritten Stock aus, die „Studentenwohnung", in der Erwin krank lag. Als er noch Knabe

war, hatte ich ihn öfters geſehen; ſeine Augen blickten ſo traurig, wie die ſeiner Schweſter, und ſein Geſicht, wie das ihre, war von ſchwarzen Haaren eingerahmt.

Wie erſtaunte ich daher, als ich am nächſten Tage zu Margarethe kam, und einen jungen Mann mit kurz geſchorenen Haaren, zwar bleich von der überſtandenen Krankheit, aber mit entſchieden muthwilligem Geſichtsausdruck und lächelnden Augen auf dem Sopha liegen fand! Keine Spur von Melancholie war an ihm zu entdecken, und der Abglanz ſeiner Heiterkeit lag auch auf der Schweſter. Sie ſchien eine Andere als am Tage vorher.

„Ich las ihm eben aus Dickens vor," ſagte ſie und legte ein Buch bei Seite. „Er lacht dann immer ſo herzlich, daß man es durch den ganzen Flur hört, und Lachen iſt doch die beſte Medicin."

„Sie ſind wohl ſehr glücklich, Margarethe einmal hier zu haben?" wandte ich mich an ihn.

„Oh, ich laſſe ſie auch nicht wieder fort."

Die Schweſter lächelte.

„Wir wollen uns rechte Mühe geben; vielleicht finden wir wirklich ein Mittel, ſie hier feſtzuhalten," meinte ich.

„Es iſt gar nicht nöthig, daß ſie hier wieder arbeitet; dazu bin ich ja da."

„Das iſt eben meine Sorge, daß er ſich den Kopf zu früh wieder anſtrengt. Denk' Dir: geſtern, als ich zurück kam, fand ich ihn ſchreibend!"

Ich mußte Margarethe natürlich beiſtimmen, daß Arbeiten Gift für den noch ſo matten Kopf ſei, und

daß Erwin Gefahr laufe, ſich ſein Gehirn dauernd zu ſchwächen, wenn er ſolche Verſuche wiederhole.

„Laß es nun endlich gut ſein, Grethe," ſagte er wie ein trotziger Junge, „ich thue es ja nicht wieder."

Als ſie aber in's Nebenzimmer ging, um ihm zur feſtgeſetzten Stunde einen kleinen Imbiß zurecht zu machen, wandte er ſich an mich: „Grethe iſt viel unvernünftiger als ich. Da arbeitet ſie jetzt ſogar bei Licht an dieſen kleinen Malereien auf Glückwunſchkarten, die ein Londoner Buchhändler bei ihr beſtellt. Sie werden natürlich brillant bezahlt, ſonſt thäte ſie es ja nicht. Sie zeichnet ſehr geſchmackvoll, das hat ſie in England gelernt."

Ich wollte jetzt aber gern irgend Etwas über die Familie, in der Margarethe faſt zehn Jahre lang gelebt, aus dem Bruder herausbringen, in dem unbeſtimmten Gefühl, daß ihre Schwierigkeiten da lägen, und ich ihr vielleicht nützlich ſein könnte.

„Intereſſirt ſich Frau Leſſer denn nicht für ſie? Ihr wäre es denn doch ein Leichtes, die Geldſorgen zu heben."

„Das ſage ich Grethe auch immer! Sie hat ſich den Kindern derartig geopfert, daß ſie wirklich eine Unterſtützung annehmen könnte. Aber Sie kennen meine Schweſter nicht: ſie iſt unbändig ſtolz! Ich glaube ſogar, darum will ſie nicht nach England zurück, weil Herr Leſſer ihr Geld hierher geſchickt hat. Dabei brauchten wir es damals; Grethe hatte dieſe Beſtellung noch nicht, obgleich ſie ſich durch Bekannte in London ſchon ſehr darum beworben. Geſtern hat ſie ihm nun die ganze Summe zurückgeſchickt."

Es lag ein Ton von Aerger in ſeiner Stimme; der junge Mann theilte entſchieden nicht die Skrupel ſeiner Schweſter. Ich war eigentlich ſeiner Meinung, wenn mir auch ſeine kleine Tactloſigkeit, das alles gleich zu erzählen, nicht entging. Doch daran trug ich allein die Schuld, ich hatte ihn dazu aufgefordert; und vielleicht fühlte er, daß ich von ganzem Herzen Antheil an ſeiner Schweſter nahm, er mir alſo vertrauen konnte.

„Grethe war ſehr glücklich, Sie geſtern geſehen zu haben," ſprach er weiter. „Wir haben den ganzen Abend von Ihrem Elternhaus geredet und von einem Ball, zu dem ich auch mitgeladen war."

„Margarethe ſah reizend aus, ich entſinne mich ſogar ihrer Toilette, ſie hatte eine Schilfgarnitur um ein weißes Kleid und auch Schilfblätter auf dem Haar."

„Ja, ich weiß es auch noch genau. Mama liebte elegante Kleider und hatte aus alten Sachen von ſich Grethe ſo hübſch herausgeputzt. Ich glaube, ſie war die Allerſchönſte auf dem Balle."

„Das war ſie; aber jetzt ſieht ſie recht angegriffen aus."

„Oh, wie eine alte Frau," ſagte er achſelzuckend, „ſie iſt ja auch 28."

„Iſt das ſo furchtbar alt?" fragte ich lächelnd.

Er wurde roth, denn ihm fiel ein, daß ich eben ſo alt wäre. „Für ein unverheirathetes Mädchen," meinte er dann etwas verlegen, als Margarethe eintrat. Sie brachte ihm eine Schüſſel mit Spargeln und etwas Zunge. Ja, wenn ſie ihn ſo nährte, mußte ſie viele Blumen zeichnen! Ich trat an's Fenſter, damit ihn

meine Anweſenheit nicht beim Eſſen genirte. Er hatte aber von der Wichtigkeit ſeiner Mahlzeit die Ueberzeugung, die Reconvalescenten eigen iſt, und es war eine überflüſſige Vorſicht meinerſeits. — Die Luiſenſtraße iſt immer unſchön, der Novembernebel machte ſie noch trüber. Das Zimmer glich ihr; es war kleinbürgerlich eingerichtet, die rothe wollene Tiſchdecke, die ‚möblirten Zimmern' anzuhaften ſcheint, eine wurmſtichige Commode u. ſ. w., die traurigſte Armuth, weil ſie nicht individuell, ſondern gleich typiſch erſcheint. — Margarethe errieth die Betrachtungen, die ich anſtellte.

„Man hängt doch weniger von ſeiner äußeren Umgebung ab, als man glaubt," ſagte ſie.

„Ich meine, Du irrſt Dich," entgegnete ich. „In entſcheidenden Augenblicken und für die großen Gefühle des Lebens iſt die äußere Umgebung ganz gleichgültig; das kleine tägliche Sein aber beeinflußt ſie mehr, als wir ahnen oder uns zugeſtehen."

„Wie eigen, daß Du auch ſolche Beobachtungen gemacht haſt! Ich glaubte bisher, der engliſche Nebel wäre es, der mir dieſe Neigung gegeben," erwiderte ſie nach einer Weile.

Da hatte Erwin ſeine Mahlzeit beendet, und die Schweſter drang darauf, daß er ein wenig zu ſchlummern verſuchte. Wir gingen daher in das Nebenzimmer, in dem Margarethe ſchlief, arbeitete und zugleich auf einem Petroleumkocher die Mahlzeiten für den Kranken herrichtete. „Seitdem er ſoviel beſſer iſt, habe ich nur die Aufwartefrau zur Hülfe," ſagte ſie, als ſie ſich daran machte, die gebrauchten Teller und

Schüſſeln zu reinigen. Ich half ihr, und ſie lachte darüber, wie viel praktiſcher ich Alles angriff.

„Ja, ja, ſo eine verheirathete Frau verſteht es. Ich habe wenig Geſchick, gar keine Uebung, nur guten Willen, und der erſetzt nicht Alles.“

Dies gemeinſame Tellerwaſchen hatte uns aber einander viel näher gebracht, als unſere bisherigen Geſpräche. Die Scheu, die ſie augenſcheinlich vor mir gehabt, verſchwand; ſie fühlte die Zuſammengehörigkeit, die uns doch die vielen gemeinſam verlebten Schuljahre gaben. Aber daß ſie unter dem Bann irgend einer acuten Angſt ſtand, daß ihr Intereſſe irgendwo anders als hier war, fühlte ich immer deutlicher.

„Es iſt eine merkwürdige Fügung, daß ich Dich gerade geſtern traf,“ ſagte ſie. „Ich hatte in Berlin noch keinen Bekannten geſehen.“

„Sind Deine Verwandten nicht mehr hier?“

„Der Onkel iſt geſtorben, und die Tante iſt zu der verheiratheten Tochter nach Bonn gezogen. Wir hören ſelten von einander: ſie ſind nicht ſehr ſtolz darauf, mit einer Gouvernante ſo nahe verwandt zu ſein. Du weißt, es waren immer hochmüthige Leute.“

Ich wartete darauf, zu erfahren, warum die Fügung ſo wunderbar ſei, die uns zuſammengebracht; ſie fing aber von etwas Anderem an. „Es iſt ſo ſchwer, Jemandem zu rathen!“

„Darf ich Dir irgend einen Rath geben?“

„Du kennſt Erwin zu wenig,“ fuhr ſie fort. „Wenn Du ihn länger geſehen, möchte ich Dich wohl

fragen, ob er ſich jetzt allein durch die Welt kämpfen könnte."

Ich erſchrak, denn mir fiel ihr Wort von geſtern ein: ‚Wenn er mich einmal nicht mehr braucht.' Aber ich wollte es mir nicht merken laſſen und ſagte darum: „Du meinſt, ob Du nach England zurückkehren ſollſt?"

„Nicht gerade; ich möchte nur wiſſen, ob er kräftig genug iſt, allein für ſeinen Lebensunterhalt zu ſorgen, wenn ich mich z. B. verheirathe."

Mein Herz ſchlug förmlich ſchneller vor Freude. „Ach, Margarethe," rief ich etwas ſtürmiſch, „thue es doch, heirathe! Du kannſt ja dann erſt recht für ihn ſorgen."

„Doch nicht," meinte ſie. „Er hätte aber einen moraliſchen Halt an meinem Hauſe; vielleicht könnte er auch bei mir wohnen."

„Gewiß; ich glaube, für ihn wäre am beſten geſorgt, wenn Du gut aufgehoben wärſt. — Und wer iſt es?" fragte ich etwas indiscret.

„Oh, es war nur ſo eine Vorausſetzung; ich überlege mir die Sache nur in der Theorie," entgegnete ſie, leiſe erröthend. „Ich habe nie eine ſo warme Zuneigung empfunden für Jemanden, der ſich mir mit dem Gedanken der Heirath näherte, um meinetwegen einzuwilligen; ich dachte eben nur, was für ihn beſſer wäre. Selbſtverſtändlich würde ich das dem Manne ſagen," fuhr ſie lebhafter fort, „es wäre eine reine Vernunftehe. Denn mich heirathet man natürlich auch nur, um eine Erzieherin für ſeine Kinder zu haben."

Es handelte ſich alſo um einen Wittwer, ſo viel war ihr unbewußt entfahren.

„Du haſt auf Deine Schönheit nie Gewicht gelegt; aber Andere thun es doch.“

„Wer weiß, ob ich es nicht einſt that, ob es mir nicht leid iſt, ſo häßlich geworden zu ſein?“ ſagte ſie ſcherzend. Ehe ich etwas antworten konnte, rief der Bruder ſie, und als ſie zu mir zurückkehrte, war ſie wieder mit ihm beſchäftigt.

„Er iſt ein kleiner Egoiſt,“ meinte ſie. „Mir iſt es ja wohlthuend, daß er mich ſo ſehr in Anſpruch nimmt, aber darum verliere ich doch das klare Urtheil nicht. Ehrlich geſtanden, iſt mir ſein Egoismus aber ein Troſt; er wird mit ihm leichter durch's Leben kommen. Erwin iſt auch nicht überempfindlich, und ein geſundes Ichgefühl gehört wohl zu einem ganzen Menſchen. Ein Wunder iſt es nicht, daß er manche geiſtige Zartheiten und Rückſichten nicht kennt; wer hätte ſie wecken ſollen? Mama ſtarb ſo früh, ich hatte ihn nur in den Ferien — und dann habe ich ihn wohl immer ſehr verwöhnt und Alles an ihm gutgeheißen.“

Ich mußte ſie nun verlaſſen, ich ſah, daß ich ſie ſtörte; aber ich konnte ihr doch noch ſagen, wie lieb ich ſie ſo ſchnell wieder gewonnen. Sie äußerte mir Aehnliches und verſprach auch, wirklich mit mir Rath zu pflegen, ehe ſie eine Entſcheidung für die Zukunft träfe.

Zwei Tage hoffte ich vergebens auf ihren Beſuch. Als ſie auch am Vormittage des dritten nichts von ſich hören ließ, obgleich ich ihr täglich Kleinigkeiten für den Kranken aus meiner Küche geſchickt hatte, trieb mich eine gewiſſe Unruhe wieder zu ihr. Auch hatte ich durch einen glücklichen Zufall von unſerem Hausarzt

erfahren, daß der General Brinkow, mein Nachbar, ein angenehmer alter Herr, für sein Enkeltöchterchen eine englische Gouvernante suchte. Margarethe würde die Stelle einer solchen ausfüllen können; sie war überhaupt wie dazu gemacht, die Hausfrau dort zu vertreten und der kleinen Waise eine Mutter zu werden. Mit diesem Anerbieten ging ich also zu ihr; jetzt dachte auch ich, es sei eine wunderbare Fügung gewesen, daß wir alten Schulfreundinnen uns neulich so plötzlich wiedergefunden. Ich stellte mir vor, wie oft wir uns in Zukunft sehen könnten und welche Zierde unserer kleinen Gesellschaften sie werden würde. Zu meinem Manne hatte ich sogar die Absicht geäußert, unser Fremdenzimmer Erwin für diesen Winter anzubieten, damit die Schwester ihm näher sei; er hatte aber ein entschiedenes Veto eingelegt, wenn er mich sonst auch meistens in den häuslichen Anordnungen gewähren läßt.

Diesmal fand ich Erwin nicht so heiter. Er lag auf seinem Krankenstuhl, klagte über Kopfweh, meinte aber, das Schlimmste sei, daß Grethe so elend wäre. Ich fand sie im Bett, ihr Husten hatte sich verschlimmert und sie fieberte stark; dabei hatte sie ihren Malkasten am Bett und kochte auf dem Seitentisch Erwin's Mittagessen. Es war wirklich ein jammervoller Anblick in dem kleinen düstern Hinterzimmer. Ich bat sie, zu entscheiden, ob ich oder eines meiner Dienstmädchen ihr nützlicher sei. Sie wollte zuerst weder meine, noch eines Mädchens Hülfe annehmen; schließlich aber erlaubte sie mir zu bleiben. Erwin schien damit höchst zufriedengestellt; wir spielten Schach und, als ihn das zu sehr

anſtrengte, Domino. Ich ließ nun doch meine Dienerin durch den Wagen holen und alles Nöthige beſorgen. Margarethe brauchte vor allen Dingen Schlaf, ich hatte darum auch kein Wort mit ihr geſprochen und nur Erwin beim Fortgehen geſagt, ich käme am nächſten Morgen ganz früh mit meinem Factotum wieder, er ſolle nur ſo lange im Bett liegen bleiben. Er hatte die dankbare Art kranker Kinder, die ſich über Alles freuen, was für ſie geſchieht; ich vergaß dabei ganz, daß er zehn Jahre älter war, als mein Sohn.

„Kommen Sie auch ja nicht ſpäter als halb Neun," rief er mir noch beim Fortgehen zu.

Mein Mann ſchien nicht ſehr erbaut von den Verpflichtungen, die ich übernommen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, ſchlug ſein Anerbieten, mein ‚Hoſpital' auch mit einem Beſuch zu beehren, jedoch energiſch ab.

Am nächſten Morgen fand ich Margarethe ſchon auf; ſie wollte ſich auch nicht in's Bett zurückſchicken laſſen, ſondern behauptete, ihr ſei wieder ganz wohl, ſo daß ich das Gefühl bekam, überflüſſig zu ſein. Als ich es äußerte, lachte ſie, was wie eine Bejahung klang. Erwin aber beſtand darauf, daß ich, wie abgemacht, den Tag über dabliebe. Seine Schweſter ſagte ſchließlich faſt gereizt: Man dürfe einer Fremden nicht ſo läſtig fallen.

„Einer Fremden?" wiederholte ich verletzt. „Steht eine Freundin Einem nicht ebenſo nahe, wie eine Verwandte?"

„In der Welt wird ſelten nach frei gewählter Zuneigung gehandelt," meinte ſie.

„Grethe iſt, wie immer, überempfindlich; das iſt ganz krankhafter Stolz," ſprach Erwin dazwiſchen. „Sie will keine Güte annehmen, die ſie nicht erwidern kann."

Er wurde wirklich von ihr verwöhnt, denn ſie entgegnete ihm freundlich: „Ich glaube, Du haſt Recht; aber alte Jungfern haben ſo viele Fehler."

Der Streit wurde durch den Arzt unterbrochen, der noch jeden Morgen zu Erwin kam. Ich zog mich in's Nebenzimmer zurück. Der Doctor hatte mir einen angenehmen Eindruck gemacht; es war ein älterer Mann mit glatt raſirtem Kinn von etwas jüdiſchem Ausſehen.

„Wie heißt er?" fragte ich Margarethe, als er fortgegangen.

„Dr. Hirſchel; der Name iſt nicht ſchön."

„Auf den Namen kommt es ja bei einem Arzt nicht an."

„Nein," ſagte ſie etwas zerſtreut, ſo daß es mir durch den Kopf ging, ſie ſei am Ende abergläubiſch, und es käme ihr doch auf den Namen an.

„Würdeſt Du ihn heirathen?" wandte ſie ſich dann zu mir.

Das war allerdings ein Geſichtspunkt, unter dem ich nicht entfernt an ihn gedacht hatte. „Er iſt Wittwer?" fragte ich, anſtatt zu antworten.

„Ja, ſeine älteſte Tochter iſt 15 Jahre alt, dann hat er noch drei Töchter zwiſchen 7 und 12."

Wir ſchwiegen beide.

„Ich bin eigentlich ſehr dafür, daß Mädchen heirathen," ſagte ich nach einer Weile. „In der Theorie rede ich zu jeder Ehe zu; wenn ein Fall mir aber prak-

tiſch näher rückt, bin ich ein wenig ſentimental, verlange ich immer etwas Liebe. Es hat für mein Gefühl ſogar etwas Unmoraliſches, eine Ehe ohne Liebe."

Margarethe war bleich geworden bei dem Worte ‚unmoraliſch', dann entgegnete ſie: „Wenn Du wüßteſt, wie viel mehr Vertrauen und Achtung ich einer Frau gegenüber fühle, die dieſe ſogenannte Sentimentalität hat, würdeſt Du mir ſchon neulich von ihr geſprochen haben. Aber die ganze moderne Anſchauung ſteckt auch ſentimentale Menſchen ſchließlich an. Und dann, mein Gott!" ſtieß ſie hervor, „Jeder macht vor'm Ertrinken eine letzte Anſtrengung, um ſich zu retten."

Was ſollte ich erwidern? Ich hoffte, ſie würde mehr ſagen, und fürchtete, irgend eine Aufforderung von mir würde ſie abſchrecken.

„Du haſt ihn ſo ſehr lieb, den Andern?" fragte ich plötzlich leiſe und umſchlang ſie.

Sie fing krampfhaft an zu weinen und verbarg ihren Kopf an meiner Schulter. „Wahnſinnig lieb, ganz wahnſinnig! Wie könnte es auch anders ſein!"

Für Erwin hatte aber unſere Unterhaltung zu lange gedauert. Da wir auf ſeine Klingel nicht geachtet hatten, rief er jetzt zornig ſeine Schweſter. Ich ging zu ihm und entſchuldigte ſie, denn ſie wollte ſich ihm mit den Thränen in den Augen nicht zeigen. — Mir war das Herz ſchwer vom Nachhall ihrer leidenſchaftlichen Worte und von der Sorge, es könnte ihr leid thun, auch nur ſo viel geſagt zu haben. Es ſchien mir, als hätte ſie ihr eigenes Todesurtheil damit ausgeſprochen und ſich vollſtändig aufgegeben, nun da ſie ihren Kummer überhaupt

erwähnt. Und doch! Wer nicht mehr leben will, der kämpft auch nicht mehr, und ihr hatte ein Uebermaß geistigen Ringens das Geständniß abgezwungen. Die Heilung lag vielleicht im Wort; ach, hätte ich nur das Mittel, ihr Herz zu erschließen! Ich sah es Alles klar vor mir: es war wie ein Text zu Antonie Volkmar's bebekanntem Bilde ‚Die neue Gouvernante'. Margarethe und der Vater ihrer Zöglinge, Beide waren Deutsche, ein mächtiges Band, das sie in der Fremde von vornherein an einander knüpfte; dazwischen die Frau: reich, beschränkt, hochmüthig, herzlos. Aber wie hatte Margarethe zehn Jahre in dem Hause bleiben können, Margarethe, so wie ich sie kannte, stolz, überempfindlich und durch und durch ehrenhaft?

Sie war unterdeß in das Zimmer zum Bruder getreten; ich benutzte die Gelegenheit, ihr zu sagen, welch' reizenden Plan ich entworfen: sie solle die Stellung bei dem General annehmen, dann würden wir Nachbarn, u. s. w. Sie dankte mir freundlich, sagte aber bestimmt, sie würde nie mehr in ein fremdes Haus eintreten; entweder kehre sie zurück oder suche sich durch Privatstunden eine kleine Selbständigkeit in Berlin zu gründen, um bei Erwin bleiben zu können. Natürlich war ich enttäuscht; daß kein Zureden nützen würde, hatte ich aber eingesehen. Der Briefträger brachte in demselben Augenblicke mehrere Briefe mit dem englischen Poststempel. Margarethe wurde roth. „Von meinen Schülerinnen," sagte sie; aber sie öffnete sie nicht, sondern steckte sie ruhig in die Tasche. Erwin war ungnädig, daß ihn der Briefträger stets vernachlässigte. Ich neckte ihn und versprach,

jeden Abend ein Zettelchen an ihn in den Kasten zu stecken, damit er Morgens nicht leer ausginge.

„Margarethe bekommt nämlich unverschämt viele Briefe; jeden Tag, jeden Tag," klagte er.

„Aber wenn sie sie nicht liest, was nützen sie ihr!" meinte ich scherzend.

„Sie liest sie schon, aber erst später. Sie ist pedantisch, wie alle Gouvernanten."

Ich wollte fortgehen, da ich sah, daß Margarethe keine Anstalten machte, ihre Briefe zu erbrechen, und da ich sie überhaupt zu stören schien. Behülflich konnte ich doch nicht sein, die Aufwartefrau und eines meiner Mädchen waren da. Erwin ließ mich nur mit dem Versprechen fort, ihn am Nachmittag wieder zu besuchen; Margarethe aber sagte, als ich meinen Hut aufsetzte: „Ich komme mit Dir, wenn es Dir recht ist."

Natürlich war es mir sehr recht, und wir gingen beide zu Fuß die Luisenstraße herunter, über die Marschallsbrücke und durch die Dorotheenstraße in den Thiergarten.

„Hier ist es immer schön, zu jeder Jahreszeit," sagte sie tief aufathmend. „Komm, setz' Dich hier auf eine Bank." Es war 10 Uhr früh, also störte uns kaum ein Vorübergehender.

„Wirst Du Dich aber nicht erkälten? Es ist rauh und Dein Husten immer noch nicht besser."

„O nein, ich erkälte mich bei diesem Wetter nicht, das bin ich gewöhnt," entgegnete sie lächelnd. „Mich stört nur die Sonne; der graue Wolkenhimmel ist mir sympathisch."

Ich ſchwieg; ich wußte, daß ſie mir entweder freiwillig Alles ſagen würde, was ſie bedrückte, oder daß es ihr leid geworden, ſich mir überhaupt anvertraut zu haben; jedenfalls würde eine Aufforderung von mir ſie nur ſtören. Sie ſammelte mit dem Stock ihres Regenſchirms die gelben Blätter, die um uns herumtanzten. Ich bewunderte halb unbewußt den zierlichen Schirm, die eleganten Handſchuhe. Alle Gegenſtände, die ſie in perſönlichem Gebrauch hatte, waren höchſt geſchmackvoll; ich las auf jedem von ihnen den Namen des Gebers.

„Es iſt ein Verrath an ihm," ſtieß ſie heraus, indem ſie mich groß, aber wie abweſend anſah, „das weiß ich. Aber ich will ihn verrathen, denn ich haſſe ihn, ich haſſe ihn, daß ich ihn erwürgen möchte."

„Margarethe," ſagte ich beſchwichtigend; doch mir traten die Thränen in die Augen aus Schreck vor ſolcher Leidenſchaft. „Ich haſſe ihn auch," fuhr ich fort. „Als ich geſtern Abend nicht einſchlafen konnte und an Dich dachte, die Du krank, hülflos dalagſt, mit dem erdrückenden Bewußtſein, für den Kranken im Nebenzimmer ſorgen und arbeiten zu müſſen, Dir nicht einmal den Tod wünſchen zu dürfen, weil der Bruder noch unverſorgt . ."

„Daran iſt er aber nicht ſchuld! Nein, Anna," fuhr ſie in ihrer alten vernünftigen Art fort, „Du mußt meine Lage nicht übertreiben. Es giebt Tauſende von Frauen und Mädchen, denen es weit ſchlimmer geht. Mein Gott, ein bischen Arbeit und Sorge iſt ja erforderlich zum Menſchenleben. ‚Keinem wird ſo viel auferlegt, als er tragen kann', iſt ein wahres orien-

taliſches Sprichwort. Ich könnte auch noch ſehr viel mehr tragen, wenn ich müßte. Sorgen, meine ich; Seelenqualen nicht."

Wieder ſchwiegen wir. Der Herbſtwind ſtrich achtlos über die Blätter; gleichgültig, wohin er ſie trug, fegte er mit ihnen vorüber; ein paar leere Droſchken raſſelten langſam und ſchwerfällig dahin auf der Straße, die wir durch die Baumſtämme ſahen; apathiſch, erſtorben war die Welt.

„Schreibt er Dir täglich?" fragte ich leiſe.

„Ja, er ſchreibt täglich, aber ich leſe es nicht immer. Ich kann nur leben, wenn ich nichts von ihm höre — oder in ſeinem Arm." Sie ſtand auf. „Komm," ſagte ſie, „wir wollen weiter gehen. Willſt Du mit mir auf den Kirchhof?"

Ich hatte mich ganz vergeſſen und hatte nur Margarethe in dem Augenblicke ſo lieb, daß ich für ſie in's Waſſer gegangen wäre. Wenn es gilt, Partei gegen einen Mann zu nehmen, fühlen ſich die wahren Frauen immer ſolidariſch.

„Es iſt etwas weit, wir wollen fahren," wagte ich am Potsdamer Platz einzuwenden.

„Wie Du meinſt." Sie ſchien an den weiten Weg gewöhnt, ſtieg aber mit mir mechaniſch in die erſte Droſchke, auf die wir ſtießen. Jetzt fuhren wir die ganze Potsdamerſtraße hinauf.

„Siehſt Du, Anna," begann Margarethe plötzlich, ſah aber dabei durch die kleine Scheibe hinaus und nicht auf mich. „Wer ihn nicht kennt, begreift es

nicht. Es klingt Alles ſo niedrig, verwerflich, was ich Dir ſagen will, damit Du mir hilfſt. Hätteſt Du ihn gekannt, würde ich mich nicht ſo ſehr ſcheuen."

„Ich kenne Dich ja," ſagte ich.

„Das beweiſt nichts. Wenn ich Dir von ihm ſage, was ich oft von Andern über ihn gehört habe, es klänge doch nur ſo, wie jede Frau von dem Manne ſpricht, den ſie liebt. Nicht wahr, wenn Du von Waſhington, von Napoleon, von Goethe, mein Gott, von irgend ſo einer Ausnahme des Menſchengeſchlechts hörſt, legſt Du unwillkürlich einen anderen Maßſtab an? Siehſt Du, das mußt Du auch für Richard thun."

Ich war nach Frauenart geneigt, ihn gleich über alle jene Herren zu ſtellen.

„Er war einſt ein begeiſterter Socialiſt, oder wie ſoll ich den Mann nennen, deſſen Theorien in keine der bisher üblichen Schulen paßten, der aber feſt glaubte, die ſociale Gleichberechtigung Aller müſſe ſich im Lauf der Zeiten Bahn brechen, wie einſt das Chriſtenthum. Als Leiter einer Fabrik war er nach England gekommen, er wurde bald reich; er war aus gutem Hauſe und nur ſeiner Theorien wegen in's Ausland gegangen. Doch das brauche ich Dir ja nicht zu ſagen; denn ſo ſchnell könnte ich Dir ſein ganzes Leben nicht erzählen, mit all' den vielen herrlichen Irrthümern — herrlich, denn ſie haben ihn zu dem gemacht, was er iſt. Als er ſelbſtändig war, ſuchte er ſeine Ideen zu realiſiren. Er hat natürlich Schiffbruch gelitten, aber er glaubt immer noch an viele von ihnen, ich auch, und darum kann ich ihn nicht vergeſſen, weil er nicht nur mein ganzes

Fühlen, auch meine Weltanſchauung mit ſich angefüllt. Ich ſehe nicht einmal mehr mit eigenen Augen."

Wir waren unterdeß bis Schöneberg gekommen, immer geradeaus fahrend; aber der Kirchhof, den ſie ſuchte, liegt erſt hinter dem Ort, und ſo fuhren wir weiter.

„Er hatte ein Fabrikmädchen geheirathet; vielleicht kannſt Du Dir darnach vorſtellen, wie irrig ſeine Jugendträume waren. Sie iſt jetzt der Fluch ſeines Lebens, aber er iſt zu gut, um ſie ganz aufzugeben." Sie ſchwieg einen Augenblick. „Ich glaube, was er in ſeiner Ehe gelitten, iſt nicht zu begreifen, wenn man die Frau nicht geſehen; ſie iſt eigentlich nur eine rohe Fleiſchmaſſe. Aber er hatte zwei Töchter von ihr, und er, der Socialiſt, ſuchte nach einer möglichſt ariſtokratiſchen Frau, um ſie zu erziehen. Trotz meiner Jugend war ich ihm von Berlin empfohlen worden. Als ich in's Haus kam, war Ellen 5, Mary 4 Jahre alt. Ich hatte die Hauptaufgabe, ſie dem Einfluß der Mutter zu entziehen. Ich glaube, die habe ich gelöſt, ohne daß das Herz der Kinder dabei zu ſehr gelitten hätte. Sie lieben mich jedenfalls über alle Maßen, — aber ich kann doch nicht zu ihnen zurück."

Der Wagen ſtand ſtill, und wir ſtiegen aus. Nachdem wir einige Schritte gemacht hatten, hielt Margarethe an: „Ich kann jetzt doch nicht zum Grabe der Eltern gehen, ich bin mit meinem Herzen nicht bei ihnen. Wir wollen lieber umkehren. Iſt es Dir recht, fahren wir noch etwas herum. Erſt um 12 Uhr brauche ich bei Erwin zu ſein." Ich bat ſie, zu mir zu kommen, ſie ſchlug es

aber aus. „Du mußt erſt Alles hören. Wenn Du dann noch willſt, vielleicht.“

So ſetzten wir uns wieder in das häßliche, raſſelnde Gefährt.

„Wie ich zuerſt in das Haus kam, dachte ich, ich hielte es nicht aus, trotz der ſehr günſtigen Bedingungen, die mich zur Annahme bewogen hatten, — Du weißt, Mama und der Junge . . .“

„Ich weiß, ſie waren auf Dich angewieſen.“

„Die Frau iſt ſehr ungebildet, ſie ſchreibt kaum richtiges Engliſch. Sie war hochmüthig gegen mich und fügte mir von Anfang an eine Fülle kleiner Kränkungen zu. Richard ſprach die erſten Tage kein Wort mit mir, er beobachtete mich bloß. Einmal jedoch, am zweiten Tage, als ſeine Frau dem Diener befahl, den Kindern erſt zu ſerviren und dann mir, ſagte er mit harter Stimme, daß ich ſtets gleich nach der Hausfrau bedient werden ſollte. Mir war dieſe Scene ſo peinlich geweſen, daß ich gleich nach Tiſch zu ihm herantrat und um die Erlaubniß bat, hinfort die Mahlzeiten mit den Kindern allein einzunehmen; es ſei dies eine Erziehungsregel von mir. Er verbeugte ſich und erwiderte: ‚Ich habe abſolutes Vertrauen zu Ihnen und bitte Sie wegen meines tactloſen Benehmens bei Tiſch um Entſchuldigung.‘ Ich war ſo beſtürzt, daß ich nichts zu ſagen wußte, zumal er die Worte abſichtlich laut geſprochen, damit ſeine Frau und der Diener ſie hören ſollten. Wir aßen ſeitdem allein und früher; der Hausherr fand ſich aber häufig im Schulzimmer ein, zur Zeit, wo für uns gedeckt wurde; ſpäter ſpeiſte er ſogar oft mit uns. Ich muß ihm wohl

von Anfang an gefallen haben," fügte ſie mit einem bitteren Lächeln hinzu, „er hatte eine Art mich zu beobachten, die mich verlegen machte, da ſie durchaus nicht prüfend, ſondern bewundernd war. Du fragſt, warum ich damals nicht gleich das Haus verließ? Aber ich ahnte nicht, was es war, das mich ſo froh machte und mir das ganze innere Leben umgeſtaltete. Das erſte Glück verbarg mir jede Einſicht."

„Wir ſprachen immer deutſch mit einander. Anfangs horchte er mich mehr aus; es muß ihm nicht ſchwer gefallen ſein, denn ich hatte keine Geheimniſſe. Erſt allmählich ſprach er von den Wünſchen in Bezug auf ſeine Kinder — noch erwähnte er ſeine Frau mit keinem Wort. Er ſchämte ſich aber ihrer vor mir: beging ſie irgend eine Tactloſigkeit, machte ſie einem der Dienſtboten eine heftige Scene, ſuchte er es vor mir geheim zu halten. Sie bildete ſich ſtets ein, daß ſie beſtohlen wurde. Einmal fehlte ihr ein Ring — der ſich nachher in ihrem Bette fand — und ſie ließ überall Hausſuchung halten, auch in meinem Zimmer, in meinem Koffer! Richard war damals gerade verreiſt. Als er zurückkam, theilte ich ihm mit, daß ich das Haus verlaſſen müſſe. Er drang in mich, warum. Es war in ſeiner Bibliothek, in die er mich gebeten zu kommen, wenn ich ihm etwas zu ſagen hätte. Das ſchöne Zimmer mit den alten Eichenmöbeln, alle Wände mit gleichmäßig eingebundenen, dunkelgrünen Büchern bedeckt, die kleinen Divane mitten im Zimmer und die von einem großen Schirm beſchattete Lampe — o, wie ſollte ich ſie je vergeſſen! Wir ſtanden beide, an eine Holzbrüſtung gelehnt, tief im Zimmer;

ich zitterte ein wenig vor verhaltener Erregung; er ging auf und ab, dann ſtellte er ſich vor mich hin und ſagte, wie er ſich in meinen Augen erniedrigt fühlte, daß ſolch ein Weib die Frau ſeiner Wahl wäre. Er ſagte Vieles, Vieles, vor dem mir Hören und Sehen verging. Als ich an jenem Abend aus dem Bibliothekzimmer trat, hatte ich verſprochen, ihm das Leben zu erleichtern, hatte verſprochen, mich über meine Erziehung, ja mein Gewiſſen hinwegzuſetzen, um einen Mann glücklich zu machen, der ohne mich meinte nicht mehr leben zu können. Es war ein trauriger Compromiß, den ich mit dem Leben gemacht, aber er war voll idealer Theorien, die mich über das Alltägliche forthoben. Die Seele ſeiner Kinder lag in meiner Hand; es war eine gemeinſame Arbeit zum Höchſten und Beſten, ein ewiges Vorwärtsſtreben.

„Ich glaube noch heute nicht, Anna, ſo oft ich mit mir zu Rathe gehe, daß ich ein Verbrechen auf mich geladen. Gelitten habe ich zu Zeiten entſetzlich, es bäumte ſich meine ganze Vergangenheit auf gegen die unwürdige Form meiner Liebe; ich habe es bitter oft mit ihm beſprochen, habe ihm geſagt, wenn er mich ganz heilig, mit höchſter Liebe liebte, müßte er unſere Liebe rein und ideal erhalten. Ein Mann aber iſt ein Mann, und Richard trug nach all' den Irrthümern ſeiner Jugend, in denen er bloßen Phantasmagorien nachgejagt, einen Cultus des Natürlichen in ſich, den ich nie ganz theilen konnte. Oft war ich entſchloſſen fortzugehen; einmal war ich in der Abſicht, mich davon zu ſtehlen, faſt bis Nottingham gelangt. Er hatte es bemerkt und holte mich zu Pferde ein; es war in einem engen Hecken-

weg, wo er anhielt und ruhig ſagte: ‚Ich hoffe, Du weißt, was Du thuſt? In dem Augenblick, wo Du mein Haus für immer verläßt, ſchieße ich mich todt. Das iſt nun zwar bei der Uebervölkerung, die hier herrſcht, keine allgemeine Calamität, aber meiner Mörderin könnte es doch ſchwer auf's Gewiſſen fallen.‘ Doch was ſoll ich Dir von den Höhen und Tiefen, von dem ewigen Auf und Ab einer menſchlichen Leidenſchaft erzählen! Sie gleicht ſich wohl überall. Ich bin oft ſehr glücklich geweſen, am glücklichſten in den Tagen der Gefahr, wenn große Kriſen waren, und ich ihm rathend zur Seite ſtand, als Feuer ausbrach in einem Seitengebäude, als eine Epidemie unter den Arbeitern herrſchte, am Krankenbett der Kinder, aber auch in kleinen, dem Leben abgerungenen, traulichen Zeiten.

„Wenn ſeine Frau in's Seebad reiſte z. B., dann athmete das ganze Haus auf; wir ſaßen die ſtillen Sommerabende unter den großen Linden hinten im Garten, oder ſpielten mit den Kindern. Ich war ja ihre wirkliche Mutter, vor Gott war ich ja ſeine Frau, die Andere war doch nur einſt ſeine Geliebte geweſen, niemals mehr.“

Margarethe ſchwieg; ſie ſah nach der Uhr; auch jetzt vergaß ſie nicht, daß Erwin ſie um zwölf Uhr erwartete. „Ich glaubte, der Tag ſei vergangen,“ ſagte ſie dann, „weil ich ſo viele Jahre überſprungen. Schauderſt Du nicht vor mir, willſt Du mehr hören?“

Ich umſchlang ſie wortlos.

„Mein Ehrgeiz für ihn war groß; ich wollte, daß er eine öffentliche Stelle bekleiden ſollte; ich fühlte oft,

daß er ſo viel Kraft in ſich barg, die er nicht genug verwerthete. Nicht ich allein wollte von dieſen Schätzen zehren, ſie ſollten einem weiten Kreiſe zu Gute kommen. Er war naturaliſirt, er ſprach die Landesſprache vollkommen, hatte ſchon viel in ihr geſchrieben, ſein Name ſogar klang engliſch. Der erſte Schritt war, in die Stadtverwaltung zu kommen. Das iſt nicht leicht: Man muß ein offenes Haus haben, Vielen ein freundliches Wort zu ſagen wiſſen. Frau Leſſer verſtand das nicht, wollte es auch nicht; ſie meinte, wenn ſie nicht arrogant ſei, merke Jeder ihre Herkunft.

„Sie und ich, wir ſprachen ſelten mit einander. Ich verbrachte meine Tage allein mit den Kindern, ſie hielt es für vornehm, ſich wenig um uns zu kümmern; wenn es doch geſchah, wurde ich immer durch irgend etwas beleidigt; ich nahm es wortlos hin, Richard's wegen. Eiferſüchtig iſt ſie nie auf mich geweſen; da ſie ſeine legitime Frau war und ihr nie zu Ohren gekommen, daß eine Scheidung möglich ſei, wie es ja auch thatſächlich keine giebt, beunruhigte es ſie wenig, ob Richard Jemanden liebte. Ihren zudringlichen Zärtlichkeiten hat er ſich nie ganz entziehen können, dies weiß ich, obgleich wir dieſen Gegenſtand ſtets vermieden, wenn wir mit einander ſprachen. Schließlich gelang es ihm, trotz ihrer in den Municipalrath zu kommen, und ich wünſchte, ihn nun im Parlament zu ſehen. Ich weiß, daß er ein großer Mann werden wird, wie ich Dir im Anfang ſagte, ſo ein Pfeiler in der Geſchichte der Menſchheit."

„Wie alt iſt er?"

„Achtunddreißig Jahre."

„So jung noch; ich hatte ihn mir als Fünfziger vorgeſtellt.“

„O nein, er war achtzehn, als er nach England kam.“

Sie ſchwieg. Ich glaubte, daß ſie das Schwerſte ihres Lebens jetzt zu erzählen hätte, den Grund, warum ſie ihn zu Zeiten haßte. Nicht weil er ſie erniedrigt, nicht weil ſie um ihn die unwürdigſte Rolle, die einer hochherzigen Frau zugemuthet werden kann, übernommen, nein, nein, er mußte ſie auch noch verrathen haben.

„Und die Andere,“ fragte ich, als ſie nicht weiter ſprach, mit erregter Stimme, „wer iſt die Andere, die ihn Dir nahm?“

„Woher weißt Du es?“ ſtieß ſie ganz erſchreckt heraus.

„Woher ich es weiß? Weil es immer daſſelbe iſt, überall in der Welt.“

„Doch nicht, doch nicht,“ meinte ſie, „es iſt nicht überall daſſelbe; er liebt mich noch immer über Alles, wirklich.“

Wir waren ſchon lange wieder in der Stadt, ohne daß wir es bemerkt. Jetzt hielten wir vor ihrer Wohnung, die wir dem Kutſcher in Schöneberg zugerufen hatten.

„Ich muß hinauf,“ ſagte ſie, „es iſt gleich zwölf Uhr.“

„So komme nachher zu mir, wenn Du Zeit haſt.“

„Das kann ich nicht. In einem Zimmer könnte ich kein Wort reden, es muß im Freien ſein. Weißt Du, wir gehen nachher nach dem Friedrichshain, da iſt es ſo ſtill. Wenn ich den Wind entgegen habe, dann kann ich von Allem ſprechen, als ſei ich todt.“

„Gut," ſagte ich, „dann laß mich hier unten in der Droſchke warten."

„Aber es kann lange dauern."

„Das ſchadet nichts, ich könnte jetzt doch nicht unter Menſchen gehen."

So blieb ich in der einen Ecke des Wagens ſitzen. Viele Arbeiter zogen die Straße entlang, da es zwölf Uhr geläutet; viele Frauen mit den vergrämten Geſichtern, hinter denen die Sorge und Noth der kinderreichen Mutter wohnt. Alles ſchien mir ſo verzweiflungsvoll in dieſer Welt, ſogar die armen Hunde, die halb verhungert herumlagen. Sie fühlen ja auch Kälte und Mangel, ſie ſind ja auch Creaturen, die leiden; ich ſchloß ſie in dem Augenblick alle in mein Herz. Da fing ziemlich fern von mir, aber doch ſo, daß ich die Melodie deutlich hören konnte, ein italieniſcher Leierkaſten ſein Spiel an. Mir zitterte förmlich das Herz, ſo ergriff es mich plötzlich. Es waren die alten, ewigen Leierkaſten-Melodien, denen wir als Kinder gelauſcht; ſo unmuſikaliſch, ſo unrein, wie ſie geſpielt wurden: Nichts hätte mich zu ſo heißen Thränen rühren können in dem Augenblick. Und die Muſik kam näher und näher, und mir war, als wäre ich es, die Richard geliebt und noch liebte und die er verrathen, als jammere ich um ein verlorenes Leben. Ich griff in die Taſche, um dem ſchlanken, braunen Jungen, der die Drehorgel trug und den grauen Filzhut mit der ſprechenden Bewegung an's Wagenfenſter hielt, ein Geldſtück zu geben. Aber vergebens! Zum erſten Mal im Leben war ich ohne Geld ausgegangen. Ich wandte mich an den Kutſcher, er be-

hauptete nichts zu haben; mir war ſelten etwas ſo ärgerlich geweſen. Des armen Jungen bittende Augen konnte ich nicht ſehen; ſo ſtieg ich aus, ging in den Hausflur und ſetzte mich lieber auf die Stufen. Ich wäre gern die drei Treppen zu Margarethe hinaufgeſtiegen; aber in der Stimmung, in der wir beide uns getrennt, ſchämte ich mich, ſie mit der Bitte um einen Groſchen zu ſtören. — Die Leierkaſten-Muſik verklang allmählich; anfangs hatte der Knabe wohl noch gehofft, ich würde mit einer Belohnung zurückkehren; ich hörte ſie mit einer ganz kindiſchen Bitterkeit verklingen, mir erſchien der Zufall ſo kleinlich grauſam. Doch da kam Margarethe ſchon die Treppe herunter.

„Erwin iſt ganz glücklich; der Doctor hatte ihm doch heute zu leſen erlaubt; nun iſt er mitten in den Pickwickiern und war froh, daß ich ihn noch länger allein ließ.“

Wir nahmen wieder Platz und fuhren nach dem Friedrichshain. Ich ſaß rechts von ihr, und wir hatten beide die Köpfe feſt an die Rückwand gelehnt.

„Wenn der Menſch einmal eine Schranke eingeriſſen, iſt er meiſtens verloren; jedenfalls hat er keinen Grund mehr, nicht auch die zweite zu überſchreiten. Wir hatten uns das oft in Bezug auf die Allgemeinheit geſagt, ja dieſe Einſicht war es geweſen, die Richard allmählich überzeugt, wie ungenügend alle ſeine Theorien den im Menſchen wohnenden Mächten gegenüber ſeien. Er war zu einer Art freiſinnigem Conſervatismus gekommen. Aber für uns hatten wir immer Ausnahmen gemacht. Du wirſt fühlen, daß unſer Verhältniß weit zarter als

eine Ehe war, daß ein Treubruch es zerreißen mußte, was bei einer Ehe doch noch lange nicht der Fall. Denn eine andere Liebe war ja ein Eingeſtändniß, daß wir uns geirrt, und was blieb uns dann? Ein zweiter, ein dritter Irrthum, ein Leben nur voller Irrthümer? Wann ſollte dann die Wahrheit kommen? Vielleicht verſtehſt Du es nicht ſo, vielleicht kann ich mich nicht klar ausdrücken, mein Gefühl darin war aber abſolut."

Sie zögerte. „Sieh, Anna, wir Frauen wiſſen wenig von den Nachtſeiten des männlichen Lebens, wir brauchen auch nichts davon zu wiſſen. Ich erfuhr durch Richard Vieles, was ich ſonſt nie geglaubt; Du mußt nicht denken, daß ich auf ſolche vorübergehende Nichtigkeiten in ſeiner Seele Gewicht gelegt habe. Als er einmal in Paris war, verliebte er ſich auf ein paar Tage in eine Tänzerin; einmal im Seebade knüpfte er eine Beziehung mit einer jungen Wittwe an, die ſo lange dauerte wie ſein Aufenthalt. Er kam nie reumüthig, ſondern im Gegentheil ſehr ſtolz zurück, um mir ſolche Eroberungen zu beichten. Das ſind Dinge, die wirklich keinen Werth haben, und ich berühre ſie nur, damit Du nicht meinſt, ich ſei, was ja oft der Fluch ſolcher Verhältniſſe iſt, von krankhafter Eiferſucht geweſen. Nein, ich hatte ſein beſſeres Ich in mir, ich war die geiſtige Mutter ſeiner Kinder, die Sorgen von acht Jahren hatten uns an einander gekettet, für ſehr viel Leid hatte ich hohes Glück eingetauſcht."

Margarethe ſchwieg wieder. Ich wußte, daß ſie jetzt von ‚ihr' reden mußte, und war froh, daß wir nun im Friedrichshain anlangten, wo die Luft ihre Worte

davontrüge, ſie ihr alſo nicht ſchwer auf das eigene Herz zurückfallen konnten.

Wir ſtiegen aus.

„Sie war eine verheirathete Frau, nicht viel jünger als ich. Ihr Mann war ſein Freund aus früheren Jahren, der nach einem dreijährigen Aufenthalt in Italien nach Hauſe zurückkam. Er hatte ſie dort geheirathet, ſie iſt aber eine Engländerin.“

Es war, als ob ſogar ſich Margarethes Stimme veränderte, wie ſie von der Frau ſprach; ſie ſtieß Alles in kurzen Sätzen heraus.

„Sie kam viel in's Haus, Richard lebte ſeitdem weniger mit den Kindern und mir. Sie iſt ſehr intelligent und kokett, ich halte ſie für herzlos, aber intereſſant iſt ſie. Natürlich verliebte ſie ſich in ihn; ich ſah es, als ich mit den Kindern zum erſten Male ihrem Croquet-Spiel zuſchaute. Ich glaube, darauf fing ich an, ihn manchmal zu quälen, bis er mir ſagte, aber diesmal mit Thränen in den Augen, er ſei in Florence Aſhton leidenſchaftlich verliebt.

„Wir ſaßen beide vor dem Feuer im Schulzimmer. ‚Was ſoll daraus werden?‘ fragte ich mit tonloſer Stimme. ‚Nichts ſoll, kann oder darf daraus werden, ich will es ihr nie ſagen, ich werde es ſie auch nicht einmal ahnen laſſen, aber darum bin ich doch ſchrecklich unglücklich,‘ und er legte ſeinen Kopf in meinen Schoß. An jenem Abend war ich ſehr gütig gegen ihn, wie eine Schweſter, aber ich bin es nicht die ganze übrige Zeit geweſen. Ich hatte ihn — die eigene Natur iſt ja unberechenbar — nie vorher ſo heiß geliebt, doch mir

ſtand der Verſtand ſtill, daß er eine Andere liebe. Es empörte mich auch zu Zeiten, daß er Zartheiten in dieſem Gefühl hatte, die er gegen mich nicht gekannt, daß er ſie liebte, ohne es ihr zu ſagen. Bald wollte ich fort, dann hielt mich ſeine Bitte, ihn nicht aufzugeben, ihm als einziger Freund zur Seite zu ſtehen; bald haßte ich ihn, bald mich. Schließlich kam's zu Scenen zwiſchen uns, ich ſuchte ihm immer klar zu machen — als ob Einſicht etwas nützte, wenn das Herz ſo laut ſpricht — daß er ſie nicht lieben dürfe, daß ſeine Ehre es ihm verbiete. Ich warf ihm wohl auch mein ganzes Leben vor, was ich um ihn erduldet; ich wurde in jener Zeit faſt wahnſinnig, die Spuren all' des verzehrenden Leids ſind Dir ja aufgefallen. Er wurde auch verhärtet gegen mich. ‚Du liebſt mich nicht, Du liebſt nur Dich,' ſagte er, ‚Du haſt Dein Leben auf eine Karte geſetzt, und nun bangſt Du, daß es die falſche war.. Aus Stolz und Eigenliebe hängſt Du an mir; dächteſt Du an mich und nicht an Dich, wärſt Du weich.' Ueber ein Jahr dauerte dieſe Qual, da konnte er es nicht mehr ertragen und reiſte ab. Ich erfuhr zufällig, daß er mit Aſhtons einige Wochen in London verlebt hatte — und wäre nicht der Gedanke an Erwin geweſen, die Rückſicht auf ſeine Kinder hätte mich nicht am Selbſtmord verhindert. Wenn man nicht Himmel noch Hölle mehr fürchtet, nur ſeine eigene grenzenloſe Liebe und den Haß, der aus ihr entſpringt, dann iſt man zu Allem fähig. Damals richtete ich auch meine Geſundheit zu Grunde; Du haſt es vielleicht nicht gemerkt, ich aber weiß, daß ich lungenleidend bin. Mir war jeder phyſiſche Schmerz eine Er-

leichterung; hätte ich nur gewußt, daß es ihm leid thäte, ſo hätte ich mich zu Tode gemartert.

„Da kam plötzlich ein Brief von ihm: ‚die Schlakken ſeien von ihm abgefallen, all' das Böſe, was ich und er zwiſchen uns gethürmt, ſei verſchwunden, er ſei zu ſich zurückgekehrt und damit zu mir.'

„Ich hatte es nicht erwartet. Glücklich war ich wohl, aber der Haß und die Bitterkeit hatten zu tiefe Wurzeln geſchlagen. Mein erſtes Gefühl war Freude, mein zweites wiederum verletzte Eigenliebe: er fragt nicht einmal, ob ich ihn auch noch lieb habe! Er nimmt es als ſelbſtverſtändlich an, daß er mich beglückt, wenn er mich zu lieben geruht!

„Ach, Anna, vielleicht verſtehſt Du es nicht, was der gekränkte Stolz für böſe Früchte trägt in einem einſamen Herzen. Ich hatte keine Stunde Ruhe gehabt ſeit Empfang ſeiner Zeilen, ich ſtellte mir unaufhörlich unſer Wiederſehen vor, ich rechtete mit ihm — vierundzwanzig Stunden vor ſeiner Heimkehr bekam ich die Nachricht von Erwin's Erkrankung. Ich reiſte gleich her. Mir ſchien es ein Zeichen des Himmels."

Margarethe ſchwieg. Wenn das Rauſchen des Windes ihr wohl that, ſo mußte ſie ſich jetzt wohl fühlen: es ſtürmte in dem entlaubten Haine, daß ich faſt erſtarrte.

„Soll ich zu ihm zurückkehren?" wandte ſie ſich jetzt plötzlich an mich. Ehe ich aber antworten konnte, fuhr ſie fort: „Wäre Erwin geſtorben — ich hätte ihn nicht überlebt. Richard's Kinder ſind faſt erwachſen, alle Schuld an ihn iſt abgetragen. Aber ich habe in

Deutſchland, an Erwin's Krankenbett, am Grabe meiner Eltern meine Kindes-Anſchauungen theilweis wieder gefunden. Doctor Hirſchel wollte ich nur Erwin's wegen heirathen; ich ſtellte Dir die Frage neulich mit Abſicht umgekehrt, um Deine wahre Meinung zu erfahren, — aber ich könnte es gar nicht, mir graut vor einem neuen Leben. Vielleicht ſiehſt Du, wie müde ich bin."

Ich nahm ihren Arm unter den meinen und wandte mich wieder zum Wagen. Dem Kutſcher rief ich meine Adreſſe zu, ohne daß Margarethe es zu beachten ſchien.

„Nun ſchreibt er täglich — Anfangs las ich die Briefe nicht, denn in der Sorge um Erwin war mir Liebe und Haß erſtorben. Seine lieben Worte würden einen Stein erweichen. Doch kommt der Haß noch wieder, beſonders wenn ich hier durch die Straßen gehe, durch die ich als Kind geeilt, wenn mich die Bäume, die Häuſer in die frühere Zeit verſetzen. Siehſt Du, ich mache mir keine Vorwürfe, aber ich habe doch mein Leben verloren."

Ich ſchwieg, bis wir in meine Wohnung kamen. Dort ſetzten wir uns einen Augenblick in mein Zimmer; dann gingen wir durch alle Räume, ſie küßte meine Kinder, und wir weinten beide leiſe, denn wir verſtanden uns. „Ich muß wieder zum Bruder," ſagte ſie dann. „Bring' mich noch zurück."

„Ich danke Dir," flüſterte ſie, als wir wieder im Wagen waren. Ich ſchluchzte und erwiderte nur, ich hätte mein Haus mit ihrem lieben Bilde anfüllen wollen, damit etwas bei mir bliebe, wenn ſie in die Ferne zurückkehre, „denn Du kannſt Erwin bald ver-

laſſen," ſchloß ich, „er iſt faſt geſund, und wir ſorgen für ihn."

„Alſo Du räthſt mir zurückzukehren? Du, die deutſche Frau, die nie einen Anderen als ihren Gatten geliebt?"

„Du haſt auch nur Deinen Gatten geliebt. Ja, Du ſollſt zurückkehren, weil man die Liebe pflegen und hegen, den Haß aber eindämmen ſoll; weil Liebe die höchſte Moral iſt, und Du zu ihm gehörſt."

„Und es gibt kein Ideal, das noch höher wäre?"

„Du ſollſt einen Menſchen voll beglücken, ein Leben erwärmen und bereichern, vielleicht erhalten; iſt Dir die Aufgabe nicht hoch genug?"

„Ja, Anna, aber es gibt ein ewiges Ideal, es gibt ein höchſtes Gebot, dem die Sitte Ausdruck gegeben, das heißt für mich: Entſagung."

Ich ſchwieg.

„Du würdeſt nicht zurückkehren," ſchluchzte ſie.

„Ich? Gewiß würde ich zurückkehren. Ich glaube nicht, daß die Sitte das Opfer unſeres Lebens verlangen kann."

„Anna, ſei wahr!"

„Ich bin ganz wahr — aber vielleicht biſt Du beſſer als ich."

Wir ſchwiegen beide. Vor ihrer Wohnung umarmten wir uns noch einmal, dann ging ſie hinauf zum ſorgloſen Bruder; ich fuhr nach Hauſe.

Am Abend bekam ich die Beſtellung, morgen recht früh zu ihr zu kommen. Ich brach ſchon vor 8 Uhr auf, damit ſie ja nicht auf mich warten ſollte. Ihr

Zimmer hatte einen Eingang vom Flur; da der Kranke noch ſchlafen konnte, pochte ich dort leiſe an. Niemand antwortete, aber ich fand die Thür unverſchloſſen. Margarethe lag angezogen auf ihrem Bette, das in der Ecke des Zimmers ſtand. Woher ich ſo ahnungslos geweſen war! Nach unſerem geſtrigen Abſchied hätte ich nicht ſo unvorbereitet ſein dürfen: — ſie war todt.

Ich ſetzte mich an ihr Bett und ſah ſie ſtarr an. Ich konnte nicht weinen. Endlich raffte ich mich auf, verſchloß die Thür zum Bruder, um mich zu ſammeln, ehe ich irgend Jemand Rede zu ſtehen hätte. Sie würde ein Wort für mich zurückgelaſſen haben, da ſie mich hinbeſtellt. Ich war ſo verwirrt, daß ich lange vergebens ſuchte, bis ich auf ihrem Malkaſten den Brief entdeckte und ihn aufbrach.

„Hab' Dank für das, was Du mir Liebes gethan und noch thun wirſt, Du haſt es ja verſtanden, als wir Abſchied nahmen; es kann Dich nicht überraſchen. Ich habe einen Vorrath Morphium aus England mitgebracht. An Richard habe ich geſchrieben, auch an Erwin; an Letzteren aber ſo, daß er denkt, ich hätte den Brief ſchon längſt für den Fall meines Todes an ihn gerichtet; er liegt in meinem Koffer. Suche ihn in dem Glauben zu erhalten, ich ſei am Lungenſchlag geſtorben. Und leb' wohl! Ich habe auch „wohl" gelebt, weißt Du, wie Alle, die der glühende Meteorſtein geſtreift, der vom Himmel fällt. Du warſt meine einzige Freundin; möge Dir Deine Güte gelohnt werden.

Margarethe von Kriemer."

Ich ſchickte die Wirthin zu Dr. Hirſchel. Er kam gleich. Noch wußte Erwin nichts. Ich ging dem Arzt entgegen und ſagte ihm, Margarethe müßte an einem Lungenſchlage geſtorben ſein. Er ſah mich groß an, ich reichte ihm den Brief, den ſie mir geſchrieben, und fügte leiſe hinzu: „Es iſt erblich, der Vater hat ſich erſchoſſen; aber verſchweigen Sie es.“ Er nickte ein paar Mal mit dem Kopf, unterſuchte die Leiche, ob keine Hülfe mehr möglich, dann ging er wie gebrochen zu Erwin hinein.

Der Arzt hat geſchwiegen. Margarethe iſt in der Nähe ihrer Eltern auf dem Kirchhofe hinter Schöneberg begraben worden. Erwin wurde zwei Tage ſpäter nach England geholt.

Sei ruhig, Mütti!

Ich glaube, unſer Kind iſt geneſen!“ ſagte eine ſtattliche Frau mit großen tiefblauen Augen, feſter Stirn und ergrauendem Haar zu dem ſchmächtigen Manne am Tiſch, der ſein Frühſtück vergeſſen zu haben ſchien und in ein vergilbtes Manuſcript vertieft war. Sie begoß eben ihre Blumen am Fenſter und rückte einen Seſſel darunter ſorglich zurecht, ſtellte einen Fußſchemel davor: „Hier kann Mareili in der Sonne ſitzen, das giebt Kraft!“ Der Mann hob die träumeriſchen grauen Augen zu ihr auf, ſeufzte und ſagte: „Solch ein elender Bücherwurm wie ich, der Euch nicht einmal das Nothwendigſte verſchaffen kann, nichts für Krankheit und Pflege! Da haſt Du Dich wieder Tag und Nacht gequält, ohne jegliche Hülfe, Frauli, und wie ſehr ich auch arbeite, ich ſchaff' Euch kein Daheim!“ — Seine gewaltige Stirn bekam eine tiefe Falte, und die Brauen hoben ſich wie in großer Qual. Sein Untergeſicht war verſchwindend klein, als ſei für den ſinnlichen Theil des Antlitzes kein Platz geweſen, als habe es nur Stirn und Augen. Das

Haar lag in zarten Strähnen zurückgekämmt; die Naſe war eher ſtumpf und zeigte Sanftmuth und Güte. Die Frau trat hinter ihn und legte die Hand auf ſeine Schulter. Dieſe Hand trug das Gepräge derſelben Feſtigkeit, die bei ihr in Brauen und Kinn lag; dasſelbe Ebenmaß war in ihren Zügen, wie in ihren Bewegungen, dieſelbe Ruhe in Stimme und Gang.

„Haben wir geklagt, Vater? Bin ich ſchwach geworden? Der liebe Gott hat uns bis jetzt noch nicht verlaſſen und wird uns auch weiter helfen! Ich bin lieber die Frau eines armen Gelehrten, als eines reichen Nichtsthuers. Die Kinder ſind uns ja auch gerathen. Du ſiehſt, wie gut es dem Henni in Java geht.“

Der Mann ſeufzte wieder: „Ja! in Java! es iſt ſo gut als hätten wir keinen Sohn! Aber das Mareili, das laſſen wir nicht aus dem Hauſe, Regina, das ſage ich Dir, und wenn ich meine theuerſten Manuſcripte verkaufen müßte!“

„So Gott will, Rüder, noch recht lange! Bis jetzt iſt ja noch keine Gefahr, daß ſie uns verläßt!“

In dem Augenblick ſchellte es an der Hausthüre, und eine jugendliche Stimme frug haſtig und aufgeregt, ob die Frau Profeſſor Rüder zu Hauſe ſei?

„Ja, und der Herr Profeſſor auch!“

Es ſtürmte die Treppe herauf, und herein trat ein ſchlanker junger Mann mit dunkler Mähne, ſtechenden ſchwarzen Augen, ſchwarzem Barte und etwas Ungehobeltem, Ungelenkem in allen Bewegungen ſeiner etwas zu großen Geſtalt.

„Guten Morgen, Tante! Guten Morgen, Onkel!“

rief er, warf ſeinen Hut auf den Seſſel zwiſchen die Blumen, reichte Beiden die Hand und begann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen.

„Wenn ein Menſch auf den erſten grünen Zweig kommt, und man ſägt ihm den Baum unter den Füßen fort, Tante, was ſagſt Du dazu?“

„Das Sägen dauert ſo lange, daß man Zeit hat, herunterzuſpringen. Iſt Dir die Stelle in Chili abhanden gekommen?“

„Die Stelle nicht, aber meine Frau.“

„Deine Frau, Rudolph?“

„Meine Frau will nicht mit nach Chili!“

Frau Rüder wurde plötzlich ſehr roth. „Und da willſt Du die ſchöne Stelle fahren laſſen?“

„Nein, ich will meine Frau fahren laſſen!“

„Aber Rudolph!“ ſagte der Profeſſor, „wer wird denn ſo unüberlegt handeln!“

„Unüberlegt? Das iſt im Gegentheil ſehr überlegt. Ich kann keine Frau brauchen, die nicht mit mir durch die ganze Welt geht, die Gutes und Böſes, Hunger und Kälte und Alles mit mir theilt, wie Du, Tante. Da ſoll ſie zum Teufel gehen oder wohin es ihr beliebt. Ich kann ſie nicht brauchen.“

„Aber an der Spitze eines ſolchen Etabliſſements kannſt Du nicht ohne Frau ſein, Rudolph,“ ſagte der Profeſſor. „Wer ſoll Dir denn das Haus führen, den Mittagstiſch präſidiren, die Leute in Ordnung halten? Ohne Frau kannſt Du die Stelle aufgeben.“

„Das habe ich mir alles ſchon ſelbſt geſagt, und darum komme ich eben zu Euch,“ rief der junge Mann

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

ungeduldig, „ich muß Jemanden haben, der mit mir nach Chili geht.“

Wieder flog ſchnelle Röthe in die Schläfen der Profeſſorin.

„Du haſt ja Deine alte Tante, oder auch meine Couſine. Eine von dieſen würde mit Dir gehen und Dir das Haus führen!“

Der junge Mann nahm den Bart zwiſchen die Zähne:

„Die haben nicht die nöthige Energie!“ murmelte er.

In dem Augenblicke ging die Thür auf, und herein trat langſam, ſich am Thürpfoſten haltend, ein ſchönes junges Mädchen, mit den regelmäßigen, feſten Zügen der Mutter und dem forſchenden Blick des Vaters. Das braune Haar war kurz geſchnitten und kräuſelte ſich in weichen Locken um die breite, bleiche Stirn. Die Schläfen waren noch eingeſunken, wie nach ſchwerer Krankheit, aber ein ſchnelles Erröthen begleitete ein reizvolles Lächeln:

„Was, Du biſt noch da, Rudolph? Ich dachte, Du wäreſt ſchon auf dem Wege nach Amerika!“

Der Angeredete war ihr entgegengeeilt und führte ſie jetzt ſorglich zum Seſſel im Fenſter, von dem er den Hut auf die Erde ſchleuderte und liebevoll auf ſie niederſah, wie ein Sonnenſtrahl ihr Haar vergoldete.

„Du warſt arg krank, Mareili?“ ſagte er.

Das junge Mädchen lächelte wieder, und da war es, als wäre der Sonnenſtrahl ſchnell über das ganze Geſicht geglitten:

„O, das war eigentlich sehr hübsch, das Krankſein. Ein paar Wochen hatte ich allerhand wunderſchöne Träume, und als ich erwachte, da war ich ſo köſtlich müde und war wieder Mütterli's ganz kleines Kind!"

Bei dieſen Worten zog ſie zärtlich die Hand der Mutter unter ihr Kinn und legte die ſchmale Wange darauf.

„Und jetzt iſt ſie uns wiedergeſchenkt," ſagte der Profeſſor, „und alle Ideen von Stellen annehmen ſind für lange Zeit abgethan! Aber ich muß fort zur Vorleſung! Es iſt ſchon ſpät."

Der junge Mann ſtarrte noch immer vor ſich hin, als der Aeltere bereits das Zimmer verlaſſen hatte. Da wurde die Profeſſorin abgerufen; es ſei Jemand im Garten, der ſie ſprechen müſſe. Ungern ging ſie hinunter, zerſtreut hörte ſie auf die Reden ihres Beſuchers, obgleich es ſich um Druckſachen ihres Mannes handelte, ein Thema, das ſie ſonſt ſtets in Harniſch bringen konnte, da er als echter Gelehrter ganz unfähig war, die materiellen Intereſſen zu bedenken. Ihr war es ſo bange um ihr Kind; ſie fürchtete, der große, leidenſchaftliche Vetter werde ihr ſeine unangenehme Geſchichte erzählen. Sie fürchtete dunkel irgend ein Unheil, irgend ein Schickſal; ſie wußte ſelbſt nicht was. Als ſie wieder bei den jungen Leuten eintrat, kam ihr ihre Tochter ruhig entgegen und ſagte:

„Es iſt ausgemacht, Mütterli, ich geh' mit nach Amerika."

„Um Gottes Willen, Kind! Du wirſt uns doch das Leid nicht anthun! Du biſt ja kaum geneſen! Und in

ſolche Ferne! Weißt Du, daß ein Brief drei Monate braucht, bis er eine Antwort bringt? Kind! Kind! Thu's nicht! Und Du, ſelbſtſüchtiger Menſch! Mußteſt Du herkommen, mir mein Kind zu rauben? O! es iſt zu ſchwer!"

„Mütterli! verzeih' mir! aber ich möchte doch gern mit."

Das war ihre ſtete Antwort auf alle Reden der Mutter. Als der Profeſſor nach Hauſe kam, vermehrte ſich der Kampf. Aber das junge Mädchen blieb unerſchütterlich. Bangen Herzens dachte endlich die Mutter, daß vielleicht Liebe ihr Kind verleite.

„Weißt Du, Kind, nie, nie würden Dein Vater und ich einwilligen, daß Du eines geſchiedenen Mannes Weib würdeſt; nie würden wir unſern Segen dazu geben, wenn Du Deinen Vetter lieben wollteſt. Rudolph kenne ich von klein auf; er iſt ein guter und braver Menſch, aber ich habe kein Vertrauen, ihm das Glück meines Kindes in die Hände zu legen!"

„O Mutti! ſei ruhig! Ich verſpreche Dir, nie werde ich ſeine Frau. Dies iſt mein heilig Gelöbniß. Aber von dem Beruf halt' mich nicht ab; es iſt ein ſchöner Beruf und mich lockt die Ferne!"

Zwei Tage kämpften die armen Eltern, um ihr Kind zu behalten.

„Ach! leider hat Mareili Deine Charakterfeſtigkeit geerbt!" ſagte der Profeſſor. „Noch nie iſt ſie in einem Vorſatz wankend geworden!"

Frau Regina hatte ein ernſtes, eindringliches Geſpräch mit ihrem Neffen und erklärte ihm, nie dürfe er

daran denken, ihre Tochter zum Weibe zu begehren. Sie sei nicht für ihn.

Gott allein weiß, welch' bange Nächte der armen Frau Haare völlig bleichten, und wie sie Ihn immer wieder frug, ob es wirklich Sein Wille sei, daß ihr eben dem Tode abgerungenes Kleinod in solche todesähnlichen Fernen wandern solle. Aber der Himmel wollte kein Zeichen schicken als des Kindes unerschütterlichen Willen.

Die Eltern konnten noch immer nicht begreifen, daß sie ihre liebliche Tochter verloren, als diese schon auf der großen Wasserstraße dahinzog, allein in die unbekannte, weite Welt. Bald sollte sie sich doppelt einsam fühlen. Denn nach wenig Tagen begann ihr Vetter, ihr allerhand Aufmerksamkeiten zu erweisen, die ihr äußerst unbehaglich waren, die sie aber mit immer gleicher Ruhe und Bestimmtheit von sich wies. Er war dabei so eigenthümlich erregt, wie sie ihn früher nie gekannt; es war gerade, als reize ihn ihre Ruhe. Sie war aber viel zu tapferen Herzens, um ihren bangen Gedanken Audienz zu geben. Sie hatte das Leben selbst auf die Schultern genommen, und gedachte, jedes nothwendige Uebel ohne Murren und Beben zu ertragen. Freilich kommen die Uebel stets in völlig anderer Gestalt, als man es erwartet hat. Sie hatte fast gelächelt über die allzu ängstliche Mutter, der gleich ein mögliches Liebesverhältniß vorgeschwebt, und nun näherte ihr Vetter sich ihr anders als früher, das fühlte sie deutlich mit dem feinen Instincte höchster Unschuld und Reinheit.

Das Meer war so schön, die Luft so golden, und Mareili's Wanderlust war sehr groß gewesen. Aber nun kamen Stunden stillen Sehnens nach den mütterlichen Flügeln, denen sie eigenwillig entschlüpft war. Besser allein, als schlecht begleitet! sagen die Italiener. Das dachte Mareili, wenn sie am Schiffsbord lehnte und in die ewige Fluth hinunterſah. Sie dachte mit Sorge an die Stellung, auf die sie sich so sehr gefreut.

Endlich waren sie gelandet in all' den Wundern der anderen Welt. Es wäre Grund gewesen, sich verwirrt und unbehaglich zu fühlen. Mareili aber war es wie eine Erlösung, sofort ihre Thätigkeit zu beginnen. Es war ein mächtiges Hotel, dem sie vorstand, also war nicht viel Zeit für Allotria. Sie sah Rudolph nur wenig und wußte stets geschickt das Gespräch von sich ab auf die laufenden Geschäfte zu lenken.

Ihre Gesundheit hatte sich auf der langen Seereise völlig befestigt. Sie war wieder blühend und frisch und wußte, trotz ihrer großen Jugend, Allen, die sich ihr näherten, Respect einzuflößen. Sie bemerkte Rudolph's wachsende Unruhe mit großer Sorge. Eines Tages stürmte er zu ihr herein und hielt ihr den Revolver vor die Stirn: „Wenn Du nicht Mein sein willst in dieser Stunde, so erschieße ich Dich! Wähle!"

Sie sah nichts als den drohenden Pistolenlauf und die wahnsinnig rollenden Augen ihres Vetters; aber die Geistesgegenwart verließ sie nicht in diesem Moment höchster Gefahr. Ohne sich zu rühren, sagte sie mit äußerster Gelassenheit: „So schieße!"

Das brachte ihn wieder zu ſich. Er ſchleuderte die Piſtole von ſich, fiel vor ihr auf die Kniee, bat und beſchwor ſie, ihm zu verzeihen, und rannte hinaus, die Thüre hinter ſich offen laſſend.

Mareili griff nach dem Kopf, nach dem Herzen, taumelte und fiel bewußtlos hin. Wie lange ſie ſo gelegen, konnte ſie nicht erfahren; als ſie zu ſich kam, fühlte ſie ſich von weichen Armen umſchlungen; fremde Damen waren bemüht, ſie wieder zu ſich zu bringen. Sie ſah ihnen zuerſt ſtarr in's Geſicht; dann aber, als ſie zum vollen Bewußtſein ihrer Lage erwachte, brach ſie in einen Weinkrampf aus, der faſt in einen Herzkrampf ausartete. Oh! das bittre, bittre Heimweh! Verlaſſen und geſtrandet! Das war die Strafe für ihren Eigenſinn! „Mütti! mein Mütterli!“ jammerte ſie ſchluchzend. Die Damen ſtanden rath- und hülflos vor dem armen Kinde. Da klopfte es leiſe ein-, zweimal an die Thüre. Eine der Fremden ſagte „Herein“. Und herein trat ein junger Mann mit blondem Barte, treuherzigen blauen Augen, feſtem Gang und ruhiger Haltung. Er kam gerade auf Mareili zu, mit dem Hut in der Hand, und ſagte auf Deutſch: „Mein Fräulein! Ich bin Ihnen zwar völlig fremd, habe Sie aber ſeit Wochen in aller Stille beobachtet. Meine Verehrung für ſie iſt ſo groß, daß ich der glücklichſte Menſch ſein würde, wenn ich Ihnen Herz und Hand antragen dürfte! Ich heiße Berning, Gotthold Berning, bin Kaufmann, aber nicht reich, noch nicht einmal ſelbſtändig, ſondern arbeite in einem anderen Geſchäft; aber dennoch wage ich es, Sie zu bitten, meine Frau zu werden.“

Mareili war ufgeſprungen und hielt ſich zitternd an der Stuhllehne. Keines Wortes mächtig, ſah ſie ihn mit überſtrömenden Augen an. Er ſtand immer noch ehrerbietig da, mit dem Hut in der Hand, und es ging wie ein warmer Strahl von ſeinem Blick in des bangen Mädchens Herz. Sie ließ die Stuhllehne fahren, reichte ihm die Hand und ſagte: „Gott lohne Ihnen Ihre edle That in der bitterſten Stunde meines Lebens! Wiſſen Sie aber auch, daß ich ein ſehr armes Mädchen bin?“

„Ich weiß Alles!“ ſagte er.

Wie ihr Vetter ihre Verlobung erfahren, wußte Mareili nicht. Sie ſah nur, daß er ſich drei Tage in ſein Zimmer verſchloß, daß die ganze Laſt der Arbeit auf ihren Schultern lag und ſie ſich keinen Augenblick der Freiheit und des Aufathmens geſtatten durfte. Ihr Verlobter meinte, ſie ſolle gleich ihre Stelle aufgeben; dazu war ſie aber zu gewiſſenhaft. Sie wollte ausharren, bis ein Erſatz gefunden. Bald aber mußte ſie ſich ſelbſt davon überzeugen, daß dies Verhältniß unmöglich war. Rudolph begann wieder, ihr Scenen zu machen, ſie mit ſeiner Liebe zu beſtürmen, ſo daß ſie es als ein Unrecht an ihm empfand, ihr beiderſeitiges Verhältniß nicht ſo ſchnell als möglich zu löſen.

Berning ſuchte ihr eine andere Stelle, als Erzieherin in einer wohlangeſehenen Familie, wo ſie bis zu ihrer Hochzeit bleiben ſollte. Rudolph's Zuſtand wurde täglich beunruhigender und endete mit völligem Wahnſinn.

Mareili war noch nicht vierzehn Tage in ihrer

neuen Stelle, als ſie ſich merkwürdig unwohl fühlte, ſolch eine Schwere in Kopf und Gliedern, ſolch eine unerträgliche Uebelkeit, bis ſie eines Tages nicht mehr aufſtehen konnte, phantaſirend im Bette lag und der herbeigerufene Arzt erklärte, ſie ſei von der Seuche ergriffen, die eben wüthete, vom Fleckentyphus. Sie dürfe keinen Augenblick im Hauſe bleiben, ſondern müſſe ſogleich in's Spital. Berning lief in der ganzen Stadt herum, einen Wagen zu finden, in dem man ſie transportiren könne, weil ſie voll Angſt gerufen hatte:

„Nur nicht in den Peſtkarren, das iſt mein Tod!"

Aber kein Wagenbeſitzer wollte eine Typhuskranke transportiren, und ſo mußte man ſich dennoch zum Peſtkarren entſchließen. Ruhig und entſchloſſen wie am erſten Tage trat Berning furchtlos bei dem fiebernden Mädchen ein.

„Es iſt nicht zu ändern, mein Herz! Aber wenn ich mit Dir fahre, dann wirſt Du nicht ſterben!"

Und damit nahm er ſie in die Arme und trug ſie hinunter. Der Arzt wollte es ihm verwehren; er aber ließ ſich nicht irre machen, ſondern ſtieg in den Peſtkarren hinein und nahm ſeine Braut auf den Schoß. Ein kindliches Lächeln belohnte ihn für ſeine Treue. Er trug ſie in's Spital in ihr Bett hinauf und beſuchte ſie wochenlang, Tag für Tag, ohne Furcht und Scheu. Endlich konnte ſie für geneſen erklärt werden, wie durch ein Wunder, und auf den Füßen ſtehen, aber noch keinen Schritt allein gehen. Wohin ſollte ſie nun? Aus dem Spital mußte ſie entlaſſen werden, aber nirgends würde man ſie direct aus dem Typhuslazareth aufnehmen.

Berning wußte Rath. Er trat bei ihr ein, als ſie im Seſſel in Kiſſen lehnte, die bleichen Hände im Schoß gefaltet, und mit träumeriſchen Augen hinausſchaute. „Lieber Gott!“ dachte ſie, „du haſt mich ja noch nie verlaſſen! Du weißt auch, wohin ich ſoll! Du wirſt mich nicht obdachlos hinauswandern heißen!“

In dem Augenblick kam ein Schatten zwiſchen das Fenſter, und ihre müden, ſtarren Augen, ihre Hände wurden erfaßt, und die Stimme, die ihr nun ſchon ſo oft Troſt gebracht, ſagte:

„Weißt Du, mein Mareili, meine kleine Braut, wie wir das machen? Da unten habe ich einen Wagen, in den trage ich Dich jetzt und da fahren wir zuſammen auf's Standesamt und laſſen uns trauen, — zur Kirche reicht unſere Kraft nicht — und dann biſt Du meine Frau und kommſt mit mir nach Hauſe und dann pflege ich Dich mir geſund!“

Schweigend führte Mareili ſeine Hand an ihre Lippen. Er aber entzog ſie ihr ganz verwirrt, nahm ſie raſch in die Arme, trug die leichte Laſt hinunter, in den Wagen, in's Rathhaus und dann als ſeine Frau in ſeine Wohnung, die er eilig für ſie hergerichtet.

Der erſte Brief, der die bangen Eltern erreichte, lautete:

„Sei ganz ruhig um mich, Mütti! ich war in großer Gefahr. Aber der liebe Gott hat mir einen Engel geſchickt, der mich gerettet hat, und der Engel iſt mein Mann, und ich möchte nur immer vor ihm knieen und ihn anbeten! Ich bin das glückſeligſte Weib auf Erden!“

Und das Schönſte an dieſer Geſchichte iſt, daß ſie Wort für Wort wahr iſt, und daß dies glückliche Paar in Chili lebt und jetzt mit Kindern geſegnet iſt, und daß ich die Erlaubniß erbeten, die Geſchichte zu erzählen, um in denen, die an Gottes Menſchenkindern verzweifeln, das Gefühl zu erwecken, daß es noch Edelſinn und Opferfreudigkeit gibt, und daß der alte Gott noch immer lebt, an den unſere Väter glaubten.

In Fesseln.

Inſel Wight.

Madeira Vale, 10. März 18 . .

Gott verzeih mir's, ich bin verheirathet! Es war ſchlecht von mir, aber ich dachte, ſo etwas könne man thun, ohne ſeine Seele zu verkaufen, wie man einen freundlich ruhigen Freundſchaftsbund ſchließt. Nicht einen Augenblick habe ich dabei an Liebe gedacht, und nun muß ich zu meinem Entſetzen entdecken, daß ſie mich lieb hat. Es iſt zum Tollwerden: Nora liebt mich! Wenn ich das gewußt hätte, ſo hätte ich ſie nie geheirathet. Nun bin ich ein Lügner, ein meineidiger Menſch; ich haſſe mich, ich verachte mich; ich möchte mich am liebſten umbringen. Sie liebt mich! Ihr Götter! Ich werde raſend. Sie hat ſich in meine Lieder verliebt, noch ehe ſie mich geſehen, und nun ſieht ſie mich mit ihren großen Augen an und fragt nach meiner Liebe. Und die iſt nicht da. Und ſie wird nie da ſein. Meine Mutter iſt ſo glücklich, ihren wilden Zugvogel endlich in den Käfig geſperrt zu haben. Wenn

ſie wüßte, was ſie gethan hat! Selbſt die Lieder ſind todt in mir.

Den 13. März. Ich bin in meinem Honigmonat in einem kleinen Paradieſe. Mein Unglück iſt, daß dies nicht mein erſter Honigmonat iſt und nicht mein erſtes Paradies. Sie will immer mit mir herumkriechen, unter den Veilchen ſitzen, im Nachen fahren; nie ſoll ich allein ſein. Sie ſpricht immerfort und ſieht mir in die Augen, damit ich ja zuhöre. Ich muß mich umbringen. Meine Lippen verbrennen an jedem Kuß, mein Herz verdorrt bei jedem Wort. In meinem ganzen Leben habe ich noch nicht ſo gelogen; denn wenn ich liebte, ſo glaubte ich daran und dachte nicht, es ſei vergänglich. Alſo log ich nicht. Jetzt bin ich ein Lügner. Bei der nächſten Springfluth geh' ich baden und verunglücke.

Den 15. März. Auch die Springfluth hat mich nicht gewollt. Ich bin wieder da. Wie kam es denn eigentlich, daß ich nicht verunglückte? Irgend Etwas führte mich zum Strand zurück. Nora überhäuft mich mit Zärtlichkeit, weil ſie mich wieder hat. Sie war ſo erſchrocken, die arme Kleine, weil ſie dachte, ich ſei verloren im Wellengetöſe. Ich hörte ihren Schrei, trotz Sturm und Springfluth, und einmal ſah ich ſie auch, wie ſie die Arme nach mir ausſtreckte. O furchtbar! ich lebe noch! Ihr Wille macht mich leben. Seit ich das entdeckt habe, könnte ich wahnſinnig werden. Sie läßt mich nicht ſterben. Ihre Liebe giebt ihr Macht über mich. Ich fühl's und kann mich nicht wehren. Ich lebe im Bann ihrer Augen. Nie fragt ſie: „Haſt Du mich lieb?“

Sonſt würde ich ganz brutal ſagen: „Nein!“ — Warum fragt ſie nicht?

Sie iſt nicht einmal eiferſüchtig; ſie iſt ſo ſicher, meine letzte Liebe zu ſein, und will immer erzählt haben. Manchmal iſt es, als wollte ſie ſich ſelbſt viele kleine Wunden beibringen, um das Glück zu beſchwören, und dann fragt ſie nach alten Geſchichten. Zuerſt war ich ſcheu und erzählte zögernd und vorſichtig. Jetzt werde ich ganz wild und mitleidslos und verwunde ſie, wo ich kann und ſo oft ich kann, als wollte ich mich dafür rächen, daß ſie mich in ihrer Gewalt hat. Und ſie zuckt nicht und ſchmollt nicht, ſondern hält ganz ſtill unter meinen Hieben und lächelt womöglich ſiegesfroh, daß ſie mich gefeſſelt. Wenn ſie doch nur an mir zweifeln wollte! es wäre eine Erlöſung! Aber nein. Ich bin ihre Sache. Sie nennt mich: Mein Meiſter! und küßt mir die Hand und hat gar keinen Willen, und dahinter ſitzt der Wille von Stahl, der mich knechtet, daß ich mich zu ihren Füßen winde. Wenn wir nur erſt zu Hauſe wären. Dann könnte ich mich in mein Arbeitszimmer einſchließen, und dort hörte ihre Macht auf. Dort könnte ich mich ſogar erſchießen. Ich legte mich auf das weiche Kiſſen und träumte noch einmal alle meine wachen Träume, und dann ginge die Kugel durch's Gehirn und machte plötzlich Nacht, bevor mir die Qual wieder einfiele.

Den 18. März. Ich ſprach heute von Heimreiſen. Da ſchmiegte ſie ſich an mich und ſagte: „Wie Du willſt, aber ich fürchte mich ſo! Ich verliere Dich ein bischen unter Deinen Leuten! Hier biſt Du Mein,

ganz allein! Die See konnte Dich mir nicht entreißen, die fürcht' ich nicht. Aber Deine Heimath iſt ſtärker als ich! Bleibe noch ein wenig hier!"

Und natürlich bleibe ich.

„Wirſt Du nicht ein ſchönes Lied machen?" frug ſie mich. „Hier iſt Bleiſtift und Papier, und ein Clavier habe ich beſtellt, damit Du mir's auch gleich ſingen kannſt!"

In dem Augenblick wußte ich, daß ſie auch das Lied in mir zerſtört hat. Sie denkt, man *macht* die Lieder! Die ſingen ſich aber ſelber. Und wenn ſie nicht ſich ſelber ſingen, ſo ſind es keine. Ich lachte hell auf. „Ich brauche keine Lieder mehr!" ſagte ich. „Aber ich brauche ſie, ſonſt weiß ich nicht, ob Du glücklich biſt!"

„Thöricht Kind! Die Lieder machte ich gerade, wenn ich traurig war, zum Sterben traurig!"

„Du ſahſt heute von 10 bis $^1/_2$12 Uhr traurig aus; darum dachte ich, Dir käme ein Lied. Ich habe Dich doch nicht betrübt oder gekränkt?"

Herr Gott! Anderthalb Stunden! Sie hat auf die Uhr geſehen, wie lange bei mir Verſtimmungen dauern! Alſo wenn andere Frauen weinen oder brummen, dann wird ſie mir Bleiſtift und Papier bringen und ſagen: „Schreib' ein Lied!" Laut auflachen möchte ich! Gründlicher könnte ſie es nicht in mir zerſtören und zertreten. In meine letzte Zufluchtſtätte iſt ſie eingedrungen. Nirgends bin ich mehr allein, nicht einmal mit meiner Feder! Geſtern blätterte ſie in meinen Heften und wollte zu Allem die Seelengeſchichte. Ich habe ihr tolles Zeug erzählt, bis ſie mich mit ihren großen Augen anſah:

„Warum ſagſt Du denn nicht die Wahrheit? Ich kann ſie ganz gut vertragen. Oder haſt Du Angſt, ich habe Deine Lieder nicht mehr lieb?“

„Aber ich weiß ja kaum mehr, was ich gedacht. Das kommt ſo ganz von ſelber, wie bei den Vögeln!“

Sie ſah mich neugierig an.

„Und die Reime kommen auch ſo ganz von ſelber?“

„Natürlich! wo ſollten ſie ſonſt herkommen?“

„Ich habe nie einen Reim machen können!“

Jetzt wird ſie anfangen, mich bei lebendigem Leibe zu ſeciren. Denn ſie iſt in Allem ſo gründlich. Sie wird die Reimgedanken ſuchen und ſtudiren. Es iſt gerade, als wollte ſie Ebbe und Fluth begreifen, oder den Wind. „Warum?“ Alle Leute, die nicht dichten können, fragen immer: „Warum?!“ —

Den 20. März. Es wird immer ſchöner hier. Unſer roſenbedecktes Häuschen liegt in wahren Duftmaſſen begraben. Heute Nacht bin ich leiſe aufgeſtanden und habe mich draußen in's Gras geworfen, und da fiel mir eine Nacht in Sorrento ein, und Thränen rieſelten mir über's Geſicht. Wie ſchön ſie war, wie eine hehre Göttin, Lavinia, ſie war meine Göttin, mein Stern, mein Alles. Wie ſoll ich ſie nur ſattſam beſchreiben, um meinem Gefühl Genüge zu thun! In welche Farben ſoll ich meinen Pinſel tauchen, um ſie mir zurückzuzaubern in ihrem Glanz und ihrer Gluth? Sie war aus Südfrankreich und hatte arabiſches Blut, dunkle Pfirſichhaut, große dunkle Augen, blauſchwarzes, reiches Haar, korallenrothe Lippen, wundervolle Zähnchen,

eine claſſiſche Naſe, mit durchſichtigen, ewig bebenden Naſenflügeln und ein ſchwarzes Schönheitsfleckchen unter dem linken Augenwinkel, das ganz berückend war.

Aber was iſt Beſchreibung gegen wirkliches Leben. Ich möchte jedes Wort ausſtreichen, das Blatt zerreißen, das mich ſo kalt anſtarrt. Mir iſt, als käme ſie mir entgegen, in ihrer ſchlanken Biegſamkeit und vornehmen Ruhe; als hörte ich den Klang ihrer weichen, tiefen Stimme; als müßte ich wieder beſtändig flüſtern: Lavinia! —

Meine Mutter wollte es nicht haben, daß ich ſie zum Weibe nehmen ſollte, meine herrliche Araberin. Ich wäre aber mit ihr nicht unglücklicher geworden, als ich es jetzt bin. Ich hätte ſie in mein Schloß genommen und eingeſperrt und keinen Menſchen in ihre Nähe gelaſſen und ſie vielleicht zu Tode gequält mit Eiferſucht und krank geärgert mit Mißtrauen, aber ſie wäre doch mein geweſen, und ich hätte ſie vor Schmach und Elend bewahrt und hätte ſie tödlich geliebt und doch gehalten und — — —

Den 21. März. „Komm, Ewald! Wir wollen ein wenig nach Shenklin-Chyne fahren, den Waſſerfall anſehen," klang kühl wie eine Oſtbriſe meines jungen Weibes Stimme in die Gluth meines Fühlens hinein. Ich konnte nur raſch die Blätter verbergen. Aber die großen grauen Augen hatten ſie doch erſpäht, und die feine Naſe bog ſich etwas ſcharf nach unten: „Du ſchreibſt alſo doch? Warum zeigſt Du mir's denn nicht?"

„Ich kann nie etwas Unvollendetes zeigen. Es iſt gerade, als würde ich geſchunden."

„Und ich hatte mich darauf gefreut, Deine Arbeiten mit Dir zu theilen, Dein Secretär zu ſein.“

„Ich bin mit meinen Arbeiten ſo ſcheu wie ein Schulmädchen und ſo nervös wie ein Violiniſt.“

„Das werde ich Dir abgewöhnen; Du haſt eben noch Niemanden gehabt, dem Du Dich hätteſt anvertrauen können!“

Ich bebte vor Zorn und Ungeduld, ſagte aber ganz freundlich: „Ja, lieb Herz!“ und nahm meinen Hut. Es iſt eigentlich niedlich, wenn ſie Euald ſagt, mit ihrem engliſchen Accent, aber es reizt mich doch. Ich denke an den zärtlichen Klang, wenn Lavinia „Jannino“ ſagte; denn „Hans“ konnte ſie nicht ausſprechen. Und dann ſah ſie mich mit ihren berauſchenden Augen an. Ach! Lavinia! wahnſinnig habe ich Dich geliebt! Nicht wahr, Du wäreſt nicht ſchlecht geworden, wäre ich bei Dir geblieben? Du hatteſt ſo edles Blut, Kind, ſo ſtürmiſch bei der äußeren Ruhe, bei dem unendlichen Ebenmaß aller Bewegungen, bei dem langſamen Augenaufſchlag unter den triumphirenden Brauen, die die Welt beherrſchen! Ich will ruhig erzählen, als wenn ich ein Anderer wäre, anſtatt wie ein Raſender mit beiden Händen in der alten Wunde zu wühlen.

Sie war eine Waiſe und war im Kloſter erzogen. Das Kloſter wäre noch unendlich ſchädlicher für ſie geweſen, als es ſchon war, hätte nicht eine ſeltene Frau an der Spitze geſtanden. Dieſe Frau verdiente ein ganzes Buch; ich will hier nur andeuten, was mir Lavinia von ihr erzählte. Sie war verhältnißmäßig jung und hatte ihre ſchneeweißen Haare unter den Nonnenſchleier ge-

borgen, da ſie in einer Nacht und einem Tage an einer anſteckenden Krankheit ihren Vater, ihren Mann und ihre fünf Kinder verloren, und was das Schlimmſte war, ſie war von Reue gefoltert, da ſie Vater, Mann und fünf Kinder eine kleine Weile ungeliebt und unbeachtet gelaſſen, da ihr Herz andere Wege gegangen war. Sie glaubte, nur im Kloſter büßen und die unerträglichen Schmerzen von ſich wälzen zu können. Dieſe Frau war wohl geeignet, eine Natur wie Lavinia zu verſtehen. Das junge Mädchen wollte durchaus den Schleier nehmen, aber die Oberin durchſchaute die jugendliche Schwärmerei, hinter der ſich ein ganz anderes Stürmen verbarg, und verwehrte es ihr in Milde und Ernſt. Sie hatte es vielleicht an ſich ſelbſt erfahren, wie ſchwer es iſt, ſich und dem Leben zu entſagen. Sie war durch alle Stürme gegangen, ohne zu zerbrechen, durch alles Sterben, ohne zu verſteinern, und darum war ſie eine tiefe Herzens-erforſcherin.

Mit vielen heißen Thränen hatte ſich das junge Mädchen aus ihren Armen geriſſen und war ihrer Schweſter und deren Mann nach Sorrento gefolgt. Dort lernte ich ſie kennen, als ich meine Mutter und kranke Schweſter hinbegleitete. Ich war augenblicklich unter ihrem Banne, bei der erſten Begegnung; nicht ſo meine Mutter.

Es war an einem duftreichen Abend, bei Sonnen-untergang. Da ſtand ſie plötzlich neben uns auf dem Balkon und ſah über das Meer hinaus, und ihre Augen ſchienen die Strahlen zu fangen. Ich fühlte einen Schmerz in der Bruſt über ſo viel Schönheit; ich hätte auf ſie zuſtürzen mögen und hatte Angſt zu athmen,

damit ſie ſich ja nicht bewegte. Da huſtete meine Schweſter, und ſie wandte die Augen nach uns, mit einem Ausdruck von Theilnahme darin, der ſie noch unendlich ſchöner machte. Meine Schweſter ſagte, ſie ſei ſchön gekleidet geweſen. Ich weiß nicht, was ſie anhatte; ich weiß nur, was von ihr ausſtrömte; ich fühle noch den warmen Blick der langen Mandelaugen. Ich muß ſie wohl ſehr angeſtarrt haben; denn auf einmal erröthete ſie und verſchwand vom Balkon. Natürlich lernte ich ſie ohne Verzug kennen. Ihre Schweſter war klein, rund, lebhaft, mit ihrem Töchterchen beſchäftigt, während ihr Schwager ſehr mit ihr beſchäftigt ſchien. Ich beſuchte ſie oft in ihrer Villa, wo ich ein gern geſehener Gaſt wurde. Meine Mutter war nicht zufrieden. Das Mädchen ſei ſehr kokett und laſſe ſich von ihrem Schwager den Hof machen; ſie wollte durchaus nicht ihre Bekanntſchaft machen und gar nichts mit ihr zu thun haben.

Eines Tages kam ich an die Villa angeritten und fand ſie leer. Mir ſtand das Herz ſtill vor Schrecken. Ich lief durch alle Zimmer. Schweigen ſtarrte mir entgegen, Spuren eiligen Packens und eine gewiſſe Unordnung, die ich früher nie dort geſehen. Ich machte Thür um Thür auf — Alles leer. Als ich mich eben einem Schreibtiſch nähern wollte, um zu ſehen, ob kein Wort für mich zurückgelaſſen, kam es leicht und langſam die Treppe hinunter und in den Gartenſaal hinein, und da ſtand ſie vor mir, bleich, wie ein zürnender Engel, mit lichtloſen Augen und zuſammengepreßten Lippen. Sie hob nicht die Augen, ſondern ſtarrte mich ſchweigend an.

„Lavinia! Liebe Lavinia!“ rief ich.

Sie aber trat einen Schritt zurück.

„Wiſſen Sie, was geſchehen iſt, und kommen Sie dennoch, oder wiſſen Sie nichts?“

„Um Gottes Willen! Traf ein Unglück dieſes Haus?“

„Alſo Sie wußten nichts? Das hätte ich mir denken können; ſonſt wären Sie nicht gekommen!“

„Aber was iſt geſchehen?!“ —

„Meine Schweſter iſt plötzlich mit ihrem Kinde verſchwunden,“ ſagte das junge Mädchen mit tiefer, eintöniger Stimme, „weil ſie glaubte, weil ſie glaubte, ihr Mann und ich — —;“ weiter konnte ſie nicht, ſondern bedeckte das Geſicht mit den Händen.

„Und ſie hat Sie, armes Kind, ſo dem öffentlichen Gerede preisgegeben? O, wie grauſam!“

„Mein Schwager iſt ihr ſofort nachgereiſt, und hier bin ich,“ ſagte ſie, Kopf und Arm hängen laſſend, wie ein Angeklagter, der ſich nicht vertheidigen will, weil er den Schein gegen ſich hat.

„Und Sie meinen doch nicht, ich werde dieſe ſchändlichen Verleumdungen glauben, Lavinia, und Sie darum nicht hoch halten, weil Sie verlaſſen und einſam ſind? So gering dachten Sie doch nicht von mir, Lavinia?“

Immer noch ließ ſie den ſchönen Kopf hängen, und das Licht vom Garten her ſpielte über ihr glänzendes Haar hin.

„Gehen Sie fort!“ ſagte ſie, „ich muß allein mein Schickſal tragen!“ und in einen Thränenſtrom ausbrechend, ließ ſie ſich auf einen kleinen Divan gleiten. Was ich da zu ihr ſagte, iſt ſo ſelbſtverſtändlich, daß ich es nicht

zu ſchreiben brauche. Ich ſprach ihr von meiner großen Liebe und ſagte ihr, ſie werde mir in ihrer Verlaſſenheit heilig ſein, ſie ſollte ſich nicht vor mir fürchten, und was ſonſt ein ehrlicher Menſch in ſolcher Stunde ſagen wird. Es lag wunderbare Süßigkeit in dieſer Stunde, wo das herrliche Mädchen ſich an meiner Liebe wieder aufrichtete, ſie, die ſich ſchon wie eine Verlorene betrachtet.

Alle Diener hatten ſie verlaſſen, außer ihrer alten Negerin, die ihr treu geblieben war.

Ich mußte lange ſprechen, bevor ſie mir glauben und vertrauen wollte. Jeden Augenblick wurde ſie von Angſt und Scheu überfallen und von dem überwältigenden Gefühl, für immer gebrandmarkt zu ſein. Ich konnte es nicht ertragen, meine hehre Göttin ſo zerknirſcht zu ſehen. Einmal legte ich ganz väterlich meine Hand auf ihren Scheitel. Sie aber erbebte ſo unter meiner Berührung, daß ich ſchnell die Hand wieder zurückzog und einen Augenblick ſchwieg. Mir war es wie einem jungen Prieſter, der den Kelch berührt hat. Von da an ritt ich täglich hinüber und fand ſie muthig und ſtark in ihrer Einſamkeit. Sie fürchtete ſich auch nicht vor Räubern, obgleich ſie Niemanden hatte, als ihre Negerin, einen Gärtnerburſchen und zwei Piſtolen.

Es dauerte ziemlich lange, ehe meine Mutter von dieſer Sache hörte, da meine Schweſter immer leidender wurde. Als ſie es aber erfuhr — das war ſchlimm! Sie ſagte mir, wenn ich ſie ſchnell unter die Erde bringen wolle, ſo ſolle ich dieſes Mädchen heirathen, lieber eine Magd, aber ein braves Mädchen, nur nicht Eine, auf

die die ganze Welt mit Fingern deute. Wenige Tage nachher erklärte ſie mir, die Aerzte fänden den Zuſtand meiner Schweſter verſchlimmert; Sorrento ſei nicht warm genug, wir müßten nach Aegypten. Ich glaubte ihr nicht; denn ich war ganz außer mir und dachte, ſie habe den Arzt auf ihre Seite gebracht, um mich von Lavinia zu entfernen.

Mein letzter Beſuch bei ihr war eine Todesſtunde. Ich durfte ihr nicht ſagen: „Sei mein Weib!“ und mußte ſie allein laſſen in der Welt, die den Stab über ſie gebrochen, die ſie zur Einſamkeit verurtheilt, als wäre ſie vom Ausſatz befallen.

Sie ſah mir lange in die Augen, als ich ſagte, ich müßte fort:

„Natürlich, Deine Mutter, Jannino, Deine Mutter hat von mir gehört. Du warſt ſehr unvorſichtig. Dein Ruf konnte leiden!“ Wie bitter fielen dieſe Worte von ihren Lippen! Ich betheuerte ihr meine große, unabänderliche Liebe, aber wie ſollte ſie mir glauben, da ich kein bindendes Wort ſprach. Das Herz lag mir wie eine glühende Kohle in der Bruſt. —

Den 24. März. „Lavinia? Wer iſt denn das?“ ſagte meine Frau, mir über die Schulter ſehend. Ich ſchwieg einen Augenblick, bevor ich antworten konnte, indem ich die Blätter durcheinanderwarf.

„Lavinia? O, das iſt ein hübſches Mädchen, das ich einmal gekannt und das ich in meiner nächſten Novelle benutzen will. Ich ſchreibe mir deshalb einige kleine Notizen auf, aus Furcht ſie zu vergeſſen!“ Von Lavinia hatte ich noch nie geſprochen. —

„Warum erzählſt Du mir's nicht? Mein Gedächtniß iſt wie ein Buch; ich vergeſſe nie etwas. Was Du mir erzählſt, kommt in kleine Fächer, aus denen Du es dann ad libitum herausholen kannſt. Mein Gehirn iſt wie eine große Chiffonnière mit hundert Schubläbchen. Alles liegt wohlgeordnet darin."

Ich dachte an Schumann's Worte: „Das Weib iſt das Chaos, aus dem die Welt erſchaffen wird!"

Was ſoll man aus einem Schranke ſchaffen, in dem Alles ſein Fach und ſeine Nummer hat? Mir wird es förmlich bange vor ihrer Ordnungsliebe. Sie hat gewiß meinen Charakter bereits zerlegt und eingereiht, und ſtudirt mit ihren kalten Augen, ob ſie nicht eine Kleinigkeit vergeſſen hat. Dabei hat ſie einen gewiſſen Geſchmack und große Kenntniſſe in Kunſt und Alterthümern. Wir waren in London bei Antiquaren. Mit der äußerſten Sicherheit unterſchied ſie das Echte vom Falſchen und handelte ſo lange, daß ich zuerſt leiſe ſagte: „Aber Nora! Das iſt ja gar nicht anſtändig!" Als ſie aber dazu lachte, ging ich aus dem Laden und wandelte vor der Thür auf und ab, bis ſie fertig war, zu mir herauskam und ſich vergnügt an meinen Arm hängte.

„Biſt Du nicht zufrieden?" ſagte ſie.

„Wie kann ich zufrieden ſein? Bin ich nicht reich genug, Dir jede Laune zu bezahlen, auch wenn Du den ganzen Laden auskaufen wollteſt? Nur dies Handeln iſt mir entſetzlich!"

„Ich ſehe ſchon, daß ich Dein Geſchäftsmann werden muß!" lachte ſie.

Und ſie hält Wort. Sie hat mir die Kaſſe abge-

nommen und rechnet genau. Nächſtens wird ſie kein Geld hergeben, wenn ich von dem Meinen etwas verlange.

Heute iſt kalter Regen nach dem geſtrigen Nebel. Nora hat das gerade gern. Sie hat ſich hingeſetzt zu ihrer unendlichen Correſpondenz, nachdem ſie alle meine Aquarelle und Bleiſtiftſkizzen ſyſtematiſch geordnet hat.

Dabei kamen viele Bilder aus Sorrento wieder an's Tageslicht, die ich glaubte, verbrannt zu haben, ſogar einige Studien, die Lavinia unter meiner Anleitung gemalt hatte. Ich gedachte, ihr Leben erträglicher zu machen, indem ich ihr Lehrer wurde. Sie malte aber mehr allein; denn wenn ich kam, zog ſie mich fort in den ſchattigen Garten, in eine tiefe, ſtille Grotte, und oft legte ſie den ſchönen Kopf an das feuchte Geſtein und ſchloß die Augen, mit leiſe geöffneten, lächelnden Lippen meinen Liebesworten lauſchend. Und auf einmal legte ſie die Arme um meinen Hals, zog mich an ſich und küßte mich und entfloh in demſelben Augenblick. Wäre ſie nicht ſo einſam und ſchutzlos geweſen, ich hätte ſie nicht fliehen laſſen. —

Und als ich fort mußte, da lag ſie an meiner Bruſt wie eine gebrochene Blume:

„Wenn auch Du mich verlaſſen haben wirſt, dann bin ich mir ſelbſt nichts mehr werth, Jannino!“

„Ich komme wieder!“

Sie richtete ſich auf und ſah mir in die Augen; dann ſchüttelte ſie den Kopf:

„Du kommſt nie wieder!“

„Ich ſchwöre es!“

Ein Jauchzen ſtieg ihr in die Kehle, verwandelte ſich aber in Schluchzen.

„Wenn ich Dich nur noch einmal in meinem Leben ſingen höre!“

Wir hatten bis tief in die Nacht hinein unter dem Sternenhimmel geſeſſen. Dann kam der letzte Augenblick. Wozu ſolche Dinge beſchreiben? Die kann man nur erleben, nicht erzählen. Ich ritt durch die wundervolle Nacht dahin, wie ein Träumender, wie ein Menſch, der von ſich und ſeinem Glück auf immer Abſchied nimmt. Meine Mutter hatte auf mich gewartet.

„Biſt Du noch mein, oder habe ich Dich verloren?“ frug ſie mich.

„Ich bin noch Dein, und Du haſt mich verloren,“ ſagte ich hart und kalt und ſchloß mich in mein Zimmer ein bis zum Morgen.

Wer erzählt die langen Monate auf dem Nil, das leiſe Aufflackern und das langſame Erlöſchen meiner Schweſter, die unendliche Geduld und Ergebung meiner Mutter, der ich das Leben nicht leicht machte. Sie aber klagte nie. Ich habe ſie beinahe gehaßt in jener Zeit, und in meiner Bitterkeit habe ich ihr manches harte Wort geſagt. Einmal rief ich:

„Weil Du mir das Leben gegeben haſt, meinſt Du das Recht zu haben, es zu zerſtören!“

Und meine Mutter ſchwieg. —

Mit überirdiſcher Milde redete meine Schweſter mir zu, wenn wir Hand in Hand auf dem Schiffe ſaßen, langſam den Nil hinauffahrend. Sie wollte immer weiter. Ich dachte, es ſei ihre krankhafte Ruheloſigkeit,

bis ich entdeckte, daß es für mich war, um mich zu zerſtreuen, während ſie brennendes Heimweh hatte — und ſo gern zu Hauſe geſtorben wäre!

„Keinem von uns iſt es bis jetzt gelungen," flüſterte ſie, „die Mutter glücklich zu machen. Dir wird es vorbehalten ſein!" Mir! —

Und dann war ſie todt, und wir zogen heim, in Trauerkleidern, mit ſchweren Herzen. Ich verſuchte ehrlich, es zu Hauſe auszuhalten; als aber der Herbſt wiederkam und der Winter hereinbrach, wurde meine Sehnſucht nach Sorrento unerträglich.

„Laß mich fort, Mutter! Ich muß in den Süden, ich kann im Norden nicht ſein!"

„Gut, mein Sohn, ich gehe mit Dir! Ich muß die Stätten noch einmal ſehen, wo ich mein Kind beſeſſen. Ich bin Dir ſehr zur Laſt, ich weiß es, aber Du wirſt doch mit meinem traurigen Herzen Geduld haben!"

Die mir theuren Frauen ſind meines Lebens Verhängniß!

Den 27. März. Als ich eben die letzten Worte ſchrieb, kam Nora herein und ſagte, ich müſſe einmal den Küchenzettel anſehen, ob ſo etwas erlaubt ſei! Nun iſt mir Eſſen, Eſſenſehen, Eſſenhören, Eſſenriechen von je ein Gräuel geweſen. Ich habe gar keinen Sinn für Feinſchmeckerei und bin froh, wenn das leidige Geſchäft überſtanden iſt. Ich hoffe immer noch auf die ſchöne Erfindung, alle nothwendige Nahrung in kleinen Bällen verſchlucken zu können. Und meine Frau findet das einen Erziehungsfehler. Ich muß den Küchenzettel anſehen.

Da ſteht alle Tage dasſelbe darauf, Suppe, Fiſch, Fleiſch und noch ſo allerhand Dinge, die ich alle gleich ungern eſſe, die mich langweilen, die mir zuwider ſind, wenn ich nur davon höre. Wenn ich eine Frau eſſen ſehe, dann verliert ſie gleich den Reiz für mich. Solch ein Geſchöpf ſollte von Duft leben können! — Ich frage mich manchmal, ob meine Frau auch eine Seele hat, oder nur Geſchmack und Gedächtniß. Sie iſt ein wandelndes Converſationslexikon und macht mich fortwährend erröthen in meiner zunehmenden Unwiſſenheit. Ich leſe nämlich ſehr ungern und ſehr wenig, lieber Partituren als Bücher, lieber Menſchengeſichter als Biographien.

Eine große feſte Handſchrift hat meine Frau; wenn ſie ihr „Honoria Ewald“ unter Etwas geſetzt hat, wäre es auch nur eine Einladungskarte, ſo ſieht es aus wie ein Geſetz. Nichts iſt flüchtig an ihr, nichts ſchwach und hülfsbedürftig. Sie iſt immer ſtark, auf ihren eigenen Füßen ſtehend. Gewiß ein Glück für ſie. Ich aber hätte lieber weiche Weiblichkeit, ſelbſt ſehr große Schwäche, Unvollkommenheit — Alles! nur nicht dieſe ewig gleiche Stärke! Ich hatte immer Gefallen an Magdalenen; das iſt auch mein Schickſal und mein Unglück geworden. —

Alſo da gingen wir zuſammen nach Sorrento. Meine Mutter wollte mich gar nicht von ihrer Seite laſſen; ich ſollte mit ihr jede Stelle beſuchen, die an meine Schweſter erinnerte. Endlich konnte ich mich eines Tages frei machen. Ich eilte nach der Villa und fand Niemanden mehr als den Gärtnerburſchen. „Wo iſt Deine Herrin?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wo iſt die Negerin?“

„Todt.“

„Todt? Die Negerin?“

„Die Räuber haben ſie todt gemacht.“

„Und Deine Herrin?“

„Hat die Räuber todtgeſchoſſen.“

„Und dann?“

„Dann ging ſie immer an's Meer.“

„Und dann?“ Herr Gott! Ich hätte ihn ſchütteln mögen, mit ſeiner ſüdlichen Ruhe und Gleichgültigkeit! Ich fürchtete aber, wenn ich heftig würde, ihn völlig verſtummen zu machen.

„War denn Niemand hier in der Zeit?“

„Ja wohl, es kam ein Herr.“

„Der Herr?“

„Nein, ein Herr.“

„Oft?“

„Ja, oft.“

„Wer?“

„Ich weiß nicht.“

„Und der nahm ſie fort?“

„Nein, er blieb fort.“

„Er blieb fort? Warum denn? Wo war er denn?“

„Ich weiß nicht.“

„War er von hier?“

„Er ſprach Italieniſch.“

„Was that ſie denn, als er fort war?“

„Sie ging immer an's Meer.“

Der Kerl ſah ſehr ſchlau aus, bei all ſeinen ſtumpfſinnigen Antworten; ich hätte ihn erwürgen mögen.

„Und fuhr sie auf dem Meere fort?“

„Nein; ich glaube nicht; ich weiß nicht.“

„Aber Mensch! hat sie denn keine Befehle gegeben? Hat sie nichts gesagt?“

„Nichts. Sie ist fort.“

„Hast Du sie denn nicht gesucht?“

Hier zögerte er mit der Antwort.

„Ich frage, ob Du sie gesucht hast?“

„Nein; denn ich hatte sie fortgehen sehen.“

„Mensch!“ schrie ich, „wohin ist sie gegangen?“

„Dahin, wo sie nicht gefunden sein will.“

Mir wurde es heiß und kalt.

„Sie ist doch nicht im Meere?“

„Nein, da ist sie nicht.“

„Du brauchst ja nicht zu sprechen, zeige mir nur mit der Hand, wohin sie ging!“

Er deutete in der Richtung nach einem Männerkloster, das hoch auf der Klippe über dem Meere lag.

„Sie konnte doch nicht nach dem Kloster?“

„Ich weiß nicht.“

Ich begreife noch nicht, daß ich ihn in meiner Wuth nicht erwürgte. Verzweifelt, nichts mehr aus ihm herauszubringen, und bittrer, banger Gedanken voll, wandte ich mein Pferd dem Kloster zu. Ich gedachte, diesmal schlauer zu sein mit meinen Fragen, und ließ darum das Pferd langsam den steilen, schlüpfrigen Klippenweg suchen, um zu überlegen, was ich dort sagen würde.

Ich bat den Bruder Pförtner, daß er mir die Kirche zeigte und die Bibliothek, und suchte ihn gesprächig zu

machen. Aber er verrieth mir nichts. Endlich verlangte ich das Refectorium zu ſehen.

„Das iſt eben bewohnt, das kann man nicht ſehen.“

„Bewohnt? Iſt hoher Beſuch gekommen?“

„Ach! ſo gar hoher nicht, Herr! Ein ſehr armer Beſuch!“

„Ein Armer im Refectorium?“

„Nicht geldarm, aber beklagenswerth, ſehr beklagenswerth. Es iſt eine Frau.“

Mein Herz that einen Sprung, daß ich faſt erſtickte.

„Ich ſuche meine Schweſter hier; bitte, führt mich zu ihr!“

„Da will ich Sie doch erſt anmelden; man weiß nicht, wie ſie es aufnimmt.“

Und vor mir her ſchlürfte er den Gang entlang, öffnete vorſichtig eine Thür in eine Art kahler Halle, mit einer Reihe vorhangloſer Fenſter. Ich hörte, wie er von einem Signor ſprach, der ſeine Sorella ſehen wolle; ich hörte die wohlbekannte Stimme antworten, ſie habe keinen Bruder zu erwarten. Als eben der Pförtner wieder herauskommen wollte, trat ich ſchnell ein und mit dem gellenden Schrei: „Jannino!“ erhob ſie ſich ſchwerfällig aus einem Seſſel, wankte mir entgegen und fiel mir ohnmächtig vor die Füße.

Der Bruder Pförtner ſah mich vorwurfsvoll an:

„Wer wird eine arme Frau in dem Zuſtand ſo erſchrecken?“

„In — dem — Zuſtand?“

Eben ſchlug ſie die Augen auf und ſtieß mich mit beiden Händen von ſich:

„Geh fort, Jannino! Geh gleich fort! Du darfſt mich nicht anſehen! Ich bin Deiner nicht werth! Geh fort! Ich war ſo verlaſſen, ſo gänzlich verlaſſen, und ich war mir nichts mehr werth, weil Du fort warſt. Ach Gott! ich habe furchtbare Schmerzen!“

Wer beſchreibt die Stunden, die nun folgten, die ich in Todesqual an ihrem Lager verbrachte. Welcher Haß durchtobte mein Herz gegen den Schurken, der mein Heiligthum zertreten und zerſtört.

Beim Morgengrauen wurde es ſehr ſtill in dem öden Raum; ein todtes Kind war zur Welt gekommen, und Lavinia lag ſelbſt wie todt. Ohne jegliche Hülfe hatten wir die furchtbaren Stunden durchwacht; denn jede herbeigerufene Hülfe hätte ſie verrathen, die dort verborgen bleiben wollte. Als ich mich überzeugt hatte, ſie lebe und ſei lebensfähig, ſattelte ich mein Pferd und ritt nach Hauſe, mit dem Verſprechen, Abends wieder zu kommen und die Nacht zu bleiben.

Das Meer ſchlug mit leiſem Murmeln an die Klippen und färbte ſich roſa in der aufgehenden Sonne. Und mir rannen glühende Thränen in den Bart. Ich war in dieſer Nacht Beichtvater und Arzt geweſen und war wenig geeignet zu dem Einen wie zu dem Andern. Mir war die Seele zerriſſen von einem ſolchen Weh, daß ich am liebſten dem Pferde die Sporen gegeben hätte zu einem Sprung in die Tiefe.

Man hatte ſie in ihrer Verlaſſenheit aufgeſucht, ſich ihr genähert, ihr die Ehe verſprochen und ſie dann

ſchnöde verlaſſen — eine ſehr alte und ſehr einfache Geſchichte. Aber meiner Göttin, meiner hehren Lavinia durfte ſolches Elend nicht widerfahren. Sie ſollte nicht verlaſſen und zertreten ſein, nachdem ich ſie heilig gehalten wie eine reine Blume. Die Beichte von dieſer Nacht kam ſtoßweiſe über ächzende Lippen, immer unterbrochen von der flehenden Bitte, fortzugehen, und dabei hatte ſie ſich an mich geklammert, wie eine Ertrinkende. Mir war es, als haßte, als verabſcheute ich ſie, und dabei zerriß Mitleid mir das Herz. Erſchöpft warf ich mich auf mein Lager und ſchlief angekleidet ein paar Stunden.

Meine Mutter war ganz beruhigt; ſie hatte ſich erkundigt und erfahren, daß die Villa leer ſei, die junge Dame aus der Gegend verſchwunden. Ich ſah, wie die ſorgenvolle Wolke ſich von ihrer Stirn entfernte; nur fand ſie mich ſo bleich und mager.

Am Abend erſchien ich wieder im Kloſter, meine Schweſter zu pflegen. Sie küßte mir die Hände, als ich bei ihr eintrat, und ließ ſich von mir pflegen wie ein Kind. Nur manchmal vergrub ſie ſich weinend in die Kiſſen:

„Jannino! Du biſt ein Heiliger und ich bete Dich an; aber ich ſchäme mich vor Dir zum Sterben!“

Jede Nacht ritt ich dahin, wenn ich ſicher war, ſie nicht mehr zu verrathen, im Mondſchein wie in ſchwarzer Dunkelheit, den ſteilen Klippenweg entlang, und blieb bei ihr, bis der Morgen graute. Ich kam mir in jenen Nächten wie ein Greis vor, der ein armes, verirrtes Kind mit ſanfter Hand zurechtweiſen ſoll. Mir war es, als träufle mein Herzblut auf die Erde; ich konnte ihre

faſt kriechende Demuth nicht ertragen. Dann haßte ich ſie. Wenn ſie aber das vertrauensvolle Kind war, das ihrem Bruder beichtete und in unſäglichen Gewiſſensqualen Noth und Erlöſung verlangte, dann war ich ſo von Mitleid erfüllt, als hätte ich nie ein anderes Gefühl für ſie gehabt.

Morgens ritt ich dann heim und mußte manchmal über meine Dienſte lächeln. Ich hatte gelernt, mich mit zwei Stunden Schlaf zu begnügen, und wenn ich etwas einſylbig war, ſo ſchob es meine Mutter auf alte Erinnerungen, von denen ich nicht geneſen könne. Sie meinte, ob wir nicht lieber Sorrento verlaſſen wollten; ſie ſehe es mir an, mich quälen die alten Geſchichten. Ich ſolle nur in den Spiegel ſehen, wie ich täglich magerer werde und hohläugiger. Ihr ſtattlicher Sohn ſehe aus wie ein alter Mann. Fünf Wochen trieb ich es ſo; denn Lavinia erholte ſich ſehr langſam und ſehr ſchwer. Meine Pflege mag auch wohl äußerſt ungeſchickt und mangelhaft geweſen ſein, und die braven Mönche verſtanden nichts weiter als ihre Heilkräuter, die ſie an der Thür verabreichten. Sie waren feſt überzeugt, ich ſei der Bruder, und erwarteten mich Abends freundlich, gaben mir Wein für meine Nachtwache und behandelten mich mit Ehrfurcht, wie einen Mann, der ein großes Unglück mit Ergebung trägt. Ach! wie fern von mir waren Geduld und Ergebung. Ich habe oft des Meeres leiſes Rieſeln verwünſcht. Als es aber einmal zu toben begann, da war es ſehr ſchlimm; ich konnte nur mit Lebensgefahr das Kloſter erreichen,

und Lavinia war in jener Nacht dem Tode nahe. Wäre ſie doch geſtorben!

Endlich war ſie aber dennoch geneſen, und je mehr ſie ſich erholte, je kälter wurde mein Herz gegen ſie; ja ich erſchreckte ſie oft durch meine Strenge und Härte. Ich ſchalt ſie nicht, ich ſtrafte ſie nicht; aber ich ſprach knapp und ernſt mit ihr. Zwiſchen uns gab es keine Zärtlichkeit. Wenn ſie ſtill weinte, ſo that ich, als ſähe ich es nicht.

Sie war ſchüchtern mit mir und zitterte oft, wenn ich eintrat und ihr die Hand reichte. Eines Abends ſagte ich:

„Für Morgen früh iſt Alles bereit. Dein Platz im Schiffe genommen; Du wirſt nach Marſeille fahren zu Deiner Tante. Ich habe Dich dort ſchon angemeldet, mit Deinem Namen die Depeſche unterſchreibend.“

Lavinia fiel auf die Kniee und ſchnellte wieder in die Höhe:

„O bitte, nicht! O, nur nicht zu meiner Tante! Ich kann's nicht aushalten! Sie bringt mich um!“

„Glaubſt Du, ich werde Dich hier auf der Straße zurücklaſſen? Du wirſt Dich unter den einzigen Schutz begeben, den der Himmel und Deine Thorheit Dir gelaſſen.“

Sie lehnte an der Fenſterbrüſtung und weinte bitterlich. Ich ſtand mit verſchränkten Armen vor ihr und ſah ihr zu, wie ſie weinte, und wartete, bis ſie mich mit ihren großen erſchrockenen Augen anſah, wie ein Thier, das ſich vor ſeinem Herrn fürchtet.

Sie ſuchte auf alle Weiſe mich zu bitten, ſie nicht

dorthin zu ſchicken; ich blieb feſt. Viele Stunden dauerte der Kampf. Endlich ließ ſie Kopf und Arme hängen und ſagte:

„Wie Du befiehlſt.“

Ich ſah ſie fortfahren ohne Schmerz; mein Herz war todt in mir, keiner Liebe mehr fähig. Sie hatte es zerſtört.

„Komm, Mutter!“ ſagte ich, „jetzt wollen wir nach Hauſe!“

„Nach Hauſe? Aber Du haſt Dich ja noch gar nicht erholt! Sieh doch nur in den Spiegel, armer Junge! Deine Augen liegen tief wie im Keller; was willſt Du denn ſchon zu Hauſe?“

„Mir wird es vielleicht beſſer dort, Mutter.“

Aber daheim konnte ich es auch nicht lange aushalten. Ich erklärte meiner Mutter, ich wolle fort nach Amerika, um mich zu zerſtreuen.

„Aber Du kannſt ja gar kein Engliſch! Ich werde Dir Jemand verſchaffen, die mir eine Geſellſchafterin und Dir eine Lehrerin ſein ſoll.“ Und da lud ſie Nora zu uns ein. Ihr Verſtand und ihre Bildung feſſelten uns beide in gleichem Maße. Ihre Stunden waren ein inhaltsreiches Geplauder, ihr Vorleſen ein Genuß. Mein Bruder fing ſogar an, ihr den Hof zu machen. Nach einigen Wochen — es waren deren neun — ſagte meine Mutter zu mir: „Schade, daß ſie nicht adlig iſt, ſolch' eine Schwiegertochter wünſchte ich mir!“

Ich ging direct zu ihr, klopfte bei ihr an, ſetzte mich auf einen Stuhl an ihren Schreibtiſch und frug ſie, ob ſie meine Frau werden wolle. — Und ſo iſt ſie meine Frau geworden. Meine Mutter war natürlich

nur halb erfreut. Sie dachte nicht, daß ich in der Stimmung war, irgend eine Dummheit zu machen, nur um die Oedigkeit, die todte Gleichgültigkeit loszuwerden, die wie Blei auf mir lagerte. Aber sie wich nicht. Nora wurde mir in dem Maße gleichgültiger, in dem ich mich ihr zu nähern bestrebte, und ich fühlte nur mit Bangen, daß ich gebunden, für immer gebunden sei. Als ich dann gar die Entdeckung machte, daß sie sich in mich verliebt, war mein Erschrecken unbeschreiblich groß.

Bei meinem Hochzeitsdiner wurde ich so blaß, daß meine Nachbarin mir sagte, ich solle ein wenig an die Luft gehen, mir drohe offenbar eine Ohnmacht. Ich ging hinaus und wäre am liebsten nie wieder zurückgekommen. Mir kam zum ersten Mal das Gefühl, mich umbringen zu wollen. Ich durchwanderte unsern Park, bis ich fühlte, daß es unanständig sei, nicht zurückzukehren, daß man meine Leiche finden würde und daß es eine Schande wäre für einen ehrlichen Menschen, der sich nichts vorzuwerfen hat.

Nora sah mich mit ihren großen grauen Augen so forschend an, als ich wieder eintrat, als läse sie den Grund meiner Seele, als schaute sie durch meinen Kopf durch und noch durch die Wand dahinter und wüßte genau, was ich im Garten gedacht. Ihre Nase bog sich ein wenig, ihre Lippen preßten sich leise aufeinander, dann wandte sie sich mit einem geistreichen Worte zu einem der Gäste. Sie war gar nicht schüchtern, sondern sicher, als wäre sie ihr ganzes Leben Frau Gräfin gewesen. Ich begann meinerseits zu scherzen, bis der Wagen gemeldet wurde, der uns davontrug in unsern Honigmonat hinein.

Zürich, den 20. April.

Ich habe ſie geſehen, und das Herz wollte mir ſpringen. Sie aber, ſie hat mich nicht geſehen.

Ich ſaß in Luzern vor dem Löwen. Wir hatten nämlich genug Inſel Wight und fuhren nach der Schweiz und fahren nun kreuz und quer darin herum; denn Nora kannte ſie noch nicht. Ich mag die Schweiz nicht; das iſt wahrſcheinlich ſehr ſchlechter Geſchmack von mir; aber ich mag ſie doch nicht aus vielen Gründen. Ich war alſo allein zum Löwen gewandert, ſaß da zwiſchen dichtem Gebüſch und ärgerte mich über das kleinliche Zeug, die kleinen Häuschen, die kleinen Wege, die kleinen Pförtchen mit den kleinen Zwergen, die das großartige Meiſterwerk von Menſchenhand und die großartige Naturarbeit, die Gletſcherkeſſel, verunſtalten.

Da hörte ich eine ſcharfe Stimme ſagen: „Wenn ich Dir ſage, daß ich es nicht haben will, ſo wirſt Du die Güte haben, mir zu gehorchen, Lavinia.“

Mir ſtand das Herz ſtill; ich wartete auf die Antwort, aber es gab keine, als ein kurzer Huſten.

„Ich möchte Dich nur beſtändig fragen, wer Dich erzogen hat. Auf dem See fahren mit einem fremden Herrn, wahrhaftig! Schämſt Du Dich nicht, Lavinia?“

Immer noch keine Antwort.

„Was Du in Sorrento in Deiner Villa getrieben haſt, werde ich doch noch einmal erfahren, und wenn das nicht ſauber iſt, dann iſt es aus und vorbei zwiſchen uns. Deine Schweſter ſchwört, ſie habe Grund zur Eiferſucht gehabt, und ich kann ſie nicht ſo ſehr tadeln, ſeit ich Dich beſſer kenne und Dein Gebahren. Du

biſt ſo kokett, daß es eine Schande iſt. Meinſt Du, ich hätte keine Augen? Du kokettirſt ſogar mit Deinem Blutſpucken; Du bekommſt es gleich, wenn Jemand in der Nähe iſt, der es ſieht und ſich entſetzt und von der armen, ſchönen, ſchwindſüchtigen Lavinia mit ihrem alten Drachen ſpricht."

Ein kurzes Lachen, ein wohlbekanntes, kurzes Lachen, das wieder mit Huſten endigte.

„Lach' Du! So viel Herz haſt Du wie eine Sirene. Du meinſt wohl, ich glaubte Deinen traurigen Augen? Die machſt Du für die Herren, damit ſie denken, Du ſtirbſt an gebrochenem Herzen. Und wenn keine da ſind, haſt Du ganz guten Appetit. Mich wirſt Du in's Grab ärgern und Deinen Onkel dazu, der Dich auf der Straße aufgeleſen hat, als Dich kein Menſch mehr anſehen wollte. Und wenn wir nun unſere Thür zugeſchloſſen hätten und hätten Dich nicht hereingelaſſen, was wäre dann aus Dir geworden?"

Eben traten die beiden Damen vor mich, bis dicht an den Weiher. Ja, das war Lavinia, die ſchöne, ſchlanke Geſtalt, etwas magerer geworden; ſie wandte den Kopf von der Tante weg, huſtete, und ich ſah, wie ihr Taſchentuch ſich röthete, wie ihre feinen Naſenflügel bebten, wie ihr edles Profil ſich gegen den grauen Felſen abhob. Ich fühlte einen ſolchen Schwindel, einen ſolchen Schmerz in der Bruſt, daß ich faſt eine Thorheit begangen hätte. Aber das Gefühl der unmöglichen Lage, in die ich uns alle bringen würde, nagelte mich feſt auf meine Bank. Es war wie eine Marter. Wenn ſie nur ein einziges Wort geſagt hätte.

Aber nichts. Wie eine Erſcheinung glitt ſie an mir vorüber; ich ſah ſie noch einmal auf dem Stege, der zu den Gletſcherkeſſeln hinaufführt, und dann war ſie verſchwunden. Ich wußte, ſie müßte denſelben Weg wieder zurückkommen; heiß war der Kampf in meiner Bruſt. Ich wollte ſie erwarten, ihr wie ein entfernter Bekannter entgegentreten; dann aber ſagte mir eine Stimme: du biſt auf der Hochzeitsreiſe. Blamire dich nicht! — Ich ſtand auf und ging langſam hinaus, ganz langſam. Vielleicht gab es der Zufall, daß ſie mich einholten. Einmal aus dem Garten, ging ich ſo ſchnell, daß ich faſt lief. Ich erklärte Nora, ich könne hier nicht bleiben, mir ſeien all' die gaffenden Menſchen in der ſchönen Natur ein Gräuel; ich wolle überhaupt nach Hauſe. Wir packten, und nun ſind wir hier, und ich weiß nicht, wie ich ſchnell genug weiter kommen ſoll. Als jagte mich etwas, möchte ich weiter, immer weiter.

Freiburg im Breisgau, den 6. Mai.

Ich komme aus dem Dom, vom Schloßberg und von noch überall. Ich bin in der Gegend umhergeſtrichen. Nora iſt müde und will ihre zwanzig Briefe abſolviren.

Ich wurde noch einmal erſchreckt, ſehr tief erſchreckt. Ich weiß nicht, was mir einfiel, mich in Zürich an ein Klavier zu ſetzen, das in unſerm Salon ſtand. Ich mußte ſpielen und ſingen wie in alter Zeit. Nora ſaß am Fenſter, wie ſie ſagte, um die Berge jenſeits des Sees anzuſehen, in Wahrheit aber betrachtete ſie die Leute im Garten und machte boshafte Bemerkungen über

ſie, mich im Spiel unterbrechend; denn ſie iſt gar nicht muſikaliſch.

„Nein! der alte Herr dort! iſt das ein Kauz! macht allen Jungen die Cour, und die lachen ſich todt. Und dort gehen Drei, Mann, Frau und Hausfreund einträchtiglich ſpazieren. Und da iſt eine junge Frau, die wird von ihrem Söhnchen chaperonirt, während der Officier den ganzen Tag vor ihr ſitzt und mit ihr ſpricht. Es iſt aber Alles ehrbar. Das Kind iſt ja dabei!“

„Nora! willſt Du ſo gut ſein, mich mit Deinen Bemerkungen zu verſchonen? Mich intereſſirt keine Seele da unten; ich wünſchte ſie alle zum Kukuk!“

„Wie unelegant, Euald!“

„Du haſt eben meine Erziehung noch zu vollenden! Einſtweilen ſei mal ein bischen ſtill und behalte Deine Betrachtungen für Dich!“

Ich ſpielte wie raſend, weil ich ſehr gereizt war, und das arme Klavier ächzte unter meinen Händen. Endlich hatte ich mich ausgetobt und begann zu ſingen, meine alten Lieder, aus der Zeit in Sorrento, die ich alle für Lavinia gemacht.

Als ich endlich aufhörte, ſah meine Frau noch immer mit demſelben lebhaften Intereſſe in den Garten hinunter. Ich dachte, wahrſcheinlich hätten ſich dort einige Zuhörer verſammelt, und da mir das höchſt gleichgültig war, ſo hütete ich mich, dem Fenſter nahe zu kommen, ſondern nahm meinen Hut, ging rückwärts hinaus und wanderte auf Umwegen dem See zu.

Als ich nach Hauſe kam, fand ich Alles gepackt;

meine Frau entſchloſſen, abzureiſen, es gefiele ihr hier gar nicht. Sie wolle weiter. Seit der Begegnung in Luzern war mir Alles einerlei; ich ließ geſchehen, was geſchehen wollte.

Wir ſtehen in Schaffhauſen in der Nähe des Rheinfalls, und ich denke, was für ein elendes Ding der berühmte Rheinfall iſt.

„A propos!“ ſagt meine Frau. „Es war in Zürich ein recht intereſſanter Zwiſchenfall: Während Du ſangſt und ſpielteſt, kam mit eiligen Schritten eine ſelten ſchöne Dame daher; ſie ſah aus wie eine Südländerin, mit großen, dunkeln Augen, ſchwarzem welligem Haar, einem Fleckchen auf der linken Wange. Blaß und mit geöffneten Lippen lehnte ſie ſich an den Pfoſten der nahen Schaukel, und Thränen rannen ihr über das Geſicht. Zuerſt hatte ſie den Hals vorgeſtreckt, um beſſer zu hören in dem Stimmengewirr, das ſie umgab. Bald aber wurde es ganz ſtill. Du haſt ſehr andächtige Zuhörer gehabt, Euald, und ihnen ein angenehmes Concert gegeben. Jetzt hob die Dame die Augen nach unſerm Fenſter, und wie ſie mich ſah, veränderte ſich ihr Ausdruck zu einer förmlichen Wildheit. Sie preßte die Hände auf die Bruſt und ſah mich an, als wollte ſie mich tödten. Ich ſah natürlich ſehr kühl auf ſie hinunter; was konnte mir ihr Haß anhaben; ich bin ja Deine Frau und in Deinem Schutz! — Auf einmal rief ſie etwas, das ich nicht deutlich hören konnte, weil Du ſo viel Lärm machteſt; es klang wie Janni, dann wie Nino, und als ſie noch einmal rufen wollte, quoll ihr ein Blutſtrom aus dem Munde, und ſie fiel ohn-

mächtig hin. Eine alte Dame kam ſcheltend und kopfſchüttelnd herbei, hob ſie in ihre Arme und ließ ſie dann eilends forttragen. Einige Minuten ſpäter, als ich den Kopf nach Dir umwandte, warſt Du aus dem Zimmer. Biſt Du ihr nicht begegnet?“

Während ſie ſprach, hatte ich das Gefühl, als ſei mein ganzer Körper in ein brauſendes Meer verwandelt. Sie ſpricht immer ſo ſcharf und deutlich, daß mir kein Wort entgehen konnte, trotz des rauſchenden Waſſerfalles und des Brauſens in meinen Ohren. Die großen Augen ſahen mich an, wie die Katze das Mausloch betrachtet, aus dem ſie ihre Beute hervorlugen ſieht, die ſie gleich erwürgen will.

‚Warum erzählſt Du mir das jetzt erſt?“ ſtieß ich endlich hervor.

„Du hatteſt mir in ziemlich gereiztem Tone verboten, Dir meine Betrachtungen mitzutheilen; darum ſchwieg ich.“

Ich konnte kein Wort ſprechen. Mir war's, als würde ich meine Frau hinabſtürzen müſſen, wenn ſie noch eine Sylbe ſpräche; als müßte ich ſelber hinunter und in dem Getöſe in Staub zerſchellen. Sie verſuchte, etwas zu ſagen; ich hörte es aber nicht und gab mir auch keine Mühe, es zu hören. Sie wollte mich fortziehen. Ich ſtand wie eine Bildſäule. In jener Stunde maß ich das Leiden, in das ich mich muthwillig hineingeſtürzt. Ich erkannte in meiner Frau eine gefährliche Gegnerin, die ihre Rechte wahren und mich unter die Zuchtruthe der Pflicht knechten würde. Meine ganze begrabene Liebe zu Lavinia erwachte in alter Gewalt,

als wäre das hemmende: „Verloren“ nie zwiſchen uns getreten; als wüßte ich nicht, daß ſie ſchlecht geworden. Mir war's, als ſpränge mir die Bruſt.

„Es kann doch keine Bekannte von Dir geweſen ſein,“ ſchrie Nora mir in die Ohren; „denn der Name, den ſie rief, glich ja dem Deinigen in keiner Weiſe. Wer weiß, an wen Deine Lieder ſie erinnert haben, die Aermſte!“ —

Ich ſchwieg noch immer. Ich hatte die Zähne auf einander gebiſſen wie bei einer Operation, um nicht zu ſchreien vor Schmerz. Ob ich das Wetterleuchten in meinem Geſicht bezwungen, möchte ich bezweifeln. Denn der Blick meiner Frau durchbohrte mich wie eine Stahlklinge. Endlich fand ich die Kraft, zu ſagen: „Wie kannſt Du Dich ſo für völlig Fremde intereſſiren?“

„Mich intereſſirte der haßerfüllte Blick. Solch' einen Blick hat noch nie ein Menſch auf mich gerichtet. Mir war es, als ziſchte eine Schlange auf mich los, aber hinter dem Glaſe der Menagerie, wo ich ſie gefahrlos betrachten und mich an ihrer ohnmächtigen Wuth ergötzen konnte. Als dann das Blut kam, that mir die arme Perſon leid; da ich ihr aber doch gar nicht helfen konnte, ſo hielt ich mich ruhig.“

Wir ſahen uns in die Augen, als wollte Jeder des Andern Kraft und Verſtellungskunſt ergründen. Es war nicht Liebe, was wir laſen, ſondern ein ſehr gefährliches Spiel mit ſcharf geſchliffenen Waffen. Ich hatte nur das Bewußtſein, jetzt nicht unterliegen zu dürfen, wenn ſie mich nicht wie einen Gefangenen in ihre Gewalt bekommen ſollte.

„Wenn Du jetzt Waſſer genug geſehen haſt, ſo wollen wir heimgehen zum Eſſen; ich habe einen gewaltigen Appetit bekommen.“

Sie ſah enttäuſcht aus, und das Gefühl, ihr nicht unterlegen zu ſein, machte mich faſt übermüthig. Ich neckte ſie mit all' ihren kleinen Schwächen, vielleicht zu beißend; ſie aber wurde nicht gereizt, ſondern parirte liebenswürdig und ſah ſo entzückt aus, als hätte ich ihr lauter Zärtlichkeiten geſagt. Mit dem Eſſen ging es nun freilich ſchlimm; keine Ueberwindungskunſt brachte einen Biſſen hinunter, obgleich ich mit vielem Wein half. Ich ſchimpfte über die ſchlechte Küche, ſagte, ich habe Kopfweh und müſſe ſchlafen. Zum erſten Mal ſchloß ich die Thüre zu. Ich mußte allein ſein, um jeden Preis.

Ich weiß es, ich war raſend; mein Gehirn war Feuergluth, jeder Nerv wurde gedehnt und zerriſſen. Wie ein Menſch, den man in ein Narrenhaus geſperrt hat, tobte ich gegen mich ſelbſt, gegen mein Schickſal, gegen meine Charakterſchwäche und Thorheit. Ich haßte meine Frau, ich fluchte meiner Mutter.

Und was hat ſie mir denn eigentlich gethan, meine Frau? Nichts, das ich ihr vorwerfen kann! Sie hat mit Beſonnenheit und Klugheit gehandelt. Das iſt es ja gerade, was mich raſend macht.

Frankfurt, den 15. Mai.

Hier gefällt es meiner Frau, mir gar nicht. Sie ſchleppt mich in all' die berühmten Läden mit den be-

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

rühmten Modeſachen, die ſo unkünſtleriſch ſind, daß einem die Zähne ſtumpf werden, wenn man ſie anſieht. Sie freut ſich kindiſch über all' das Zeug, das in einem Jahre ſchon nicht mehr Mode ſein wird. Ueberhaupt dies Frankfurt! Man hat hier das Gefühl, als wäre ſo viel Geld aufgehäuft, daß es als Blattwerk an Baum und Buſch hervorſchießt.

Morgen fahren wir über Caſſel heim, nach Harzroden. Mir iſt es ſchwül und bang. Wie wird das Vaterhaus mich anſehen, wenn ich ſie einführe, die nun ſeine Beſitzerin ſein ſoll? Wie würde dieſe Frau einen Andern glücklich machen! Ich habe ſchon daran gedacht, mir das Opiumrauchen anzugewöhnen, um mich in einen Glückstraum einzulullen, den ich nie mehr empfinden kann. Ich wollte lieber, ſie wäre dumm. Ihre Klugheit knechtet mich mehr, als es je Frauenreize hätten thun können. Sie giebt mir nie eine Handhabe, eine Gelegenheit, meine Gereiztheit an ihr auszulaſſen; denn ſie iſt immer liebenswürdig und hat ſich vollkommen in der Gewalt. Es iſt gerade, als wollte ich mit den Nägeln einen Spiegel zerkratzen. Er bleibt unberührt und glatt und zeigt mir nur mein eignes verzerrtes Geſicht, daß ich mich beſchämt abwenden muß. Ich komme mir knabenhaft jung vor in ihrer Nähe; ich möchte ihr den Meiſter zeigen, und ſie läßt es freundlich zu und beobachtet mich amüſirt.

Manchmal ruht ihr großes Auge wieder ſo auf mir wie am Hochzeitsabend, als wäre ich von Glas, als läſe ſie mir die Gedanken von der Stirn, die ſie nie ahnen ſollte. Die Geſchichte in Zürich iſt zwiſchen

uns nicht mehr erwähnt worden, obgleich ſie uns beiden ſicher ſtets gegenwärtig iſt. Sie möchte wiſſen, wer es war, und hat ein klares Gefühl, daß dies ihre gefährlichſte Gegnerin ſein könnte. Und ſo ſpielen wir Verſtecken vor einander, wie der Angeklagte und der Richter, der ihm ſein Geſtändniß entreißen will.

Hartroden, den 24. Mai.

Kühl, kühl weht die Luft um mich. Meine Mutter gab ſich große Mühe, meine junge Frau herzlich zu begrüßen, und drückte mir ihre Freude darüber aus, daß wohl bald ein Erbe zu erwarten ſei, betrachtete mich aber voll Beſorgniß und meinte, ich ſei ganz erſchreckend mager geworden. Herr Gott! Ein zweites Paar Augen, das forſchend und fragend auf mir ruht! Wie unbequem kann Liebe ſein!

Nora iſt faſt kindiſch froh über Alles. Sie feiert Erinnerungen mit dem Kamin, an dem ſie uns Abends vorlas, mit dem Teppich, auf dem ich zum erſten Mal ihre Handſchrift bewundert, mit dem Park und dem Wald, den ſie zum erſten Mal im Sommerſchmuck ſieht. Sie durchwandert das Schloß, kramt ihre Einkäufe aus und ſchmückt damit die Zimmer. Nur in mein Atelier darf ſie nichts tragen und nur ſehr ſelten hereinkommen. Sie war enttäuſcht; ſie dachte, ſie würde mit ihrem Buche bei mir ſitzen, und nun verlange ich, allein zu ſein. Als ich zum erſtenmal wieder mein Atelier betrat, hätte ich mich am liebſten gleich auf den tiefen, dicken Teppich geworfen, anſtatt ſeinen Inhalt meiner neugierigen jungen Frau vorzuſtellen. Sie machte den

Flügel auf: „Da! ſpiel' doch etwas!“ Ich ſetzte mich hin und ließ die Finger über die Taſten gleiten, während ſie den Raum durchwanderte. Plötzlich ſtieß ſie einen kleinen Schrei aus, und wie ich auffah, hatte ſie ein Bild umgekehrt, das an der Wand ſtand, und betrachtete es gierig.

Mir ging ein heißer Strom durch den ganzen Körper, bis in die Fingerſpitzen. Sie hatte „Ihr“ Bild gefunden, das ich faſt ganz aus der Erinnerung gemalt. Ich ſpielte weiter, um nicht ſprechen zu müſſen. Lange, lange betrachtete ſie das Bild und ſtellte es endlich mit einem tiefen Seufzer an ſeinen Platz. Dann ſah ſie ſich ſcheu um; ich hatte aber raſch die Augen auf die Taſten geſenkt und that, als hätte ich nichts bemerkt. Sie war ganz blaß geworden, das ſah ich, als ſie an einen anderen Gegenſtand ging. Sie hob eine mauriſche Decke auf und betrachtete das Skelett darunter, und vom Skelett wanderten ihre Augen nach dem Bild in der Ecke und dann wieder zurück, als wollte ſie ſagen: darunter biſt Du doch nur ſo, und wirſt bald ſo ſein! — Dann ließ ſie die Decke wieder fallen. Die iſt nämlich ſehr ſchön, von einem ſo leuchtenden Gelb, daß ſie in der dunkelſten Zimmerecke ausſieht wie ein Sonnenſtrahl. Sie aber hatte kein Auge dafür, nicht einmal für die ſchönen Stickereien darauf, in roth, roſa, grün und lila, die ſo wunderbar zu dem Gelb ſtimmen, daß es Einem das Herz erwärmt, wenn man ſie anſieht. Sie kann ſo weiſe von Bildern und ihren Schulen ſprechen, aber Farbenſinn hat ſie nicht. Lavinia würde ſich gleich in die Decke drapirt, ſich im Spiegel betrachtet haben,

im ſicheren Gefühl, ſtrahlend ſchön zu ſein in all dem Gelb! — Sie würde ſich auf dem prachtvollen ſchwarzen Pelz vor dem Kamin wie ein Kätzchen hinſtrecken und zuſammenrollen und in dem röthlichen Licht wie ein junger Panther ausſehen. Es begann, durch die hohe Scheibe ſich wie ein feiner Schatten durch den ganzen Raum zu ziehen, ſo daß die Waffen zu glänzen begannen und die angefangenen Bilder weiß und geſpenſtiſch drein blickten. Immer noch wandelte Nora umher, nahm Alles in die Hand, um es näher zu betrachten. Nur meine ſchönſten alten Fetzen ſtieß ſie verächtlich mit der Fußſpitze fort, oder nahm ſie zwiſchen Daumen und Zeigefinger, um ſie fortzuſchleudern und ſich dann mit dem Taſchentuch die Finger abzuſtauben. Lavinia würde ſolch ein Ding mit einem Griff in die maleriſchſten Falten geworfen haben. Ich litt Höllenſchmerzen und folterte mich noch mehr mit einer Art von Wolluſt. Keine Bewegung entging mir. Sie ſah jetzt nicht mehr nach mir hin; denn ſie hatte ſich meinem Schreibtiſch genähert und betrachtete das Bild, das darüber hing, eine Studie von Greco, den ich ſeines feinen Farbenſinnes halber ſehr gern habe. Sie rümpfte die Naſe und lächelte. Faſt hörte ich ſie ſagen: Ganz verzeichnet! Nun begann ſie, auf meinem Schreibtiſch in den Papieren zu kramen. Ich wußte, dort lagen angefangene Gedichte, Aphorismen, ein halb componirtes Quartett, weder Briefe noch Acten. Auf dieſen Schreibtiſch kommen ſolche Dinge nicht; dafür iſt mein Arbeitszimmer, nicht das Atelier. Ich ſpielte immerfort, obgleich ich ſie raſcheln hörte und mir ein Singeln durch

durch die Nerven ging. Ich vertrage nicht, wenn man meinen Schreibtisch anrührt.

Endlich ließ sie sich müde in einen Sessel vor meine Staffelei fallen und betrachtete das Bild, das darauf angefangen stand. Es war ein Sorrentiner Knabe, der auf dem Leibe liegt und eine Krabbe plagt. Meer und Sonnenuntergang.

Ich spielte noch immer. Da hörte ich sie einmal, zweimal gähnen und stand auf.

„Weißt Du, Ewald," sagte sie, „hier ist eine große Unordnung und viel Staub. Morgen will ich aufräumen."

„Wenn Du die Güte haben wolltest, nie einen Gegenstand in diesem Raume zu berühren, so würde ich Dir sehr dankbar sein. Nichts liegt oder steht absichtslos hier, und ich werde wüthend, wenn man eine Falte verschiebt. Dann bitte ich Dich auch, mich gewöhnlich allein zu lassen, wenn ich hier arbeite. In mein Schreibzimmer kannst Du jederzeit kommen. Aber hier darf man mich nicht stören, wo es sich um Arbeit der Phantasie handelt."

Sie schwieg. Die Abendschatten nahmen zu. Nichts leuchtete mehr als die maurische Decke über dem Skelett und der Himmel auf der Staffelei. Die stille Reiseuhr auf dem Schreibtisch hob zu ihrem leisen, tiefen Schlage aus, wie eine weit entfernte Kirchenglocke. Nora schluckte einige Male hörbar und schwieg noch immer. Ich fürchtete, sie würde weinen. Da bewegte sich die Portiere, die den Schall der aufgehenden Thüre dämpfte;

übrigens geht auch dieſe Thüre lautlos; und von meinem bereits hell erleuchteten Schreibzimmer her fiel ein breiter Schein über den Teppich. Ein Diener trug eine verſchleierte Lampe auf den Schreibtiſch und verſchwand wieder. Dann trug er eine zweite Lampe auf den Leſetiſch am Divan, in der dunkelſten Ecke des Ateliers, und beleuchtete damit eine Decke, die mir Lavinia geſchenkt, als ich ihr eines Tages meinen Lieblingsaufenthalt genau beſchrieben hatte. Dann kam noch eine Hängelampe, aber nicht in die Mitte des Zimmers, ſondern in die Ecke über den Flügel; denn mich ſtören Lichter auf dem Clavier ſo, daß ich nichts mehr erfinden kann. Und da ich den Tag male und Abends muſicire, ſo iſt das Licht ſo vertheilt. Ich ſollte ſagen: bei Tage malte und bei Nacht muſicirte. Denn jetzt thue ich nichts mehr.

Als eben der Raum in ſeiner ganzen Gemüthlichkeit erleuchtet war, läutete die erſte Glocke zur Toilette für's Diner. Nora erhob ſich.

„Was ſoll ich anziehen?“ ſagte ſie. Sie war außerordentlich blaß.

„Etwas Weißes; das ſteht Dir gut, und meine Mutter hat es gern. Haſt Du nicht etwas von elfenbeinfarbener, weicher Wolle, ſolch' ein zartes Gewebe, durchſichtig und weich in den Falten?“

„Nein, das habe ich nicht; ich habe nur mein Hochzeitskleid mit den Spitzen und das Atlaskleid.“

„So thu' dieſes an; Du ſiehſt aus wie ein Van Dyk in dem weißen Atlaskleide.“

Sie erröthete: „Wenn's nur zugeht!“ Da ſchlang

ich den Arm um sie und zog sie an mich; sie aber machte sich los und huschte hinaus, ohne sich umzusehen. Ich stand still und sah vor mich nieder. Es glänzte etwas auf meinem Rock; es waren Thränen. Ich wagte nicht, diese Thränen zu trocknen, sondern sah auf sie nieder, bis der Stoff sie langsam eingesogen, und schwur ihnen einen heiligen Eid, sie sollten die letzten sein, die durch meine Schuld vergossen würden. Es war genug, daß sie an diesem Abende die Grenze ihres Könnens gesehen, und mir gab es eine Art von Ruhe, daß ich sie so fest und klar gezogen, daß es einen Boden gab, den wir nie gemeinschaftlich betreten würden, und einen Raum, in dem ihre Macht über mich gebrochen ist. Ich fühlte, daß ich ihr sehr wehe gethan, daß sie in dieser Stunde manche Bitterniß gekostet, und bemühte mich, ihr den Abend heiter und angenehm zu machen. Ich bat sie, uns wie früher vorzulesen, und sagte ihr, sie sei sehr schön in der Beleuchtung, und die Spitzen versteckten sehr geschickt das Nichtzugehen des Kleides. Sie lächelte erfreut und wurde wieder sehr roth. Meine Mutter betrachtete uns mit dem unbehaglich forschenden Blick, der mir alle Ruhe raubt.

Harztroden, den 8. Juni.

Wenn das Kind kommt, dann wird sich Vieles ändern, dann wird ein wärmeres Verhältniß entstehen, so hoffe ich. Ich versuche, sanft gegen sie zu sein, und sie zu erfreuen, da ich das Gefühl habe, an ihr gut machen zu müssen, daß ich sie zu meiner Frau erwählt, ohne sie zu lieben. Das kann ich mir nicht verzeihen.

Es ist eine Schlechtigkeit gewesen. Wenn sie dann wenigstens Mutter wird durch mich —

Den 9. Juni. Ich muß bitter lachen über meinen letzten Satz! Sie hat mir gestanden, daß sie ungern Mutter wird, daß sie sich sehr fürchtet, und da sie noch nie ein kleines Kind in der Nähe gesehen, es sich sehr häßlich denkt.

O, warum hat sie mir das alles gesagt, warum?! Wollte sie sich an mir rächen? Kann sie mir das Bild von Lavinia und mein Schweigen nicht verzeihen? Sie hat das Bild seitdem öfter gesucht, aber nicht mehr gefunden. Einmal hat sie sogar gesagt: „Wo sind nur alle Deine Studien? Ich meine, es wären mehr gewesen?"

„Manches ist auf dem Speicher, das ich nicht mehr sehen mag!"

Und sie war auf dem Speicher!

Einige Tage später frug sie mich nach meinen Modellen. Ich machte ihr in gleichgültigstem Ton eine Beschreibung von diesen armen Geschöpfen. Dann fing sie an, von meinem Aufenthalt in Italien zu sprechen. Ich erzählte ihr von meiner Schwester und ging dann schnell auf Aegypten über.

„Also das war der Kummer, von dem mir Deine Mutter aufgetragen hatte Dich zu zerstreuen?"

„Wie gütig von meiner Mutter!" sagte ich gereizt. „Ich wäre doch vielleicht Manns genug gewesen, selber mit mir fertig zu werden."

Ich fahre sie jetzt oft vierspännig; das macht ihr große Freude. Am liebsten möchte sie in ihrer kleinen,

nervigen Hand ſelber die Zügel halten; ſie darf aber eben nicht; meine Mutter erlaubt es nicht.

„Du biſt doch glücklich?“ frug mich geſtern meine Mutter.

„Wie ſollte ich nicht glücklich ſein? Ich habe ja eine vollkommene Frau!“

„Fühlſt Du Dich auch ganz wohl?“

„O ja, nur faul; ich thu' gar nichts mehr.“

„Ich fürchte, Dir iſt nicht wohl; Du wirſt ſo mager!“

„Das iſt nie unangenehm, liebe Mutter.“ Dann ſprach ſie von meinen Brüdern, die uns beide große Sorgen machen. Ich habe ihnen ſchon wiederholt ihre Schulden bezahlt. Meine Frau war damit ſehr unzufrieden und meinte, ſie verdienten keine Hülfe und ſollten nur ſehen, wie ſie ſelbſt fertig würden. „Aber der Eine hat ein kleines Kind, Nora!“ „Es wäre beſſer, es wäre nicht geboren!“ — Dagegen ließ ſich natürlich nichts einwenden.

Haxtroden, den 10. Juli. Was ich heute dieſen Blättern anzuvertrauen habe, geſchieht in bittrer Reue und quälender Angſt. Ich habe den Wagen mit meiner jungen Frau umgeworfen. In meinem Leben habe ich noch nicht umgeworfen; heute will ich elegant in den Schloßhof einfahren, nehme die Biegung zu kurz, und im vollen Lauf der vier Pferde ging es über einen Stein, und wir werden hinausgeſchleudert. Nora kam in ſitzender Stellung auf die Erde; ſelbſtbeherrſcht, wie ſie immer iſt, lächelte ſie gleich und behauptete, ſich gar nicht weh gethan zu

haben, konnte ſich aber doch nicht erheben. Seitdem fühlt ſie das Kind nicht mehr.

Ich bat ſie, ſich zu legen, und halte nun Wache bei ihr. Manchmal kann ich mir nicht helfen, ich muß ſie fragen, ob ſie nichts mehr fühlt; dann ſieht ſie mich mit ihren großen, ernſten Augen an, und ſagt: „Nein, nichts.“

Was hilft es, wenn ich im Atelier umherſtürme und mir die Haare raufe. Ich kann nicht ſagen, es ſei nicht meine Schuld. Meine Mutter verſucht, mich zu tröſten; aber welchen Troſt kann es für mich geben? Das Einzige, was mir das Leben erträglich machte, die Hoffnung, iſt dahin. Wie eine kalte, graue Gewißheit ſchleicht das Gefühl über mein Herz: Das Kind iſt todt! Und dann ſchlägt mir das Herz in der Bruſt wie eine Pumpe, ſo daß an Ruhe oder gar Schlaf nicht zu denken iſt. Nora iſt ganz ſtill und geduldig, fühlt ſich aber ſehr leidend und klagt über ein fortwährendes Kältegefühl. Immer, wenn ſie das ſagt, dann muß ich aus dem Zimmer; denn dann könnte ich in Thränen ausbrechen. Ich möchte mich umbringen.

Den 2. Auguſt. Drei entſetzliche Tage haben wir durchlitten, und nun liegt mein ſchönes, todtes Töchterchen hier im Atelier, auf Blumen gebettet. Ich war ſo nervlos nach den drei furchtbaren Tagen, in denen meine arme Frau wie eine Heldin litt und übermenſchliche Charakterſtärke zeigte, daß ich zuerſt das Kind gar nicht ſehen wollte. Als ich aber endlich den Muth dazu faßte, da war es ſo wunderſchön, daß ich es hier hereintrug, und nun liegt es bei mir, ſo weiß und ſtill wie

ein Schneeflöckchen, und ich ſchließe alle Thüren zu und weine.

Nora ſchwebt in höchſter Lebensgefahr. Sie iſt ganz bewußtlos. Sie fing ſchon an zu phantaſiren, bevor man ihr das Kind entreißen konnte, und ſagte immer: „Wenn ſie nur nicht ſo ſchön wäre! Aber ſie iſt ſo ſchön, daß ich nichts bin neben ihr! Sie iſt wie eine Königin, und wie ein Panther, wie eine Araberin. O! wie ſoll ich ſein Herz gewinnen, ſo lange er ſie nicht vergißt! Das Bild! gebt mir das Bild her! Im Atelier, da ſteht das Bild, in der Ecke. Wißt Ihr nicht, das ſchöne Bild? Und mit dem wilden Blick ſah ſie mich an, wie zu einem tödtlichen Kampf. . . . Und ich war ſiegesfroh und dachte, ſie muß ſterben, aber mit dem einen Blick hat ſie mich getödtet. Warum hat er ſie denn nicht genommen, wenn er ſie doch lieb hatte? Und da floß ihr Blut, es floß, es floß, und ich ſah zu, wie roth es war. Wie rief ſie nur? Anni? Nino? Ich war ſehr hart und grauſam und rachſüchtig. So gebt mir doch das Bild! Hat er es verſteckt? Fürchtet er ſich denn ſo? Das Bild, das muß ich haben! Er hat nicht gezuckt, als ich ihn tödtlich traf, am Rheinfall. Das war ſchlimm. Da wußte ich, daß ich ſein Herz nicht haben würde. Ich wollte ſein Herz nackt ſehen; ich wollte es zucken ſehen; ich wollte es haben, ſein Herz; denn es iſt mein! Aber er hat es ſtolz verhüllt. Und ich hatte ihn wahnſinnig lieb in dem Augenblick. Und das Waſſer, das rauſchte und rauſchte und rauſchte. . . Ich hätte auf die Knie fallen mögen und ihn um Verzeihung bitten. Aber wir waren beide zu ſtolz. Nino!

rief ſie. Ja, ſie rief Nino! ſo laut! aber er hörte nichts; er war taub und blind! Als ich ihm das erzählte, da wurden ſeine Lippen weiß, aber er zuckte nicht. Ich dachte, er würde aufſchreien vor Schmerz; aber er nahm mir die Waffe aus der Hand und traf mich in die Bruſt. Und darum iſt das Kind todt. Das Kind iſt todt an ſeinem und meinem Schmerz. Sein Herz will ich haben! O, ſo gebt mir doch meines Mannes Herz! Könnt Ihr mir's gar nicht geben? Soll ich's nie haben?"

Meine Mutter ſah mich groß an, während der fliegenden Worte meines armen Weibes. Ich habe ſchon die Piſtole in der Hand gehabt. Aber das kleine ſtille Kind war beredter als die erſchütternden Worte meiner Frau. Es hat mir nicht erlaubt, das zu thun.

Heute lachte ſie: „Er denkt, ich verſtehe ihn nicht! Aber ich leſe ihn wie ein offenes Buch. Ich ſehe, wie er weint. O, er weint ſo bitterlich, ſo bitterlich, aber nicht um mich. Er weint um das Kind und um ſie. O, wie er weint! Und dann hat er nach der Piſtole gegriffen. Und mein Herz ſchlug ſo vor Angſt. Ich wollte ſchreien. Aber ich wollte nicht, daß die Leute es wiſſen ſollten. Da lag ich ganz ſtill und dachte nur: Du darfſt nicht! Nein, Du darfſt nicht! Und da legte er die Piſtole fort und warf ſich auf die Knie vor dem Kinde. Nehmt ihm doch die Waffe fort; ſonſt thut er es wieder. (Sie ſchrie auf.) Nein, nicht ſchreien, ſonſt erfahren es die Leute. Aber ſo laßt ihm doch nicht die Waffe; denn, wenn ich ihn wieder darnach greifen ſehe, ſo werde ich wahnſinnig. Und wie er das kalte Kind küßt! So küßt er mich nie! Kann uns denn kein Menſch

helfen? Er denkt, ich weiß nichts von ihr! Ich weiß ſchon längſt, daß ſie Lavinia heißt, und ſo geſchickt habe ich ſeine Mutter gefragt. Aber die weiß gar nichts. Da iſt noch viel mehr geſchehen, als er ihr geſagt hat; aber was? daß er ſie noch ſo wahnſinnig liebt!"

Welche Folter! Wenn ſie vor meiner Mutter, dem Arzte, den Frauen ſo ſpricht, dann iſt es gerade, als läge ich auf dem Roſt. Ich ſehe Keinen an, und Keiner ſieht mich an; aber ſie hat mich nie mit Wiſſen und Willen ſo gequält, wie ſie es unbewußt thut. Sie ſpricht unabläſſig, gerade, als müßte ſie die Laſt des Schweigens von ſich wälzen.

Den 10. Auguſt. Mein Kind iſt begraben, und Nora eilt dem Grabe zu. Ihre Gedanken wandern in demſelben ewigen Kreiſe umher. Manchmal lallt ſie nur, aber ihr Lallen heißt: Lavinia! Meine Mutter hat noch nicht gewagt, mich etwas zu fragen, anders als mit den Augen. Ich wende den Blick ab. Ich fühle einen Groll gegen meine Mutter, den ich nicht überwinden kann. Sie hat die Ketten geſchmiedet, an denen ich mich zu Tode ſchleppen muß.

Den 16. Auguſt. Die Aerzte verzweifeln an ihrem Aufkommen. Sie telegraphiren nach andern Aerzten und berathſchlagen unter einander, was zu thun, und ſchütteln die Köpfe. Und Jedem wird von Neuem erzählt, wie ich ſchuld bin, wie ich meine Frau umgeworfen; es iſt zum Wahnſinnigwerden! Ich verkaufe die Pferde. Ich will ſie nie mehr ſehen. Die armen Thiere ſind aber doch nicht ſchuld daran. Heute war ich im Atelier. Die Thüre war auf nach meinem Schreibzimmer. Da

hörte ich ein Geſpräch meiner Mutter mit den Aerzten, zuerſt über Nora, über die faſt der Stab gebrochen wurde; dann kamen ſie auf mich zu ſprechen. Meine Mutter ängſtigt ſich meinethalben. Ich hörte, wie ſie ſagte: „Seine Magerkeit iſt geradezu erſchreckend; ſeine Schultern wölben ſich ganz, und an den Schläfen wird er grau!“

„Das iſt doch wohl ſehr natürlich!“ klang die Antwort. „Ohne jegliches Krankſein muß ſo ſchwerer Kummer die Kraft verzehren.“

„Ja, um ſo mehr, da er immer ſchweigt und ſeine Selbſtanklagen Keinem mittheilt.“

Ach! wäre doch meine Kraft bald verzehrt!

Den 1. September. Sie lebt! Das iſt Alles, was man ſagen kann. Die letzten Tage ſind wir nicht aus den Kleidern gekommen. Wir haben ſie dem Tode abgerungen. Als ſie mich zum erſten Mal erkannt, ging ein ſo glückſeliges Lächeln über ihr Geſicht, daß ich mich hinter den Bettvorhang verbarg. Es war, als hätte eine Leiche gelächelt. Sie iſt nicht zu erkennen. Ihr ſchönes Haar iſt ausgefallen, die Wangen eingeſunken, ſie ſieht aus wie eine alte Frau. Heute ſtreichelte ſie mir die Wange mit ihrer durchſichtigen Kinderhand, die wie ein Lilienblatt auf der weißen Decke liegt. Ihre Augen ſind größer als das ganze Geſicht, haben aber nichts von ihrer durchdringenden Schärfe eingebüßt; nur hat ſich ein Trauerſchleier darüber gelegt. Wenn ſie wüßte, was ſie geſagt hat in den langen Wochen! Wie ſie mich ausgeliefert hat, der allgemeinen Unterſuchung preisgegeben, mich unters Secirmeſſer gebracht; ſie wäre ſelbſt unglücklich. Heute ſah ſie mich an, und ihre Augen füllten

ſich mit Thränen. Sie ſagte aber nichts. Ja, die Herzensergüſſe gehen nur bei umnachtetem Geiſt; jetzt fängt das Schweigen zwiſchen uns wieder an. So können wir beide nie geneſen. Für mich liegt ein ewiger, ſtummer Vorwurf in ihren Augen, zumal ſeit ich weiß, daß ſie nie mehr Mutter werden kann.

Damit iſt es vorbei für alle Zeit. Für mich konnte es keine furchtbarere Strafe geben; denn ich tröſtete mich nur immer mit dem Gedanken, ſchnell ein Haus voll Kinder zu haben. Mein Schloß wird leer bleiben, bis mein Bruder darin einzieht. Er kann das Erbe brauchen. Er hat nichts, weniger als nichts. Seine Schulden geſteht er mir gar nicht mehr ein, weil er ſich vor mir ſchämt. Er hat ſich bei den Aerzten über Nora's Zukunft erkundigt, und ſeitdem ſoll er ſpielen, als gehörte ihm Haxtroden und die halbe Welt obendrein. Und dabei bleibt er doch der Mutter Liebling. Sie hat immer eine unbegreifliche Schwäche für ihn gehabt, von Klein auf. Daran iſt nichts zu ändern.

Heute wollte meine Mutter zu Nora herein; da ſagte die Wärterin, ſie ſchliefe, und ich hatte ſie doch eben ſprechen hören. Das war ein neues Licht für mich. Alſo ſie mag auch meine Mutter nicht. Sie erträgt ſie, weil ſie muß. Ich wollte mich aber vergewiſſern.

„Meine Mutter iſt wohl etwas zu lebhaft bei einer Kranken?“ ſagte ich.

„Ja, ſie ſpricht viel und frägt ſo viel, und ich kann oft nicht begreifen, woher ſie von den Dingen gehört hat, nach denen ſie frägt.“ Ein mißtrauiſcher Blick auf mich begleitete dieſe Worte.

„Nun," ſagte ich, „im Fieber ſpricht man Allerlei, und dann wollen die Leute hernach wiſſen, ob eine Wahrheit zu Grunde liegt."

Nora flog in die Höhe:

„Ich habe geſprochen? Was habe ich denn geſagt? O bitte! Was habe ich geſagt?!"

„Nichts, was nicht aus einem tiefen, reinen, liebereichen Herzen kam!" ſagte ich.

Sehr beſorgt blickte ſie vor ſich hin und ſah mich wieder und wieder an, mit der Frage in den grundloſen Augen. Alt, alt ſah ſie aus in dem Augenblick, faſt unheimlich alt.

„Deine Mutter will immer vom Kind ſprechen, und ich kann nicht!" ſagte ſie nach einer Weile mit zitternden Lippen.

„Nicht wahr, das Schwere iſt immer viel beſſer unbeſprochen? Man trägt es geduldiger?"

„Ich weiß nicht; vielleicht würde es eher heilen, wie eine Wunde unter Höllenſtein. Aber man hat nicht immer den Muth, den Höllenſtein hineinzuſtreichen."

„Es giebt auch Wunden, von denen man ungeheilt bleiben möchte, aus Furcht, ganz gefühllos und erſtorben zu ſein, wenn ihr Schmerz einen nicht am Leben erhält."

Sie ſah mich wieder an, ſcharf, tief, als legte ſie eine Sonde an. Ich aber hielt ruhig ihren Blick aus.

Den 8. September. Mein Bruder iſt mit Frau und Kind hier eingezogen und ſchießt meine Hirſche. Ich habe meinen Freund Hermann eingeladen, um etwas Heiterkeit in die lange und ſchwere Reconvalescenz zu bringen. Er ſitzt dann mit mir neben der Chaiſelongue,

auf der Nora unbeweglich ausgeſtreckt liegt, und erzählt heiter. Mein Bruder theilt nicht gern das Jagdvergnügen mit ihm, und Hermann hat keinen beſonderen Gefallen an meiner Schwägerin, die etwas gewöhnlich iſt in ihren Geſinnungen und aus ihrem Kinde einen Abgott und Tyrannen macht.

Es war merkwürdig unzart von ihr, gerade in dieſem Augenblick uns das Kind unter die Augen zu halten. Ich erlaube nicht mehr, daß ſie es meiner Frau bringt. Das erſte Mal ſetzte ſie es ihr gleich auf die Füße; Nora ſpielte freundlich mit ihm, bis ſie in Ohnmacht fiel und mit einem Weinkrampf erwachte. Ich war faſſungslos heftig gegen meinen Bruder; man kann aber ebenſo gut gegen einen Springbrunnen heftig werden. Er blieb voll ſprudelnden Humors und ſo gefühllos, als ginge ihn alles dies gar nichts an. Hermann theilte meinen Zorn. Das ſchaffte mir Erleichterung.

Mein anderer Bruder will auch kommen, das Jagdvergnügen theilen, der Schlingel. Nach den Worten, die zwiſchen uns gefallen ſind, begreife ich nicht, wie er noch den Muth hat, hier zu erſcheinen.

Den 19. September. Die Tage ſchleichen mühſelig hin; Nora erholt ſich nicht. Es iſt gerade, als laſte etwas auf ihr, das keine Macht der Welt entfernen kann. Ich nahm heute meine Mutter in's Gebet, weil ich meine Frau ſo aufgeregt und ſo entſetzlich ſchwach fand, in Thränen ſchwimmend, nachdem meine Mutter ſie verlaſſen.

Lange wollte ſie nichts ſagen; aber ich quälte ſie, bis ſie mir geſtand, daß ſie an Nora's Fieberphantaſien angeknüpft und ſie ausgefragt habe. Ich fürchte, ich

war nicht ſo, wie es einem Sohne geziemt, ſeiner Mutter gegenüber. Meine Mutter zitterte und weinte unter der Fluth meiner Vorwürfe. Sie frug mich, ob ich denn ihrem bangen Mutterherzen nicht verzeihen könne. Ich ſagte: Nein! Ich ſagte ihr, ſie habe nicht das Recht, meines armen Weibes unbewußte Geſtändniſſe zu wiſſen; ſie hätte ſie vergeſſen müſſen und vor Allem ihr nicht erzählen, was ſie geſagt. „Ich begreife Dich nicht, Mutter!“ rief ich; „Du haſt mich gelehrt, discret ſein, und nun machſt Du es ſo! Aber Mutter! wie konnteſt Du! wie konnteſt Du mir das thun!“

„Du willſt mir mein Recht rauben, zu wachen über Dir? Biſt Du nicht mehr mein Kind?“

„Ich wünſchte, ich wäre es nicht. Ich wünſchte, Du hätteſt mich nie geboren, Mutter! Du haſt mir ein ſchlimmes Geſchenk gemacht!“

Sie weinte, und ich blieb hart und kalt. Mein Zorn war ſo furchtbar, daß er mich durchtobte wie ein Orkan, und jetzt bin ich ſo zerbrochen, ſo todt, wie eine Schlacke, aus der alles Eiſen in raſender Feuergluth entſtrömt iſt. Ich habe das elende Gefühl, daß eine Frau vor mir gezittert hat, und dieſe Frau iſt meine Mutter! Aber ſie durfte nicht, ſie durfte das nicht thun! Nora hätte nie erfahren, was ſie geſprochen; jetzt wird es ſie immer quälen, und unſer Verhältniß kann dadurch nicht beſſer werden. Sie iſt ſo voll feinem Tact, meine Frau, und beherrſcht Wort und Blick. Sie muß ſich tief gedemüthigt fühlen, unſer ſchmerzliches Geheimniß ſo allen Winden preisgegeben zu haben! Sie ſah ängſtlich von mir zu meiner Mutter; ſie ſah, daß ich nicht mit ihr

ſprach, und wurde ſo bleich, als verlöre ſie das Bewußtſein. Aber keine Frage kam über ihre Lippen. Nur hat ſie wieder große Schmerzen und Schwäche. Ich trug ſie in ihr Bett und hielt ſie in meinen Armen und küßte ihr Stirn und Augen, und ſie zog meine Hände an ihre Lippen und begann bitterlich zu weinen.

„Es thut nichts, Kind!“ ſagte ich. „Sei nur ganz ruhig! es thut nichts! Du biſt ein reiner Engel! Du kannſt nichts Böſes thun.“

Sie küßte mir immer noch die Hand, und die rebelliſchen Thränen quollen hervor, wie ſehr ſie ſich auch bemühte, ſie zu bezwingen.

Wir ſind beide ſehr unglücklich; aber unſer Leid iſt ſo verſchieden, daß wir es nicht theilen können, und ſo ſchweigen wir.

„Ihr ſeid rührende und beſchämende Eheleute!“ ſagte heute meine Schwägerin, als Alle nach Tiſch um Nora's Lager verſammelt waren.

„Ihr habt Euch wohl noch nie geſtritten?“

„Nein, noch nie,“ ſagte ich, „und werden es auch nie thun!“

„Ja, das iſt eben ganz wunderbar; eine ſolche Harmonie! Man könnte lernen von Euch. Wenn ich denke, was ich mich mit Eduard zanke! Er ſagt, ich reize ihn ſo, und ich ſage, er tyranniſirt mich ſo, und dann zanken wir uns furchtbar, und dann verſöhnen wir uns wieder ſo ſchön! Aber bei Euch, da iſt der reine Himmel!“

„Nicht wahr?“ ſagte ich. Meine Mutter ſah in den Schoß; Nora knüpfte mit den weißen, zitternden

Fingern Knoten in ihr Taſchentuch; mein Bruder Max pfiff leiſe vor ſich hin und ſah bald Nora an, bald mich, während Eduard hell auflachte:

„Ja, wir werfen uns faſt die Beſtecke an den Kopf; wir haben ſchon das ganze Lexikon erſchöpft; jetzt können wir nur noch handgreiflich werden. Das wird dann ſehr nett; man weiß noch gar nicht, wer den Andern prügeln wird.“

„Pfui, Eduard!“ ſagte meine Mutter. Er kam hinter ihren Seſſel und legte den Arm um ſie.

„Wir wollen ja ganz artig ſein!“ ſagte er mit dem Schmeichelton, mit dem er von jeher Alles bei ihr erreicht hat — und meine Schwägerin lachte: „Ja, ja, ſo macht er es immer; ſanft wie ein Lamm, und dann kann kein Menſch ihm böſe ſein. Aber er verdient gar nicht Deine Verzeihung, liebe Mutter! Er iſt ein ganz großer Lump, ein Thunichtgut, der liebe Leichtſinn!“

Und wie zärtlich ſah ſie ihn an, während ſie das alles ſagte, und wie ſtolz ſah mein ſchöner, leichtſinniger Bruder auf ſie nieder, während er mir doch heute Morgen geſagt, ihm bliebe nichts übrig als eine Kugel vor den Kopf, wenn ich ihm nicht helfe.

„Nimm mich fort von hier!“ flüſterte Nora heute Abend.

„Ja, das will ich thun. Du kannſt es hier nicht aushalten, Kind. Wohin wollen wir gehen?“

„O, irgendwohin, wo es warm iſt und wo keine Menſchen ſind!“ Die Lippen zitterten ſchon wieder, als wollte ſie weinen. Meine ſtarke Frau iſt ſchwach und weinerlich geworden, wie ein kleines Kind. Eben iſt es

ſo ſtill um mich. Ich gehe nicht ſchlafen in dieſer Nacht. Ich habe jetzt ſchon viele Nächte auf dem ſchwarzen Pelz vor dem Kamin zugebracht, in dem ich eine kleine Flamme unterhalte. Man liegt am beſten auf der Erde und läßt das Zimmer nicht dunkel werden. Nacht und Bett ſind die Feinde des Unglücklichen. Im Atelier iſt es mir wohler; da bin ich von den Spuren einſtigen Fleißes und heiterer Schaffenskraft umringt. Wenn das auch alles erlahmt und erloſchen iſt, ſo möchte ich es doch nicht ganz vergeſſen. Das Tagebuch iſt eine Art von Troſt. Wenigſtens rührt ſich meine Feder noch, wenn ſie auch keine Geiſtesarbeit mehr hervorbringt. Ich wandle auch hin und her, und auf dem dicken Teppich ſtört mich mein eigner Schritt nicht. Ich zermartere mein Gehirn, wie ich es anfangen ſoll, zwiſchen uns das aufzubauen, was man eheliches Glück nennt. Worin beſteht es denn? Es iſt ſo dunkel wie das Wort der Sphynx, das Keiner löſen kann und an dem ſie alle ſterben.

Mein Kind iſt todt, bevor die fürchterliche Frage ihm geſtellt wurde. Wohl ihm. Und ich will mich umbringen, weil es todt iſt?

Ich hätte es vor Allem beſchützt mit meiner ſtarken Liebe — ja, ſo wie meine Mutter, die mein Leben zerſtört hat vor ſorgender Liebe, die nur hineingreift, um mich noch unglücklicher zu machen.

Den 27. September. Ich fange an, eine gewiſſe Süßigkeit in meinen einſamen Nächten zu finden. Es iſt ein Nachlaſſen der unerträglichen Spannung des ganzen Tages, und wenn ich auch keinen Schlaf finde, ſo iſt es doch eine verhältnißmäßige Ruhe.

Nora hatte in diesen Tagen einen kleinen Rückfall; mitten in ihren Schmerzen bat sie mich, meiner Mutter nicht zu zürnen. „Denke doch, sie könnte morgen sterben und Du wärest nicht mit ihr versöhnt. Wir wollen ja auch fortgehen, nicht wahr?"

Als meine Mutter hereinkam, ging ich auf sie zu, sagte ihr Guten Morgen und küßte ihr die Hand. Sie aber hatte keinen zärtlichen Blick für mich; die hebt sie für meine Brüder auf, und mit Nora war sie so kalt, als wäre der Rückfall eine schlechte That, eine kleine Comödie, um mich von meiner Mutter abwendig zu machen. Wir sind beide in Ungnade.

„Ich komme nur, weil es meine Pflicht ist und der Leute halber," sagte sie mit eisiger Stimme. Es wäre besser, sie versäumte diese Pflicht, da ihre Gegenwart Nora immer sehr erregt.

Den 1. October. In der Stille der Nacht hole ich Lavinia's Bild hervor, wie ein Dieb, der seinen Schatz ein klein wenig anschaut. Es ist doch wohl keine Sünde? Ich stelle es auf die Erde, so daß das Kaminfeuer es beleuchtet, und dann lege ich mich davor und betrachte es stundenlang. Ob sie wohl todt ist? Ich hoffe es. Sie muß doch todt sein oder bald sterben, nach solchen Blutstürzen. Darum darf ich auch das Bild ansehen. Es ist keine Sünde. Es ist wie ein Hauch aus dem Paradiese, da ich an Glück und Liebe glaubte, an mein Talent, an meine Zukunft! —

Den 5. October. Ich bebe noch an allen Gliedern. Ich hatte das Bild wieder vor mir und war in seinen Anblick versunken gewesen. Auf einmal höre ich

eine leiſe Bewegung, und wie ich aufſehe, geht Nora in ihrem langen Nachtgewande dem Vorhang zu, hebt ihn lautlos auf und verſchwindet, und neben mir, auf dem Teppich, lag ihr Taſchentuch. Alſo hat ſie neben mir geſtanden, hat mit mir das Bild angeſehen, und ich habe nichts davon gewußt; denn ich lag mit dem Geſicht auf den Armen und weinte. Das kleine, feuchte Tüchlein habe ich aufgehoben und eingeſchloſſen. Sie ſoll nie erfahren, daß ich ſie geſehen habe. Das Bild hole ich nie mehr heraus, außer bei wohlverſchloſſener Thüre. Wenn ich aber jetzt zuſchließe, dann weiß ſie, daß ich ſie geſehen habe. Mein Herz klopft ſo, daß ich es in den Ohren ſchlagen und rauſchen höre. Dann ſprechen die Leute von Geſpenſtern. Ich möchte lieber, die ganze Hölle tanzte um mich, als zu wiſſen, was ich geſehen habe, um es nie mehr vergeſſen zu können. Sie war barfuß; ihre kleinen Füße kamen ein wenig zum Vorſchein, wie ſie das Hemd in der Hand hielt, um nicht darauf zu treten. Sie hat ſich vielleicht den Tod geholt in dieſer Nacht. Wie lange hat ſie wohl da geſtanden? Und wie leiſe hat ſie geweint! Und bei der erſten Bewegung von mir iſt ſie entflohen. Wie lange habe ich denn dort gelegen? Es iſt drei Uhr. Sehr lange jedenfalls. Ich will ein anderes Bild betrachten, das von meinem Töchterchen, das ich mir gemalt habe, zwiſchen den Blumen, mit ſeinem wunderbar feinen Geſichtchen. Darin wohnt Frieden die Fülle. Nur ich bin ſo friedlos, daß ich noch an der Paradieſespforte umkehren werde, vom Fluch des ewigen Juden gejagt.

Ich habe Nora zur Frau und Mutter gemacht und

habe ihr Alles geraubt und habe ſie ſo unglücklich gemacht, wie nur möglich. Nun iſt ſie nicht Frau, nicht Mutter, darf es nie mehr ſein, durch meine Schuld! O Gott! ſei mir armem Sünder gnädig! Mir brauſt Beethovens Bußlied durch die Ohren, mit ſeiner großen Verheißung am Schluſſe. Giebt es denn wirklich ein göttliches Erbarmen? Ich glaube nicht. Es giebt nur Qual.

Mein Freund Hermann ſieht, daß ich leide, und möchte mir helfen. Oft zieht er mich fort in den Wald, und dann ſprechen wir von der tollen Studentenzeit und allen den Streichen, die wir miteinander ausgeführt. Er iſt ſo voll Zartheit und Güte, daß ich es ſogar zwiſchen Mutter, Schwägerin und Brüdern aushalten kann, obgleich ſie mir es wahrlich nicht leicht machen.

Manchmal iſt mir's, als müßte ich ihm mein Herz ausſchütten, aber dazu habe ich nicht mehr das Recht. Ich bin ja ein verheiratheter Mann! Sie hat zu mir kommen wollen, mich tröſten, und hat mich vor Lavinia's Bild gefunden, mein armes Weib! Ich weiß es, ſie kommt nie wieder! Ich könnte das Bild jede Nacht hinſtellen, ſie kommt nicht mehr. Aber ich kann nicht. Denn nun hat es keinen Troſt mehr; nun mahnt es mich nur an meines Weibes heißen Schmerz.

Den 6. October. Bangen Herzens trat ich heute Morgen bei Nora ein. Sie empfing mich vollkommen heiter und liebenswürdig, meinte, ſie habe gut geſchlafen und habe ſich bereits einen Reiſeplan für uns ausgedacht. Ein ſo unruhiger Geiſt wie ich müſſe ſich leicht langweilen, wenn die Tage nicht die nöthige Abwechslung

brächten. Hätte ich nicht das kleine Schnupftuch in meinem Schreibtisch, ich müßte sicher glauben, ich hätte ein Wahngebilde gesehen. Alle Weichheit und alle Schwäche sind aus ihr verschwunden; sie beherrscht sich wieder, wie am ersten Tage, spricht von den Büchern, die wir miteinander lesen wollen, von den Gallerien, die zu besuchen sind, scherzt mit meiner Mutter darüber, daß sie heute gar nicht gehen könne, neckt meine Brüder und verlangt von meiner Schwägerin, das Kind zu sehen. Ich glaube, eine Fluth von Thränen wäre mir lieber gewesen. Sie hat ihre Herzensthür vor mir verschlossen, und wer weiß, ob sie sie jemals wieder aufthut. Wer noch nicht weiß, welcher Selbstbeherrschung eine Frau fähig ist, der komme zu uns.

„Aber warum kannst Du heute nicht gehen?" sagte meine Mutter: „Du bist doch schon seit mehreren Tagen gegangen!"

Ich horchte bange.

„Ich versuchte heute früh aufzustehen, weil ich mich ausgeruht fühlte nach der guten Nacht, aber da fiel ich hin. Es ist lächerlich, noch so schwach zu sein!" Während sie das sagte, sah sie so bleich aus, und die Augen so groß, obgleich der Mund lächelte.

Mein Weib ist eine Heldin, und ich stehe tief beschämt vor ihr. Eben schloß ich den Schreibtisch auf und betrachtete das kleine Tuch, so sehr muß ich glauben, eine Hallucination gehabt zu haben. Ich kann es kaum ertragen, dieses Wissen. Selbst auf dem Pelz am Kamin finde ich keine Ruhe. Ich habe einige Minuten mit einem langweiligen Buch auf dem Divan geschlummert,

aber nur Minuten; ich hoffte ſchon, es ſeien Stunden geweſen, als ich erwachte. Ich fühle mich wie die Motte, die eben meine Lampe umkreiſt. Jeden Augenblick fällt ſie auf den Teppich und reibt ſich die zarten Füße und die durchſichtigen Flügel, offenbar in großen Schmerzen, dann fliegt ſie doch wieder hinein, bis ſie ſich endlich die Flügel verſengt hat, ſich nicht mehr erheben kann und ſich in ſolchen Qualen windet, daß ich es nicht mehr mit anſehen kann und ſie mitleidig zerdrücke. Wie leicht das geht, das Zerdrücken: in einer Secunde war ſie Staub, weniger als Staub, und alle Qual war zu Ende. — Aber ich bin keine Motte. Ich bin der Beſitzer meines Lebens geweſen und habe es verſchenkt, leichtſinnig weggegeben. Mir iſt, als dürfte ich nicht eher ſterben, als bis ich meine Schuld ihr gegenüber bis auf das letzte Titelchen eingelöſt.

Meine Flügel ſind verbrannt. Ich werde nie mehr fliegen können. Wenn nur die Füße noch gehen wollen, das iſt Alles, was man von ihnen verlangen kann.

Den 8. October. Nora war heute wieder im Salon. Ihr Haar beginnt, ſich in kleinen Löckchen unter der Haube hervorzuwagen, aber nicht mit dem üppigen Wachsthum völliger Geneſung, ſondern in dem ſchwachen Verſuch, da ſein zu wollen. Ihre Augen ſahen groß und überwacht aus, ſie behauptet aber immer, vortrefflich geſchlafen zu haben. Ich kann nicht ſo direct unwahr ſein. Ich geſtehe, daß ich nicht viel ſchlafe. Wenn ich über Nora's Altwerden erſchrecke, ſo kommt immer gleich nachher erneute Gewiſſenspein. Ich habe ſie zerſtört. Manchmal frage ich mich, was geſchehen wäre, wenn

ich ihr nachgeeilt wäre, und wir über Alles gesprochen hätten? Aber mit ihr kann ich nicht sprechen. Es ist vielleicht unverzeihliche Schwäche von mir, aber ich kann nicht.

Nächte durch zu schreiben ist das Einzige, was Ruhe gewährt.

Und wenn ich fort bin, dann hat sie als Wittwe Vermögen genug, wenn ich für sie sorge, um selbständig zu sein, zu reisen, Bücher zu kaufen. So schlimm wird es nicht sein. Ich schwelge jetzt förmlich in den Ateliernächten, seit die Abreise heranrückt und das leidige Hotelleben beginnt. Aber sie will reisen, sie will fort. Und da ich ihr hier das Leben unerträglich gemacht, so bin ich es ihr schuldig, sie an das Ende der Welt zu bringen, wenn es ihr Wille ist.

Mir ist es gräulich zu denken, in dem Lärm, der Unruhe, der Unbehaglichkeit Monate zuzubringen und verschiedene Aerzte zu consultiren, die alle nichts ausrichten werden, weil Keiner das Grundübel erfahren wird, das an meiner armen Nora nagt. Mir graust es davor, besonders wenn ich diese Schlaflosigkeit behalte, die nur erträglich ist inmitten meiner stillen Welt.

Baden, den 28. October.

Bis hierher sind wir gelangt, und es sieht nicht aus, als würden wir bald weiter kommen. Nora ist sehr angegriffen. Wir machten mehrere Etappen bis hierher. Sie will einige Leute kennen lernen und von ihrem Lager aus Salon halten. Sie meint, es würde uns zerstreuen. Hier ist eine sehr internationale Gesell-

ſchaft, vielleicht werde ihr das angenehm ſein. Ich dachte, ſie würde nach England wollen; aber dort hat ſie Verwandte, die ſie lieber vergeſſen möchte.

Den 8. November. Ich gehe hier herum, wie eine arme Seele, die keine Ruhe findet. Ich ſehne mich nach Hauſe. Nora hat bereits Leute genug herangezogen, ſo daß ich ſtundenlang in den Wäldern herumſtreichen kann, unter den himmelhohen Tannen, in der milden Luft, die das Gefühl giebt, als ſei es Sommer. Dadurch ſchlafe ich hie und da ein wenig.

Die Menſchen finden meine Frau höchſt geiſtreich und wünſchen mir Glück, indem ſie zugleich ihr Bedauern über die ſchwache Geſundheit ausdrücken.

Den 18. November. Das Wetter iſt noch immer wunderſchön. Ich gehe meiſtens auf's alte Schloß und lege mich in irgend einen Winkel zwiſchen die Steine.

Ich habe eine ſolche Herzensſattigkeit, daß ich aufhören möchte zu denken und zu fühlen. Ich möchte ein Thier ſein.

Den 25. November. Helft mir, Ihr Götter! Sie iſt hier! Und ich darf nicht wahnſinnig werden! Ich darf nicht mit ihr davongehen in die weite Welt; denn da jagt das Gewiſſen mir nach und holt mich zurück, und ich bin noch elender als zuvor.

Es war dicker Nebel geſtern; zwiſchen den Tannen hing er nieder wie geſpenſtiſche Gewänder. Alle Blätter tropften, und ein leiſes Rieſeln ging durch den Wald.

Ich ging langſam dahin, den Pfad hinauf und nahm dann die Richtung weglos zwiſchen den Bäumen durch. Auf einmal ſehe ich ein Skizzenbuch auf der

Erde und nahe dabei ein Feldſtühlchen. Wer konnte denn hier gezeichnet haben, und wo war der Eigenthümer des Buches? Ich ging einige Schritte weiter und wartete, um zu ſehen, wer kommen würde. Da hörte ich einen leichten Schritt und ein leiſes Rauſchen, und aus dem dichten Nebel heraus, greifbar nahe, ſtand Lavinia vor mir. Wir ſtarrten uns einen Augenblick ſprachlos an, und mit einem einzigen leiſen „Ach!“ ſank ſie mir in die Arme. Wir konnten nichts ſprechen; wir hörten nur das Pochen unſerer Herzen, wir fühlten nur das übermenſchliche Glück. Ich mußte mich an einen Baum lehnen, um mit der leichten Laſt nicht umzuſinken. Sie aber drückte das Tuch an die Lippen. Es war voll Blut.

„Ach! wieder!“ rief ich.

Sie machte ſich von mir los und ſah mir ſtarr in's Geſicht.

„Du haſt das — — ſchon — geſehen?“ fragte ſie, und ſah mich an mit einem ſolchen Weh um den Mund und einem ſo heftigen Beben der wunderſchönen Naſenflügel, daß ich zuerſt nicht antworten, nicht meine Gedanken ſammeln konnte. Ich ſchlug die Augen nieder vor ihrem Blick und ſtammelte: „Ja, in Luzern habe ich Dich geſehen, als ich auf meiner Hochzeitsreiſe war.“

„Und in Zürich auch?“

„Nein, ich hatte keine Ahnung, habe es erſt lange nachher erfahren.“

„Wer hat Dir's geſagt?“

„Meine Frau.“

Wir ſchwiegen lange und ſahen uns immer an.

„Warum biſt Du ſo unglücklich, Jannino?“ fragte ſie plötzlich.

„Weil ich Sorrento nicht vergeſſen kann.“ Jetzt war es an ihr, die Augen niederzuſchlagen.

„Du haſt mein Leben zerſtört, Lavinia,“ ſagte ich, „wenn ich unglücklich bin, ſo iſt es Deine Schuld.“

Sie ſah noch immer zu Boden.

„Ich habe Dir gegrollt, Lavinia, wie keinem Menſchen auf der Welt.“

„Bin ich denn nicht geſtraft genug?“ ſtieß ſie hervor, ohne den Kopf zu heben.

„Was weiß ich davon?“ ſagte ich hart.

„O Jannino!“ ſie faltete die Hände.

„Du warſt meine Blume, meine Heilige, mein Kleinod, mein Sonnenſtrahl!“ ſagte ich heftig, „Du warſt, was mein Leben werth und ſchön machte; Du warſt mir Alles, Alles, Alles!“

„O, warum jetzt alle dieſe Vorwürfe, jetzt, wo Alles aus iſt zwiſchen uns! Damals warſt Du ſo gütig, Jannino, und kein Vorwurf kam über Deine Lippen! Du warſt wie ein Heiliger!“

Ich ſchämte mich meiner Aufwallung! Es war, als müßte ich ſie verantwortlich machen für Alles, was ich ſeitdem erduldet. Und ich wollte es ſie doch nicht ſehen laſſen; ich wollte ſtolz ſein und kalt und hart; ich wollte ſie ſtrafen für all mein Leid, und ſie entwaffnete mich mit einem Wort. „Du warſt wie ein Heiliger!“

Und was bin ich geworden, ſeit jener Zeit! Mußten

es dieſe Lippen ſein, die mich an mein beſſeres Selbſt gemahnten?

„Ich habe verſucht, mich Deiner werth zu machen, Jannino. Ich bin Malerin geworden, lebe in Paris und arbeite von früh bis in die Nacht, habe ſehr viel zu thun, und bin eben nur zu Beſuch bei Freunden hier, mich ein wenig auszuruhen.“

Ich hätte aufſchreien mögen. Ein Leben mit ihr wäre der Himmel geweſen. Ich malte mir mit gierigen Strichen mein Atelier aus, mit ihrer Geſtalt darin, wir Beide malend, ſingend, ſo glücklich, ſo übermenſchlich glücklich! Ich knirſchte mit den Zähnen, während Lavinia mir erzählte, wie ſie gleich begonnen zu lernen, nur um von der Tante loskommen und auf eigenen Füßen ſtehen zu können. Sie hatte mehr Willensſtärke gehabt als ich. Sie hatte Zeichenunterricht gegeben, um ſich durchzuſchlagen, und dann Portraits gemalt, was ihr ſchnell Geld einbrachte. Sie konnte ja von jeher Alles, was ſie wollte. Zu der ſchönen Malerin, die ſo raſch arbeitete, kamen die Leute gern, beſonders, wie ſie lächelnd ſagte, weil ſie die Menſchen meiſtens ſchöner mache. —

Sie erzählte eifrig, und wir merkten gar nicht, wie die Zeit verging, wie der Nebel langſam fiel, bis auf einmal die Sonne durchbrach und Alles in leuchtende Pracht hüllte. Sie frug mich gar nicht viel, mit dem wunderbaren Zartgefühl, das ſie immer gehabt. Wir verſprachen einander, uns täglich hier wiederzufinden.

Den 18. December. Ich habe eben nichts zu erzählen; denn ihr erzähle ich Alles und finde Ruhe darin. Die Rollen ſind umgetauſcht zwiſchen uns. Sie iſt mein

Beichtvater geworden und hört mich von der Höhe ihrer Schaffenskraft an und richtet mich liebreich auf, wie die süßeste Schwester.

Den 12. Januar. Im Schnee begegnen wir uns und wandeln hin und her, und sie hat mich sogar gelehrt, wieder zu schlafen. Die furchtbare Spannung hat sich gelöst; die Kälte zwischen meiner Frau und mir fühle ich nicht mehr, da mich Lavinia sättigt mit Wärme und Verstehen und tiefem Miterleben.

Den 10. Februar. Wenn ich mir nicht geschworen hätte, in diesen Blättern von äußerster Wahrhaftigkeit zu sein, so würde ich heute schweigen. Aber zur Buße soll es hier stehen.

Lavinia kam nicht, zwei, drei Tage, und von Angst um sie gepeinigt, beschloß ich, sie aufzusuchen. Ich fand die Villa, in der sie wohnte, und ließ mich nicht melden, sondern mich an ihre Thür bringen unter einem andern Namen. Als ich öffnete, sprang sie von ihrem Bette, auf dem sie angekleidet lag, in die Höhe und flog mir entgegen; ich wollte sie in die Arme schließen. Sie aber streckte nur ihre Hände aus und neigte den Kopf. In dem Augenblick wurden wir Beide überfluthet von der Erinnerung an die Vergangenheit. Ihr Zimmer hatte denselben Duft wie das in Sorrento; Blumen standen überall, besonders Veilchen. Ihr Haar war vom Liegen verwirrt; ihre Wangen färbten sich tiefer.

„Du kommst zu mir?“ sagte sie.

„Darf ich nicht sehen, wie es Dir geht?“ frug ich leise und zog sie fast gewaltsam an mich, so daß

ſie die Stirn an meine Bruſt lehnte. Sie ſollte mir in die Augen ſehen.

„Lavinia!“ ſagte ich, „haſt Du mich nicht vergeſſen?“

Ein raſcher Blick: „Ich? O, mein Gott!“ Sie ließ wieder die Stirn auf meine Bruſt fallen. „Ich ſterbe vor Sehnſucht nach Dir, Jannino!“

„Ach! Kind! Du haſt mir ſolches Leid zugefügt, daß ich an Dir zweifeln muß, wenn ich Dich in meinen Armen halte!“

Sie ließ ſich auf die Knie gleiten.

„Lieber tödte mich, aber glaube mir! Womit kann ich denn wahr genug ſein, wenn meine Lippen lügen und meine Augen lügen und mein zitternd Herz lügt? Sage mir, womit kann ich wahr ſein?“

Ich zog ſie empor. Sie bebte wie ein Blatt.

„Ach! Kind! Kind! Wenn Du mein ſein dürfteſt! Ich wollte Dich hüten und ſchützen und mit meiner Liebe einhüllen, daß kein Blick Dich kränkte. O, wärſt Du mein!“

„Ich bin Dein, mit ganzer Seele!“ flüſterte ſie, „Aber wie ſoll ich Dir's ſagen, wenn Du es nicht glauben willſt. Ich habe gelernt, zu Dir emporzublicken, wie zu etwas Unnahbarem, Heiligem, Jannino! Wie ſoll ich Dir von Liebe ſprechen?“

Ich weiß nicht mehr, was ich zu ihr ſagte, was ich hörte. Ich weiß nur, daß ich ſie übermenſchlich lieb hatte, ach! nicht wie ein Heiliger, ſondern ganz irdiſch, mit Allem, was es Gutes und Böſes in mir giebt. Und ich mußte es ihr ſagen und ſie in die ſtürmende Fluth meiner gewaltigen Liebe einhüllen, und es gab

keine Welt mehr und keine Zeit mehr und keine Menſchen und keine Vergangenheit, nur eine übermächtige, brauſende, erſchütternde Gegenwart, ein Einreißen all der Dämme, die nie ſchienen durchbrochen werden zu ſollen, die aufgerichtet geweſen durch ihre und meine Schuld, durch ihr und mein Schickſal. Fortgeriſſen war Alles im Wirbel des einen Gefühls, das mir am Leben gezehrt hatte.

Endlich kam ich zur Beſinnung, und eine furchtbare Scham durchwühlte mein jauchzend Herz, wie eine Stahlklinge. Ich ſtieß ſie von mir, die ich eben noch ſtürmiſch umarmte, und rief faſt drohend:

„Lavinia! was machſt Du aus mir? Geh' fort! Geh' fort von hier! Niemals im Leben ſeh' ich Dich wieder! Zwiſchen uns muß es aus ſein, für immer, Lavinia!"

Sie wurde bleich wie der Tod.

„Geh' fort von hier!" ſagte ich rauh.

„Jannino!"

„Ich muß mich ſelbſt verachten, wenn meine Augen Dich noch einmal ſehen; geh' fort! Ich bin ein Elender!"

Ich hatte mich in einen kleinen Seſſel fallen laſſen. Sie ließ ſich auf die Erde neben mir gleiten; ihre großen Augen ſtarrten mich thränenlos an.

„Bin ich denn Deiner ſo unwerth, Jannino?"

„Nein, ſondern ich bin erbärmlich und gering, und all mein großer Kampf und all mein Heldenthum ſind in dieſer Stunde Staub und Aſche. Geh' fort! Ich habe eine Frau, Lavinia!"

„Ich habe Dir immer gehorcht, mein Meiſter!“ ſagte ſie kaum hörbar.

„Wenn ich Dich nicht ſo wahnſinnig liebte, ich haßte Dich, wie ich mich ſelber haſſe!“

„Haſſe mich, aber vergiß mich nicht!“

Sie ließ ihren Kopf in meine Hände fallen, und ihre Thränen rieſelten durch meine Finger.

„Meine Schuld!“ ſtöhnte ſie. „O! Jannino! einmal haſt Du mich verlaſſen, und ich bin daran zu Grunde gegangen und habe Dir's verziehen! Und jetzt verlaſſe ich Dich und werde daran ſterben und Dir verzeihen, nur grolle Du mir nicht, daß ich Deine Bahn gekreuzt habe, um Dich zweimal unglücklich zu machen!“

„O, Lavinia, zum Narren haſt Du mich gemacht! Gott vergebe Dir's! Mit dämoniſcher Gewalt haſt Du mich verzehrt, und nun irre ich durch's Leben, bahnlos, ziellos, — geh' fort! Sonſt fluche ich Dir!“ Und wo ſie kniete, ließ ich ſie und ſtürmte fort. Ich habe mich nicht einmal nach ihr umgeſehen. Ich lief in den Wald und horchte immer, ob ſie mir nicht nachkäme. Ich meinte, ſie müßte mir gefolgt ſein, und doch wollte ich ſie im Leben nicht wiederſehen. Mir war's, als haßte ich ſie und dabei, als ſpränge mir das Herz, wenn ich ſie nicht behielte. Wann ich nach Hauſe kam, weiß ich nicht, es war dunkle Nacht und Alles ſtill. Da wollte ich Keinen wecken und kehrte in den glitzernd ſchneeigen Wald zurück, bergauf, bergab, durch dunkle Schatten, durch mondbeglänzte Thäler. Das Wild ſcheuchte ich vor mir her. Die großen Vögel der Nacht ſtreiften lautlos meine glühende Stirn. Ich irrte wie eine arme

Seele, die für ewig friedlos iſt, durch die ſchweigende Welt; ich, ein lebender Todter, ein Schatten von mir ſelbſt, an's Leben gekettet durch Schuld und Reue, durch Unverſtand und Schwäche. Ich fluchte Gott, der mich ſo geſchaffen, mit dem Durſt nach dem Schönen, mit der unerſättlichen Seele und dem ſchwachen Willen, der nicht im Stande iſt, meine Leidenſchaften zu zügeln. Wäre nicht alles Waſſer gefroren geweſen, ich hätte mich ertränkt. Ich dachte daran, mich erfrieren zu laſſen, aber ich konnte nicht ſo lange ruhig bleiben. Ich mußte immer auf und wandern, als wäre die Hölle hinter mir, nein, nicht die Hölle, ſondern mein ganzes, langes, verlorenes Leben!

Den andern Tag war ich ſo voll Sehnſucht nach ihr, daß ich ſie wieder aufſuchte. Sie war fort. Sie war wirklich fort. — Ich hatte es ſo gewollt, aber dennoch traf es mich wie ein Donnerſchlag. Mir war es, als müßte ich vor Schmerz ſterben ohne ſie. Ich lief in den Bergen umher, wie ein Wahnſinniger. Hat ſie es gewußt, daß ich vor Sehnen ſterben muß? Iſt ſie eine Sirene, die der Menſchen Sinne verdunkelt? Oder hat ſie mir nur gehorchen wollen, um mir das Maß ihrer Liebe zu zeigen?

Nora war zum erſten Mal etwas gereizt gegen mich über mein langes Fortbleiben. „Ich hatte gedacht, Dir das Leben angenehm zu machen durch Gäſte!“ ſagte ſie, „und nun biſt Du immer fort!“

„Ich vertrage das Hotelleben nicht.“

„So gehen wir heim.“

„O nein! nur nicht heim!“ Ich war bange vor dem

Alleinſein mit mir ſelber, vor meinem furchtbaren Gewiſſen.

Der Menſch iſt ein großer Thor, der ſeinen Magen nicht beurtheilen kann und nicht weiß, was er nicht verträgt. Man ſollte nie etwas thun, was man hernach nicht verdauen kann. Wer leichtſinnig geboren iſt, der kann mit ſeinem Gewiſſen fertig werden, ich nicht. Und das hätte ich bedenken ſollen.

„Aber was ſoll ich für Dich thun?“

„Mir etwas Urlaub geben; ich bin ſolch ein unruhiger Menſch, und Dir iſt das Reiſen eben ſchwer.“

„Aus Dir klug zu werden, iſt wohl eine mehr als menſchliche Kunſt! —“

„Ich werde es ſelber nicht.“

„Weil Du keinen Willen haſt, nicht ſoviel wie ein kleines Kind!“

„Ich habe mich allerdings ſtets allen Eindrücken rückhaltlos hingegeben; ſeit ich das nicht mehr thue, iſt mein Talent todt, meine Feder lahm.“

„Mir iſt der Wille mehr als das Talent!“

„Bisher habe ich das Talent ſtets für eine Gottesgabe gehalten; ich habe mich wohl geirrt?“

„Was iſt mir das Talent, wenn der Menſch werthlos iſt, dem es zu Theil ward?“

„Du biſt ſtreng, Nora!“

„Ich bin wahr, und Du biſt es nicht!“

Ohne noch ein Wort zu ſagen, verließ ich das Zimmer. Erſt bei Tiſch ſahen wir uns wieder. Sie war ſo ruhig und freundlich, als wäre kein böſes Wort gefallen, ſchien auch meinen Wunſch, weiter zu reiſen,

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

vergeſſen zu haben. Sie erzählte mir nur, der Arzt ſchicke ſie nach Freiburg in Behandlung.

Como, den 27. Februar.

Ich bin allein, auf kurze Zeit, vom Arzt ſelber fortgeſchickt, der meine Frau in Freiburg behalten will. Ich verzehre mich vor Sehnſucht nach Lavinia und leide Gewiſſensqualen. Ich weiß nichts von ihr. Vielleicht iſt ſie krank. — Ich bringe meine Tage auf dem See zu, auf den ich mich ſelbſt hinausrudere; dann lege ich mich in den Nachen und ſtarre hinauf, bis es Abend wird. In mir reift langſam ein Entſchluß, aber ſehr langſam. Wenn er zur That wird, dann werde ich ihn vielleicht wieder bereuen. Ich habe ſeit einiger Zeit kein Glück mehr. Alles, was ich thue, kehrt ſich wider mich; ich bin ewig auf der Folter, in ewiger Gewiſſenspein und ſehne mich nach Freiheit wie ein Galeerenſklave.

Den 10. März. Der Entſchluß iſt zur That geworden. Ich habe Nora geſchrieben, ob wir uns nicht gegenſeitig unſre Freiheit wiederſchenken wollen. Der Brief iſt fort, und mir ſchlägt das Herz in unerträglicher Weiſe. Ich habe ihr geſchrieben, wir würden uns doch niemals verſtehen; es wäre beſſer, wir gingen auseinander. Es war vielleicht wiederum verkehrt gehandelt. Mir iſt jegliche Urtheilskraft abhanden gekommen. Mir iſt es aber, als ſei ich ihr gegenüber ein meineidiger Menſch, als wäre es unehrlich gehandelt, ſie nicht von mir zu befreien. Wahrſcheinlich bin ich ihr zur Laſt, und ſie hätte mit ihrer großen Pflichttreue nie das erlöſende Wort ſprechen wollen.

Den 24. März. Ich wartete und wartete, und

die Antwort kam nicht. Ich war in großer Unruhe. Die Tage brachte ich wandernd zu, die Nächte auf dem See, in meinem Nachen. Ich dachte ſchon, mein Brief ſei verloren, und frug mich, ob ich noch einmal einen andern ſchreiben könnte. — Geſtern Abend komme ich heim. Da ſteht Nora in meinem Zimmer. Mit ihren großen Augen ſah ſie mich an:

„Nein, Ewald, einer Dirne weiche ich nicht! Ich weiß Alles! Ich war in Baden, ich habe mich erkundigt. Sie war dort, und Du haſt ſie täglich geſehen; das iſt genug. Du weißt wohl nicht, daß ſie einen ſchlechten Ruf hat? Man ſagt ſogar, ſie habe ſchon ein Kind gehabt. Das iſt keine Frau für meinen Ewald! Du wirſt mir jetzt zürnen, aber einmal wirſt Du mir danken, daß ich Dich vor ihr bewahrt habe. Du brauchteſt mich ja nicht zu heirathen, wenn Du ſie ſo lieb hatteſt. Es iſt Deine Sache, wenn Du mich belogen und betrogen haſt; aber da Du mich nun einmal zu Deiner Frau gemacht, gedenke ich es auch zu bleiben.“

Ich ließ mich in einen Seſſel fallen und ſagte kein Wort. Nichts hatte ich von einer Andern erwähnt. Ich glaubte, ſo geſchickt geſchrieben zu haben, nur von ihr und ihrem Glück und Leid. Aber wer könnte ſich vor den Augen verbergen!

„Ich weiß,“ fuhr ſie fort, „es iſt dieſelbe, die Italienerin von Zürich; ich habe ſie mir beſchreiben laſſen; immer dieſelbe, die Du in Sorrento gekannt haſt. Sie war auch in Baden, iſt fort, ich weiß nur nicht wohin. Du haſt ſie immer geſehen. Aber ſie iſt Deiner nicht werth. Sie hatte noch andere Liebſchaften, glaube

mir's nur. Fahre nicht in die Höhe; Du haſt nicht ſo ſcharfe Augen wie ich. Darum muß ich wachen über Dir. Und wenn Du mich auch jetzt haſſen ſollteſt, einmal wirſt Du doch glücklich durch mich, Ewald! Einmal wirſt Du mir's danken, daß ich Dich vor großem Elend bewahre und Deinen Namen vor einem Flecken!" —

Ich ſtand auf und ging an's Fenſter. Da kam eben der Mond über den Berg und warf ſeinen Strahl über den See. Veilchen- und Orangenduft ſtieg empor, wie zum Locken und Beſtricken. O, läg' ich doch drunten in der kühlen Fluth, mit dem ſiedenden Gehirn, bis es kalt und ſtill geworden, mit dem wilden Herzen in der Bruſt, bis es ſich nicht mehr regte!

Wir ſchwiegen lange. Endlich wandte ich mich um. Da fiel der Mond auf ihr Antlitz und ihre Geſtalt, wie ſie daſtand, die beiden Hände feſt auf den Tiſch geſtützt, die Naſe etwas mehr gebogen als gewöhnlich, die Lippen aufeinandergepreßt und eine Flamme in den Augen, die von der Fähigkeit tödtlich zu haſſen erzählte. Sie konnte Furcht einflößen wie eine Norne. Ich wandte mich wieder dem See zu.

„Wie Du willſt," ſagte ich endlich.

„Siehſt Du, Ewald, ich habe Dich ſo lieb, daß ich alles Leid freudig ertragen kann, das von Deiner Hand kommt; und Du haſt mir bereits recht viel zu tragen gegeben." — Ihre Stimme wurde weich.

„Und um des Leides Willen mußt Du mich nun auch geduldig hinnehmen und nicht murren. Unſer Leben kann ja noch in andrer Weiſe reich werden, wenn wir Willensſtärke genug dazu haben!"

Sie ſtand immer noch ſo und ſprach leiſe, ſehr leiſe und deutlich.

„Ich bin Deiner gar nicht werth," ſagte ich.

„Du biſt mir werth, das iſt genug."

Wäre ſie heftig geweſen, ſo hätte ich es auch werden dürfen. Aber ſie ſchien immer ruhiger und kälter, nur funkelten ihre Augen faſt phosphorescirend. Ich verſuchte hineinzuſehen, wandte mich aber immer wieder dem Monde zu, der mir kalt und fern in's Geſicht ſchien; drüben hüllten ſich die Berge in ſchwarze Dunkelheit, während vorn Alles taghell und ſcharf beleuchtet war. Ein Nachen bewegte ſich leiſe hin und her; die kleinen Wellen ſchimmerten am Kiel. Ein Mann lag auf dem Leibe, mit dem Kopf auf den Armen und ſang leiſe ein endloſes Lied.

„Ich werde nie ein guter Mann ſein."

„Gut genug für mich."

„Du kennſt meine Sturmnatur nicht."

„Wir werden ſie zügeln." Das klang mir faſt wie eine Drohung, ſo leiſe es auch geſagt war.

In dem Augenblick trug der Kellner Licht herein und deckte für die Abendmahlzeit. Sie kam zu mir an's Fenſter und ſah ſchweigend hinaus. Und mein Herz wurde ſo ſtill und kalt wie der Mond; nur tief und ſchwarz, wie der See, lag ein unerträgliches Weh darin, ſo unerträglich und ſchwer, daß es ſich nicht einmal durch einen Seufzer heben ließ.

„Verzeih mir, Ewald!" ſagte ſie ſehr leiſe.

Ich ſchwieg.

„Du biſt viel zu edel, um dem Gemeinen anheimzufallen. Ich duld' es nicht."

„Ich bin gar nichts mehr."

„Weil Dein Wille ſchläft, Ewald."

„Ich kann nicht mehr wollen."

„O! Du meinſt nur, die Waſſer ſeien zu ſchwarz, und Du möchteſt Dich umbringen, Ewald. Aber ſo feige wirſt Du nicht handeln. Ich habe Alles durch Dich verloren, Geſundheit und Hoffnung, Ruhe und Freude. Bin ich denn ſo wenig werth, daß Du mir auch meinen Mann rauben darfſt?"

„Ich habe ſchon mehr Reue Deinethalben erlitten, als ich tragen kann."

„Verzeih mir, Ewald!" Ihre Stimme zitterte, und zwei große Thränen rannen ganz langſam über ihre bleichen Wangen und glitzerten im Mondſchein.

Florenz, den 4. April.

Wir leben in den Gallerien, ſitzen ſtundenlang vor jedem Bilde, es zu analyſiren. Abends lieſt mir Nora Kunſtgeſchichte vor. Von ihrer Geſundheit ſpricht ſie gar nicht mehr; ihre eingefallenen Wangen erzählen von ſtill erduldeten Leiden; aber die Augen beherrſchen ſich und mich.

Den 12. April. Als wir geſtern in der Medicäergruft ſtehen, wer kommt da auf mich zu? Kein Anderer als mein Freund Hermann! Nora hat ihn heimlich eingeladen. Sie iſt in jeder Weiſe bedacht, mir das Leben an ihrer Seite erträglich zu machen. Wie heiter ſprach Hermann! Wie iſt ſein Herz geſund und leicht!

Den quält keine Reue; den hat keine verbotene Liebe in den Krallen. Sonderbar! ich möchte etwas ſchreiben.

Den 15. April. Heute allerhand gemacht, aber ſofort verbrannt. Es geht nicht mehr. Die Saiten ſind geſprungen, die laſſen ſich nicht mehr ſtimmen. Es kommt kein Ton heraus.

Den 18. April. Klug war es von Nora, einen Freund herbeizulocken, damit wir nicht ſo allein einander gegenüberſitzen. Die Geſpräche ſind dadurch ſtets heiter, und Hermann iſt ahnungslos. Er ſieht wohl, daß ich oft ſchwermüthig und verſtimmt bin, ſchiebt es aber auf das erlittene Leid und die Hoffnungsloſigkeit, dem leidenden Zuſtand meiner Frau gegenüber. Seine liebenswürdige Nähe macht eben allein das Daſein erträglich.

Nizza, den 16. Mai.

Wir ſind auf dem Wege nach Paris. Nora ſchlug mir's vor. Wenn ſie wüßte, wer dort iſt, ſie wäre gewiß nicht ſo unvorſichtig. Ich meinte ſchwach, ob wir nicht durch die Schweiz heimreiſen wollten? Sie aber will durchaus nach Paris: „Du ſollſt dort in Muſik ſchwelgen!" ſagte ſie. Sie ſagte das aber ſo ernſt, als ob ſie etwas ganz Anderes meinte, als Freude und Genuß. Natürlich, ihr iſt Muſik ein wahrer Gräuel.

Paris, den 10. Juni.

Wir ſind hier. Mir bebt das Herz. Morgen ſuche ich Lavinia. Ich bin in ſolcher Aufregung, daß ich nicht ſchreiben kann.

Paris, den 13. Juni.

Ich lebe noch trotz dem tödtlichen Schmerze. Und ich bin auch nicht wahnsinnig. Denn ich verstehe, was ich schreibe.

Nach vielem Suchen fand ich ihre Wohnung. Ich schelle und frage nach ihr. Der Portier sieht mich so sonderbar an und fragt, ob ich hinaufsteigen will, ins Atelier. Natürlich, schnell. Zitternd trete ich ein. Alles still und leer; nur auf der Staffelei ein großes Bild von mir, sprechend ähnlich. Ich wende mich um. Der Portier sieht mich immer noch so an und dann auf das Bild.

„Wo ist die Malerin?"

„Wo? wissen Sie denn nicht? Vor vier Wochen war Paris voll davon; da hat sie hier aufgebahrt gelegen, so wunderschön, und alle Leute strömten hier durch, sie anzusehen, unter ihren Bildern. Die sind schon alle verkauft bis auf dieses hier. Daran hat sie noch bis zum letzten Tage gemalt. — „Angèle! Angèle!" schrie er auf einmal hinunter, „bring' Essig her! der Herr wird ohnmächtig!"

Und dann habe ich sehr lange Zeit nichts mehr gehört noch gesehen. Mir war's, als sei ich todt. Hätten sie mich doch sterben lassen! —

Den 18. Juni. Heute hatte ich den Muth, wieder hinzugehen. Ich habe das Atelier gemiethet und durchsuche es nach jedem Stäubchen von ihr. Ich habe versucht, mir von ihr erzählen zu lassen. Aber ich kann nicht; ich kann es nicht ertragen. Ein geschriebenes Wort von ihr ist nicht zu finden; nur das Bild, das

mich unabläſſig anſieht und in das ſie mit letzter Lebenskraft ihre ganze große Liebe hineingeſchrieben.

Den 20. Juni. Als ich heute wiederkam, war das Bild fort. Eine Dame habe es gekauft, ſagte der Portier, er wußte nicht wer. In unſern Salon eintretend, fand ich es dort. Ich ſah Nora an. Sie erröthete, trotz ihrer Bläſſe.

„Wie haſt Du es gefunden?“ fragte ich.

„Auf Deinen Wegen.“

„Wußteſt Du denn, wer es gemalt?“

„Ja freilich, und ich wußte auch, daß ſie todt ſei.“

„Du wußteſt“ — — —

„Es ſtand in der Zeitung. Ich habe ſie nicht verſteckt; Du hätteſt es ebenſogut leſen können, als ich. Ich dachte ſogar, Du hätteſt es geleſen, würdeſt aber natürlich mit mir davon nicht ſprechen.“

„Und dieſes Bild willſt Du haben?“

„Ja, es iſt ſehr gut.“

Diesmal ſah ich wieder das Blitzen in den Augen, wie an jenem Abend in Como. Sie haßt noch über den Tod hinaus und gedenkt, mich mit dem Bilde ewig zu foltern. Das iſt ihre Rache.

Etretat, den 4. Juli.

Man hat mich ans Meer geſchickt, weil man mich ſo ſchwach fand. Nora würde es ebenfalls gut bekommen, ſagten die Aerzte. Und ſo ſind wir hier. Das Meer donnert in die Felſenhöhlen hinein und ziſcht und ſchäumt und brauſt, und ich liege drüber auf der Klippe, zu entkräftet, um mich noch hinabſtürzen zu wollen. Aber ich

brauche das nicht zu thun. Der Tod ſitzt mir ſchon im Herzen. Ich brauche nur geduldig zu warten. Ich habe nicht einmal mehr das Recht, mich zu tödten, feige dem Leben zu entfliehen, in dem ich ſühnen und büßen ſoll.

„Du warſt ein Heiliger, Jannino!“ klingt mir noch fort und fort. Ich höre es im Meeresrauſchen, im Windeswehen, in meinem eigenen Herzen.

„Du warſt ein Heiliger, Jannino!“ Und dann könnte ich mich winden vor Schmerz. Wie konnte ich ſie nur ſterben laſſen, ganz allein? Warum muß ich denn heute ſchuldbeladen ſein? Ich war doch ſchuldlos und rein! Ich war frei und glücklich. Ich war ein Dichter! O, ihr Götter! Ein Sänger bin ich geweſen! Und ich dachte, eher würde das Leben in mir erlöſchen, als das Lied!

Ich habe meine Frau unglücklich gemacht, und darum haſſe ich ſie. Ich habe meine Liebe verlaſſen, ſie von mir geſtoßen. Ich habe mein Kind getödtet. Wenn einmal für mich die Furien ſchweigen, dann will ich befreit aufathmen. Nun aber jagen ſie mich und zertreten mich, und ich liege wehrlos da, unfähig, mich zu erheben, unfähig, mein Ohr zu verſchließen, meinen Schritt zu beflügeln.

Nora hat ſich gerächt, ſo furchtbar, indem ſie mich ruhig nach Paris ließ, im ſicheren Wiſſen von dem, was mir dort bevorſtand. Es hätte faſt das Leben gekoſtet; aber dann wäre ſie doch Siegerin geblieben und hätte alle armen Sünder zertreten!

Was mag ſie gedacht haben, während ich ausging, zu ſuchen? Nicht die kleinſte Unruhe hat ſie gezeigt.

Und als ich nach all' den vielen Stunden erſchöpft wiederkam und mich hinlegte, da hat ſie nichts gefragt. Sie iſt ein guter Chirurg, und ihre Hand zittert nicht bei tiefem Schneiden. Und ſie ſagt, ſie hat mich lieb! — Vielleicht? Vielleicht iſt das Liebe! Sie iſt in ihrem Recht. Sie hat ſich bis aufs Aeußerſte vertheidigt, und mit ihrer kleinen feſten Hand deutet ſie auf meinen Weg und ſagt: Hier iſt die Pflicht.

Ich habe ſie gebeten, mich hier viel allein zu laſſen. Sie liegt am Strande und lieſt gelehrte Bücher, und ich wandere meinen Gedanken nach, oder vielmehr, ich wandere vor ihnen her, und ſie jagen mich.

Etretat, den 26. Juli.

Hier iſt ein intereſſanter Kreis von faſt lauter Künſtlern, die dies ſtille, zurückgezogene Fleckchen ausgeſucht haben, um ſich auszuruhen. Meine Frau hat ſie bereits um ſich geſammelt, am Strande und bei Tiſch iſt ſie der Mittelpunkt aller Geſpräche, und Alle bewundern ihren männlichen Geiſt. Ich verhalte mich meiſt ſchweigend, aber das Zuhören gewährt mir eine Art von Beruhigung und Zerſtreuung. Dabei fällt es mir zuweilen ein, daß ich eigentlich auch zu ihnen gehöre, daß ich auch einmal ſchaffen konnte.

Den 7. Auguſt. Ich weiß nicht, wer ihnen verrathen hat, ich könne ſingen. Und da nöthigten ſie mich ans Clavier, das ſie heimlich von Paris haben kommen laſſen. Geſtern habe ich ihnen den ganzen Abend meine Lieder geſungen. Hernach legte ich mich an den Strand und weinte die ganze Nacht. Und das Meer ging und

kam wieder und hob und ſenkte ſeinen Buſen mit Schluchzen und Stöhnen und ſprach ſeine tiefe Sprache von aller Welt Leid und Sünde, von dem ewigen Vergehen. Und gegen Morgen ſchlief ich ein und ſchlief feſt, bis mir die Fluth die Füße leckte. O warum hat ſie mich nicht im Schlaf hinweggetragen, ſtatt mich grauſam zu wecken zum neuen, mühſeligen Tage!

„Wiſſen Sie, daß Sie ein Künſtler ſind?“ ſagte heute Einer der Geſellſchaft zu mir.

„Ich hätte es vielleicht werden können.“

„Sie werden es noch! nur arbeiten müſſen Sie!“

„Ich bin gar nicht ehrgeizig.“

„Deſto ſchlimmer für Sie! bleiben Sie dieſen Winter bei uns in Paris, und Sie ſollen berühmt werden!“

„Ich will wohl in Paris bleiben, aber nicht zum Schaffen; dazu habe ich die Geſundheit nicht mehr!“

Etretat, den 4. Auguſt.

Im Orient ſagt man: Wenn du ein großes Leiden haſt, ſo lege dich ans Waſſer. Das Waſſer nimmt es fort. Aber die ganze große See kann mein Leiden nicht leichter machen, das Unerträgliche meiner Lage nicht von meinen Schultern wälzen. Nora hat mich zerbrochen und weiß es; ſie aber, wie alle ſtarken Naturen, denkt: Lieber ſoll man zerbrechen, als an ſeiner Seele Schaden nehmen. Immer wieder muß ich die Stunden in Baden erleben. Ich dachte, Lavinia würde triumphiren, daß ich ihr nicht mehr widerſtehen konnte, und ſtatt deſſen ließ ſie ſich von mir zertreten und ging ganz ſtill hin und ſtarb

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

daran. Und Nora wußte, daß ſie todt war. Ich kann eine förmliche Furcht vor meiner Frau bekommen, wenn ich denke, daß ſie ſo grauſam ſein konnte und rachſüchtig! Und jetzt iſt ſie ſtets freundlich, dankt mir für die kleinſte Rückſichtnahme und übt ſonſt keine Art von Druck auf mich aus. Sie vermeidet es geſchickt, mit mir allein zu ſein, und frägt nie: „Wo warſt Du? warum warſt Du fort?“ auch wenn ich die Nächte auf dem Strande zubringe. Sie muß es doch wiſſen, ſie, die immer Alles weiß. Manchmal glaube ich, ich bin wahnſinnig; da höre ich allerhand Stimmen aus dem Meere heraufſchallen und ſehe Lavinia's Leiche auf den Wellen heranſchaukeln, aber nie bis zu mir.

Paris, den 20. December.

Nora lebt in den Gallerien und Vorleſungen, ſammelt Gelehrte um ſich und macht das Leben ſo reich und ſo heiter wie nur möglich. Ich kann ihr meine Bewunderung nicht verſagen. Ich bin oft auf dem Kirchhof, noch mehr in Lavinia's Atelier, das ich mir ganz eingerichtet. Das Ruhebett iſt das Meine, auf dem ſie ihr Leben verhaucht hat. Im Bett hat ſie nie gelegen, ſondern immer gemalt und gemalt. Heute kam mir der Einfall, mein Lager zu durchſuchen, und da fand ich einige Worte von ihrer Hand:

„Gott wird Erbarmen mit mir haben, meiner großen, großen Liebe halber! Ich habe ſein ſtolzes Herz nicht in den Staub ziehen wollen; er ſollte nicht erniedrigt werden, indem er Sünde that, und darum habe ich ihn verlaſſen. Gott! habe Erbarmen mit mir und laß mich

ein in Deinen Himmel! Ich habe auf Erden Fegefeuer und Hölle durchwandert und bin ſo müde! Wenn er kommt, mich zu ſuchen, dann will ich todt ſein, damit er ſchuldlos bleiben kann und an mich denken, ohne Reue, ohne einen Fluch auf den Lippen. Gott! laß es bald genug ſein! Bald iſt ſein Bild vollendet. Das wird er dann hier finden und wiſſen, daß ich Sein geblieben bin mit Leib und Seele. Gott! erlöſe ihn von Schuld und Reue! Schenke ihm Frieden!“ —

Es war, als wehte es mit Engelsflügeln um mich, als käme eine reine Hand und führte mich aus Nacht und Finſterniß empor, der himmliſchen Ruhe entgegen. Ich küßte das Blatt; ich kniete nieder vor ihrem Sterbelager und drückte meine Stirn hinein. Ich rief ſie leiſe und lange und dankte ihr ſo inbrünſtig! Ohne Groll und Bitterkeit iſt ſie gegangen, aus lauter Liebe, geläutert und verklärt durch lauter Liebe, zum Friedensengel war die beſtrickende Sirene geworden, durch lauter Liebe! —

Paris, den 4. Januar.

Nora hat mir einen Seſſel im Conſervatorium erobert. „Geh Du allein hin. Ich verderbe Dir den Genuß, weil ich zu unmuſikaliſch bin.“ Da kommt die Muſik um mich her und legt ſich tief in mein traurig Herz und hebt mich zu den Höhen empor, die man durch Kunſt und Liebe erreicht. Ich kann noch genießen, wenn ich auch nicht mehr ſchaffen kann.

Paris, den 6. Februar.

Ich habe einen Flügel im Atelier und leſe viel Partituren; es kommen auch Muſiker hin und ſingen

mir ihre Opern-Quartette vor. Abends haben wir immer Leute, oft einen sehr geistreichen Salon. Meine Frau ist glänzend, hält allen Männern Stand und trägt einen Sieg nach dem anderen davon. Die Menschen kommen gern zu uns. Nora und ich leben in Frieden neben einander hin; nie fällt ein unfreundliches Wort. Wir sind frei von Stürmen, wie von Zärtlichkeit. So ist unser Leben keine Lüge, und wir fühlen uns beide frei.

Biarritz, den 8. November.

Leider laufen wir beide beständig unserer Gesundheit nach, die wir nicht mehr erwischen können.

Hier ist ein Kloster für Büßerinnen. Einige davon haben, abseits vom großen Gebäude, Holzbaracken in die Sandwüste gebaut und wohnen dort in winzigen Zellen. Da gehen sie in weißen Wollengewändern mit Kapuzen, unter denen nicht der kleinste Theil des Gesichtes zu erkennen ist. Sie sprechen nie mehr ein Wort. Mir schlug plötzlich das Herz ganz wild im Gedanken, Lavinia könnte sich hier verborgen haben, ich könnte vor ihr stehen, und wir ahnten es nicht! Vielleicht hat sie mich nur glauben machen wollen, sie sei todt, und wandelt hier wie ein Schatten der Unterwelt büßend umher. Und ich stände vor ihr, ich selbst ein armer Büßender, der sein Leben und das zweier ihm anvertrauter Wesen zerstört und sein Kind gemordet hat! Und wir wären durch nichts getrennt, als durch das dünne Stück Zeug, das unsre Blicke hemmte. — Ich mußte mich schnell abkehren, von Schwindel ergriffen. Wenn ich es nicht neben Nora ertragen kann und zum Selbstmord mir

noch nicht das Recht fühle, dann kann ich Trappiſt werden. — Welche thörichten Gedanken jagen durch ein leidendes Gehirn! Meine hehre Lavinia würde doch keinen Augenblick vor dem Selbſtmord gezaudert haben, eher als ſich hier feige vor dem Leben zu verbergen! Sie, die im Dienſte der Kunſt, in dieſer Sandwüſte, in Schweigen und Nichtſchauen — o nein, nein! — Man räth mir, alle Winter im Süden zuzubringen. Gott weiß, was mir fehlt. Ich frage gar nicht darnach.

Sorrento, den 4. Februar.

Ich wollte durchaus hierher, und Nora war gleich bereit. Ich ſehe aber, ich habe mir mehr zugetraut, als ich leiſten kann. Die alte Unruhe will wieder erwachen. Meine kluge Frau ſchlägt Algier vor und eine ſchöne Rückreiſe durch Spanien. Sie behauptet, das Reiſen ganz gut vertragen zu können. Hermann wird uns begleiten.

Paris, den 24. Juni.

Algier und Spanien liegen hinter uns; mir iſt es wohler in der Nähe des theuern Grabes. Wir haben unſer Leben hier wieder aufgenommen. Ich merke aber, daß meine Kräfte ſchwinden. Es iſt faſt ein Wohlgefühl, wie große Ruhe und Müdigkeit, wie ein armer Wandervogel, dem die Flügel zerſchoſſen ſind und dem man ein weiches Neſt gemacht, damit er weniger traurig ſei. —

Hermann hat die Reiſe durch ſeine liebe Gegenwart zu einer Freude geſtaltet, wo ſonſt nur Qual geweſen

wäre. Er machte meiner geiſtreichen Frau eifrig den Hof, und ich konnte ſtill dem feinen Wortgeplänkel lauſchen. Er machte mir oft Vorwürfe, daß mich die Kinderloſigkeit ſo bedrückte; ſolch eine Frau ſei ſchon ein reines Glück; man brauche weiter keines! Und ich hörte ihn lächelnd an, wie ein Menſch, der allein einen Gletſcher beſteigt und dem Einer von unten zuſchreit, wohin er gehen ſoll. Nora hatte offenbar zuerſt Angſt, ich würde ihm etwas erzählen, und ließ uns nie allein. Bald aber beruhigte ſie ſich, ohne daß wir ein Wort gewechſelt hätten. Wir ſagen ja nie etwas Intimes, was nicht im Salon gehört werden könnte. Und ſo war dieſe Reiſe recht heiter. Hermann ſah mich einigemal ängſtlich an, ob ich nicht eiferſüchtig würde; aber auch er beruhigte ſich bald und war ſein liebenswürdigſtes Selbſt. Wer uns auf dieſer Reiſe geſehen, mußte uns für ſehr glücklich halten, bis auf meine erbärmliche Geſundheit, die ich mit mir ſchleppen mußte, und die mich ſchattenhaft macht, zum Ritter von der traurigen Geſtalt.

Haxtroden, den 24. Juli.

Die Streiche meiner Brüder haben uns genöthigt, auf kurze Zeit herzukommen, um die leidigen Dinge einigermaßen in Ordnung zu bringen. Meine Mutter war entſetzt als ſie mich wiederſah, und überhäufte Nora mit Vorwürfen, wie ſie mich in einen ſolchen Zuſtand habe fallen laſſen.

„Aber er hat ja ganz gebogene Schultern und graue Haare!“ rief meine Mutter. „Und die großen Augen! Aber Hans, um Gottes Willen! Und die eingefallenen

Schläfen! Und Dein Gang! Wo iſt Dein elaſtiſcher Gang geblieben? Du ſchleichſt ja herum wie eine arme Seele.“ Ich hörte, wie ſie zu meinem Bruder ſagte: „Wenn er nur nicht lächeln wollte! Das kann ich nicht ertragen, das Lächeln mit den troſtloſen Augen! Er grinſt vor Magerkeit, wenn er lächelt. Aber Eduard! Es iſt furchtbar! Muß er ſterben, mein armer Hans? Giebt es keine Aerzte, die ihn heilen können?“ — Die arme Mutter! Ich dachte nicht daran, wie verändert ich ſei, ſonſt hätte ich mich gar nicht vor ihr ſehen laſſen.

Den 27. Juli. O, nun die koſtbaren Nächte in meinem trauten alten Atelier! Ich ſpiele manchmal ſtundenlang bei offenem Fenſter und laſſe die balſamiſche Nachtluft hereinwehen, und dann ſtelle ich Lavinia's Bild auf den Flügel und die Photographie dazu, die ihre Verehrer von ihrer Leiche haben machen laſſen. Und dann ſpiele ich und ſpiele, bis eine Art Betäubung mich überfällt, und ich auf dem Divan in der Ecke einſchlafe. Das Bild der Leiche iſt ſo, wie ich ſie in Sorrento ſo oft geſehen nach jener Nacht, wo ich ſtundenlang neben ihr ſaß und ihren Athemzügen zuſah, ob ſie nicht plötzlich ſtille ſtehen würden; denn ſie gingen ſo leiſe, wie ein verwehender Hauch. „Du warſt ein Heiliger, Jannino!“ Und dann könnte ich von Neuem raſen und verzweifeln und werfe mich auf die Erde und halte meinen Kopf feſt, damit er nicht toll wird. O! nur nicht verrückt werden! Das wäre der letzte Grad der Verelendigung. Zum Geſunderhalten des Geiſtes muß der Wille doch noch ausreichen. Es darf nicht Nacht werden in mir, ſondern ich ſoll geläutert werden!

Haxtroden, den 6. Auguſt.

Nur noch wenige, unleidliche Tage hier, und dann wandern wir wieder hinaus. Trotz dem unſäglichen Verdruß, der mir hier bereitet wird, iſt es ein ſüßes Ruhegefühl, endlich einmal daheim zu ſein. Der Park, der Wald ſind ſo wundervoll und erſchauern im leiſen Winde mit demſelben Ton wie in meiner ſtürmenden brauſenden Jugendzeit, wo ſie mich zur Ruhe ſangen, dieſe uralten Bäume, und mir vorſäuſelten, ich ſei ein Genie, und ich werde Alles erreichen; ich brauche nur zu wollen. Es war mir ja Alles leicht; ich konnte gar nicht begreifen, wie man das Wort „Unmöglich" in den Mund nehmen dürfe. Es exiſtirte nicht für mich. Ja, leuchtend war der Morgen und das Schiff luſtig bewimpelt. Aber der Sturm war größer als meine Kraft. Ich bin geſcheitert und liege nun wie ein geſtrandetes Wrack im Hafen, unbrauchbar, bemitleidet, und die Menſchen haben ſchon faſt vergeſſen, daß ich ein großer Künſtler werden ſollte. In drei Tagen ziehen wir von hier fort und kehren lebend nicht wieder. Ueber meinem Sarge werden die Bäume rauſchen. Wenn es doch ſchon dieſes Herbſtes Blätter wären, die auf meinen Sarg niederrieſelten und mein Grab bedeckten! Aber ſo wird es mir nicht beſchieden. Meine Mutter macht Nora das Leben hier unerträglich. Es wird ihre Schuld ſein, daß ich aus der Heimath verbannt bleiben muß für immer. Ich darf Nora das nicht zumuthen. Sie hat kein Wort der Klage; aber ich ſehe, daß ſie es nicht ertragen kann. Sie ſoll nicht eine Stunde mehr leiden, durch meine Schuld. Ich werde ſogar von ihr lernen,

immer heiter zu ſein. Das iſt gar nicht ſo ſchwer, wie man denkt. Es iſt nur eine Gewohnheit, die man annehmen muß. Es iſt ebenſo leicht, heiter zu erſcheinen, als traurig; nicht einmal viel Willen gehört dazu, nur eine große Gleichgültigkeit, ein vollkommenes Losgelöſtſein von ſich und der Welt, eine Wunſch- und Hoffnungsloſigkeit wie im Grabe. Man bepflanzt ja auch Gräber mit Blumen, damit ſie heiter ausſehen. Mit dieſem feſten Entſchluß wandre ich, und es giebt jetzt Nichts und Niemand mehr, mich in Entſchlüſſen wankend zu machen! Mein Bruder fühlte ſich heute veranlaßt, mir eine melodramatiſche Scene aufzuführen, weil man ihn unter Curatel ſtellen muß. Ich hatte Luſt, laut aufzulachen. Es kam mir ſo unendlich komiſch vor. Er beſtürmte mich mit einer Fluth falſcher Leidenſchaft. Ich hörte ihn ſo kühl an, als wäre er ein rauſchender Fluß, der bei all ſeinem Lärm doch ohne Wärme bleibt. Ich zeichnete währenddem einen abgemagerten Clown, der einer noch magereren Seiltänzerin einen Groſchen reicht. Ihm iſt das Tricot zerriſſen, ihr die Schuhe geflickt, das Röckchen zum Lumpen geworden. Das Bildchen enthält viel Bitterkeit und Komik.

„Biſt Du jetzt fertig?“ ſagte ich endlich, ſo kühl, daß mich Eduard ſtarr anſah.

„Du hätteſt Dir das alles ſparen können, denn die Sache iſt nicht zu ändern, und Du kannſt eher einen Felſen bewegen als mich.“

„Aber Hans! was iſt aus Dir geworden?“

„Ich finde, daß ich ſehr geduldig geworden bin.“

„So geduldig wie ein Wegweiſer!“ rief Eduard außer ſich.

Seine Kinder durchtoben das Schloß, und Jedermann ſchmeichelt ihnen als den künftigen Herren. Meine Schwägerin ſagte heute:

„Ich muß ſagen, Nora, Du haſt Deinen Mann gut gezogen! Mit dem meinen kann ich weniger und weniger anfangen; der Deine ſcheint nur durch Dich zu athmen. Ich dachte gar nicht, daß er Dich lieb hätte. Aber Ihr ſeid das wunderbarſte Ehepaar. Er iſt ſo galant mit Dir wie ein Liebhaber, und Du biſt wie eine Königin. Wie haſt Du das nur gemacht?“

„Ich habe ihn ſtudirt und mich mit nichts Anderem beſchäftigt, als mit ihm und ſeinem Glück!“

„Muß man denn das ſtudiren?“

„Ich denke. Von ſelber hat man nichts in der Welt.“

Sie ſind alle ſo ſcheu mit uns, als könnten ſie uns nicht enträthſeln. Beſonders meine Ruhe und kalte Gelaſſenheit iſt ihnen ſo neu, daß ſie ſich gar nicht zurechtfinden können. Wie ſollte mich noch etwas auf der Welt erregen oder erſchüttern. Ja doch. Lavinia's Seſſel im Kloſter in Sorrento erpreßte mir noch einmal heiße Thränen. Er ſtand an der alten Stelle.

Paris, den 10. November.

Wenn man bei ſo armen Menſchen, wie wir es ſind, von Heldenthum ſprechen dürfte, ſo würde ich ſagen, wir ſind ſehr tapfer im gegenſeitigen Ertragen. Nora ſieht faſt heiter aus, und ich bemühe mich, ihrem Salon keine Schande zu machen. Ich habe jetzt oft unbeſchreib-

liches Heimweh; aber Nora will von Haxtroden nicht hören; sie behauptet, die Erinnerung nicht ertragen zu können. Sie hat aber nur Angst vor den Meinen, die ihr außerordentlich zuwider sind, und da ich ihr Leben zerstört habe, so fühle ich mir in keiner Weise das Recht, ihr irgend Etwas zuzumuthen, das ihrem behaglichen Scheinleben ein Ende macht. Diesen Winter wollen wir hier bleiben. Ich lebe viel im Atelier, dem einzigen Orte, wo ich ganz mein eigener Herr bin, wo ich mich auch niederlegen kann, wenn ich mich zu leidend fühle, ohne daß forschende Augen mich fragen. In der Stille arbeite ich auch wieder, habe allerhand gedichtet und componirt, auch Gedanken und Novellen angefangen und eine Art von Ruhe darin gefunden. Der starke Schaffensstrom ist unterbrochen und abgelenkt worden, aber manchmal stiehlt sich ein stilles Wasserbächlein durch Damm und Wehr und nimmt den Schmerz fort. Manchmal höre ich jetzt auf, zu fühlen, und verfalle einer wohlthuenden Gleichgültigkeit.

Haxtroden, den 12. September 18—
nach sieben Jahren.

Die Lampe brennt matter, und ich habe mich der Heimath wieder zugewendet, um hier zu sterben. Meine Mutter bewohnt einen Wittwensitz, den ich ihr eingerichtet, damit sie nicht Nora das Leben schwer macht, besonders wenn ich fort bin und Nora Haxtroden behalten soll. Ich habe meine Brüder anders abgefunden. Niemand soll es wissen, wie krank ich bin; denn ich will Niemanden sehen. Nora genügt mir. Sie

iſt von immer gleicher Heiterkeit, voll Leben und Intereſſen; ſie lieſt mir ſtundenlang vor, wenn ich im Atelier auf dem Divan liege. Gott! wie iſt Sterben ſo ſüß! Ich leide gar nicht mehr. Nur ſchwächer und ſchwächer fühle ich mich. Nora iſt meine treueſte Gefährtin, mir unentbehrlich. Ueber das Vergangene ſprechen wir nie mit einander, als hätte es nie etwas Schweres gegeben, als wären wir nie zerbrochen und vernichtet worden. Daß ich es mit dem Leben bezahle, iſt nicht mehr als billig; darüber murre ich auch nicht. Ich murre nur, daß ich nicht die Kraft gehabt, mich über mich ſelber zu erheben und in neuem Schaffen ein neuer Menſch zu werden.

Meine traurigen Verſuche laſſe ich meinem Freunde Hermann zurück; vielleicht macht es ihm Freude, — oder auch Schmerz, daß ich nicht mehr geworden. Ich habe aber das Garngebind meines Lebens am verkehrten Ende angefangen und habe mich durch ſeine Wirrſale hindurchgewunden bis zur Erſchöpfung. Ihr ſollt mich nicht beweinen. Mir iſt es wohl! Der Kampf iſt vorüber, das Leid tief, tief verſenkt; Ruhe und Ergebung wandeln durch dieſen Raum, in dem ich einſt bis zum Wahnſinn getobt habe. Meine Augen werden ſchwer, die Hand ſchwach, aber leidlos laſſ' ich mich hinabgleiten in die linde, geläuterte Ruhe.

Neun Tage.

Es geſchah mir vollkommen unerwartet. Ich ſaß an meinem kleinen Tiſch und zeichnete; der Frühling und die Sonne weckten mir immer die Farbengier und mit ihr die Luſt zum Malen. Da trat Alice in's Zimmer und ſagte in ihrer kurzen Art:

„Komm' mit mir, ich will noch einige Krüge kaufen, Du ſollſt mir wählen helfen!"

Ich ſchloß den Malkaſten und ſetzte meinen Hut auf. Keine Vorahnung, auch kein Augenblick des Zögerns!

„Zu Fuß?" fragte ich erſtaunt.

„Ja, zu Fuß, es läßt ſich heute gut gehen; ſo warme Sonne und ſo ſaubere Steine!"

„Wohin denn?"

„Denk' Dir, weit hinein in die Strada Crajowi! Da ſind die ſchönſten Töpferwaaren; ich brauche auch noch Teller für meine National-Ecke."

Ich lachte über dieſe neueſte Laune, eine Ecke ihres Saales mit rohen, rumäniſchen Thonwaaren zu zieren, und wir wanderten der Strada Carol zu. Es war

wirklich angenehme Luft, ich war des Gehens ſo ungewohnt, daß es mich in eine feſttägige Stimmung verſetzte. Außerdem kannte ich dieſe echten Bukareſter Straßen mit dem ihnen eigenen Handel und Wandel nur aus dem flüchtigen Durchfahren zum Pelzhändler, der in dieſer Gegend wohnt. Der Himmel hatte ein berückend Blau, und keine Wolke war auf ihm.

„Da iſt ja ſchon der Marktplatz mit den Hallen!“ rief ich.

„Ja wohl, aber wir müſſen einen kleinen Umweg machen; die Brücke iſt geſperrt wegen der Dimbowitza-Regulirung; wir gehen dann quer über den Marktplatz und biegen in die Strada Crajowi ein!“

So traten wir auf den Marktplatz. Der Markt war geſchloſſen und die lange Reihe der ſauber dunkelbraun geſtrichenen Verkaufsbuden leer. Das Pflaſter war rein gefegt, aber in der Nähe der bedeckten Hallen, wo die Fleiſcher gehauſt, war noch ein ſtarker Geruch zu ſpüren.

„Wir hätten lieber den andern Weg einſchlagen ſollen,“ meinte Alice, die gerade zufällig etwas vor mir ging. Es war uns nämlich ein Strom Arbeiter von den Erdwällen entgegengekommen, und wir mußten uns zwiſchen ihnen durchdrängen.

„Wegen dieſer braven Nachkommen Trajans?“ fragte ich, als ich am linken Arm ſo ſtark gepackt wurde, daß ich taumelte, und plötzlich einem großen, zottigen Hund in die Augen ſah. Was für Augen, großer Gott! Aus welcher Richtung er auf mich geſtürzt, ob er hinter den Buden hervorgeſprungen, weiß ich nicht. Ich weiß

nur, daß ich mich ſehr zuſammen nehmen mußte, um nicht aufzuſchreien, und daß mir durch den Kopf fuhr, was ich an demſelben Morgen in der Augsburger Allg. Zeitung über die tollen Wärwölfe geleſen. Aber ich ſchrie nicht, ich erwehrte mich nicht einmal des Thieres, vielleicht weil ein Uebermaß des Schrecks mich gelähmt hatte; ich fühlte kaum, daß es mich am linken Arm gebiſſen, ehe eine Hand mir über die Schulter griff und den Hund zurückſchleuderte. Die grauen, doppelt genähten Handſchuhe kannte ich doch? Sie mußten die meines Mannes ſein! Wie eigen, wie in einem Traume, daß er da war, als ich Hülfe brauchte! „Wie kommt er in dieſe Gegend?“ blitzte mir durch den Kopf.

„Er iſt toll, er iſt toll!“ hörte ich um mich rufen, und die Meiſten wichen entſetzt zurück; Einige ſtürzten dem Thiere nach, mein Mann aber ergriff meinen Arm dicht oberhalb der Bißwunde und ſagte: „Komm' ſchnell!“

Ich ließ mich einige Schritte weit führen, ehe mir Alice einfiel.

„Laſſ' ſie,“ entgegnete er, „Du haſt keine Zeit zu verlieren.“

Mir ſchwirrte Alles vor den Augen, und ich war wohl betäubt geweſen, daß ich jetzt erſt merkte, wie bleich ſein Geſicht, und daß ſeine Hand blutüberlaufen war. Ich machte ihn darauf aufmerkſam: „Es hat nichts zu bedeuten,“ meinte er, und damit traten wir in das Hospital ein, das unmittelbar hinter dem Marktplatz liegt. Ludwig öffnete eine Thür, und ich befand mich in einer Art Apotheke.

„Schnell hypermanganſaures Kali," rief er einem jungen Manne mit großen Brillengläſern zu. „Ich glaube zwar nicht an ſeine Wirkung, aber man muß Alles verſuchen," wandte er ſich zu mir. Jetzt fing ich plötzlich an zu verſtehen, und mir war, als heulte ein Sturmwind durch meine Ohren.

„War er wirklich toll?" fragte ich leiſe, und ein kalter Schauer kroch mir am Leibe empor. Meine Stimme klang heiſer und athemlos — war das ſchon eine Folge der Vergiftung? Ich mußte mich hinſetzen, denn ehe ich die Antwort hörte, ſchloſſen ſich meine Augen, und ich glaubte den Verſtand zu verlieren bei dem Alles überwältigenden Gedanken an mein Kind!

Ludwig hatte nicht geantwortet, er hatte etwas in die Wunde geträufelt, ſie geätzt — ich fühlte es nicht, ich fühlte nur die verzehrende Angſt um das Kind, die mir die Bruſt umſchnürte — jetzt legte er mir einen Verband an. Die Wunde war nicht groß. Dann ließ er ſich von dem kleinen Mann mit der Brille das Handgelenk verbinden, dankte ihm und reichte mir den Arm. Er ging ſchnell aus dem Krankenhaus, aber aus einer andern Thür als der, durch die wir eingetreten waren, ſah einmal nach der Uhr und winkte dann einem Kutſcher. Kaum waren wir abgefahren, als er wieder halten ließ und hinausſprang. Ich ſah ihm unter dem Schlag der Kutſche nach und erblickte Alice. Sie ſtand aufrecht in einem Wagen und ſchien noch nach uns auszuſchauen. Er lächelte freundlich, als er zu ihr herantrat; ich fühlte dies Lächeln bis tief in's Herz; ja, meine Eiferſucht würde erſt mit mir ſterben!

„Was in aller Welt war denn aus Ihnen geworden? Kaum hatte ich Sie erblickt, ſo verſchwanden Sie auch ſchon wieder mit Ihrer Frau!“ ſagte ſie mit ihrer harten, lauten Stimme.

„Anna bittet Sie ſehr um Verzeihung, ſie war ſehr erſchreckt; ich führte ſie in das Hospital, um ihr einen Schluck Waſſer zu geben.“

Ich lehnte mich jetzt zurück in die Ecke des Wagens.

„Der Hund war gewiß nicht toll!“ meinte Alice.

„Gewiß nicht,“ entgegnete mein Mann.

„Aber woher tauchten Sie denn ſo plötzlich auf? Hatten Sie mich geahnt?“

„Leider nicht! Ich mache um 4 Uhr immer meine Nachmittagsviſite im Hospital und gehe dann zu Fuß bis an die Brücke, wo mein Wagen ſteht!“

„Als ob ich das nicht gewußt hätte!“

„Doch ich will Sie nicht länger aufhalten!“

„Vielleicht komme ich heute Abend zu Anna!“

„Sehr willkommen, wie immer!“ Und damit ſaß er wiederum an meiner Seite.

„Du biſt wohl froh, daß ſie nicht gebiſſen worden iſt?“ fragte ich.

„Wahrſcheinlich!“ entgegnete er und nagte an ſeiner Lippe, die ſich zu einem bitteren Lächeln verzogen hatte.

Wir bogen von der Strada Carol in den Pod ein, als .... hatte ich es doch gefürchtet! Nie war ich durch dieſe Straße gefahren, ohne einem Leichenzuge zu begegnen! Freilich, es war ja auch der einzige Weg zum Kirchhof Belo hinaus. Mich erfaßte ein nervöſes Zittern,

als ich die Männer mit den ſchauerlichen ſchwarzen, goldbordirten Kleidern, mit den großen Kerzen in der Hand langſam ſich nähern ſah. Und doch ſchaute ich in den Leichenwagen hinein. Durch den Glasdeckel erblickte ich eine junge Frau mit braunem Haar, und von der Erſchütterung auf dem unebenen Pflaſter war ihr der Kopf auf die rechte Seite gefallen. Ich hätte aufſchreien mögen: „Ich will nicht ſterben!“ Und doch — in einigen Tagen würde ich ſo durch dieſe Straßen gefahren werden, aber das Kind mir im Arm! Ohne das Kind ginge ich nicht aus dem Leben! Ach, wenn der Wagen doch ſchneller führe, daß ich zu ihm gelangen könnte! Ich erfaßte den Arm meines Gatten und drückte ihn krampfhaft. Er nahm meine Hand in die ſeine und ſtreichelte ſie ſchweigend.

„Mußt Du auch ſterben?“ fragte ich wie wild.

„Gott ſei Dank,“ ſagte er ruhig. Ich entzog ihm die Hand. Er trennte ſich natürlich gern, die liebkoſende Bewegung eben war die eines Arztes zu einer Kranken geweſen; wir haſſen uns ja; ſollte der Zufall, daß der Tod, dem wir ſtets entgegen gingen, uns näher gerückt ſei, das plötzlich geändert haben?

Da hielten wir ſchon vor unſerem Hauſe. Ludwig half mir beim Ausſteigen, wandte ſich dann aber wieder dem Wagen zu.

„Du kommſt nicht mit hinauf?“ fragte ich.

„Mich erwartet ein Kranker an der Barriere ſeit einer halben Stunde.“ Damit fuhr er fort. Ich bewunderte ihn einen Augenblick, als ich dem Wagen nachſah: er erfüllte ruhig ſeine Pflicht weiter, er dachte an

Andere. Aber wieder ſtieg mir der bittere Gedanke auf: „wir ſind ihm ja gleichgültig!“

Dem Diener, der mir die Thür geöffnet, rief ich: „ein Glas Waſſer“, zu und eilte nun die Treppen hinauf.

„Mein Junge, mein ſüßer Junge!“

Er kam mir entgegen geſprungen, legte ſeine Arme um meinen Hals und fragte, wie ich vor ihm niederkniete: „Wo warſt Du?“

Ich antwortete nicht; ich preßte ihn an mich. O, welche Erleichterung gab mir die Berührung ſeines kleinen Körpers; ja, jetzt könnte ich ſogar ſterben. Aber mir ſtürzten doch die Thränen aus den Augen, während er wiederholte:

„Wo warſt Du?“

„Bei Papa, im Hospital!“

„Bei den Kranken?“ fragte er erſtaunt.

„Ja, und ich habe auch einen Leichenzug geſehen!“

Ein Leichenzug! Der iſt meinem Kleinen immer ſo merkwürdig ſchön erſchienen, wegen des entſetzlichen Leichenpomps.

Janku brachte das Glas Waſſer. Noch war ich nicht waſſerſcheu, das wußte ich, ich konnte es noch gar nicht ſein. Und doch war ich nicht im Stande, es zu trinken, ſondern ließ es wieder forttragen.

Wie viel Zeit mochte ich noch haben? Ich ſpürte ein heftiges Brennen in der Bißwunde; mir fiel ein, daß ich ſchon lange dieſe nervöſe Unruhe gefühlt, aber immer geglaubt hatte, es wäre nur die Sehnſucht nach meinem Sohn. War dies ſchon ein Beginn der Wuth?

Niemeyer's Handbuch hatte mich ſo oft in des Kindes Krankheiten beruhigt; ich nahm darum meinen Kleinen an der Hand und holte es aus meines Mannes Bibliothek. Fürchtete ich mich denn etwa vor dem Tode? Ich ſah im Geiſt die junge Frau unter dem Glasdeckel und den Kopf, der von den harten Steinen hin und her geſtoßen wurde. Hatte ich nicht immer gewußt, was am Ende des Lebens war? Hatte ich mir nicht oft den Tod gewünſcht und mir die braunen Haare, die mir an der Todten ſo rührend erſchienen waren, darum gerauft, daß ich leben mußte? Aber das Kind, ſagte ich mir, das Kind! Er mußte mit mir hinüber in die andre Welt, der blondlockige Knabe, denn was ſollte aus ihm werden, wenn ſeine beiden Eltern geſtorben?

Neun Tage, neun geſunde Lebenstage hatte ich im ſchlimmſten Falle, und die Wunde würde zuerſt ſchnell heilen, dann aber die erſten Spuren der Krankheit zeigen, ſo las ich. Neun Tage! Ich ſprang auf; mir war, als ſei mir das Leben neu geſchenkt; neun Tage! das war ja eine Ewigkeit. Ich wollte alles Glück des Erdenlebens noch einmal durchkoſten und dann mir freiwillig den Tod geben, — das würde Ludwig mir erleichtern. Das Kind nahm ich wieder auf den Schoß, — da war ja das größte Glück, und — vielleicht war der Hund nicht toll geweſen? War's die Hoffnung, die mich plötzlich umgeſtaltete?

„Du haſt lange nicht mit mir geſpielt!" ſagte der Kleine.

„Dann wollen wir ſpielen! Was?" — „Cirkus!" entſchied er.

Ich nahm Platz auf ſeinem Sofa. Er bildete einen Kreis von Stühlen und führte ſein Schaukelpferd in deſſen Mitte. Dann ſetzte er ſich einen hohen Hut ſeines Vaters auf, ritt herum und machte Kunſtſtücke. Ich mußte Beifall dazu klatſchen. Darauf trat er als Clown ein, mit bunten Bändern an den Ohren und Schellen um das ſchmale Handgelenk. Im Zimmer wurde es dämmrig, und durch das Fenſter ſah ich, daß draußen die Gaslaternen angezündet wurden. Mir beklemmte wieder eine große Angſt das Herz, und ſie nahm mit der Abenddämmerung zu. Dies Kind, dies ſtrahlende Kind wollte ich zum Tode verdammen! Aber war der Gedanke leichter, daß er ſeinen Cirkus ſpielen ſollte und Niemand ihm zuſehen, Niemand ſich an ſeinem Liebreiz erfreuen? Eins von Beiden würde geſchehen, und ich durfte nicht ſchreien, ich mußte ſtill ſitzen, ich war kein wildes Thier, das ſeinen Schmerz hinaus in die Lüfte brüllen darf, ich war ein Menſch, ein vernünftiges, geſittetes Weſen, das lange an das Nichtſein denken gelernt! Aber ich war doch auch Fleiſch und Blut, das der Verweſung anheimfallen ſollte! Ich ſchauerte zuſammen, wie ich auf meine Hand ſah, — ſie würde vermodern. Wohin, wohin fliehen, um dem Entſetzen zu entgehen? Aber ich wollte ja die neun Lebenstage genießen! Wie genießen, wie, mit dem Ende vor Augen? Aber wir haben immer alle das Ende vor Augen und leben doch ſorglos!

„Licht, Licht," rief ich und ſprang wieder auf. Das war eine der Segnungen des Lebens, das Licht. „Steck' den großen Kronleuchter im Saal an!"

„Kommt Beſuch?“ fragte der Kleine. Mir war dies Wort wie ein bittrer Vorwurf; er war aber verdient. Für Fremde, für Beſuch hatte ich ſonſt immer die vielen Kerzen anzünden laſſen, für ihn und mich nicht, und wir hatten doch beide das Licht ſo gern!

Mein Mann kam zurück. Ein wenig müder als gewöhnlich; es war auch ſpäter.

„Das Kind hätte vor uns eſſen müſſen,“ ſagte er. Es war, als ſei nichts Beſonderes geſchehen, und wir gingen zu Tiſch. Auch ich war jetzt ruhig und kalt. Jahre waren vergangen ſeit den Zeiten, wo wir beide innig mit einander lebten; die alte Gewohnheit war noch ſtärker als die neue Lage der Dinge. Jetzt könnten wir uns ja trennen; Jeder könnte für den Reſt des Seins noch ſeiner Wege gehen; es gab keine Zukunft mehr, für die wir unſere Würde zu bewahren hätten, auch nicht die leiſe Hoffnung, daß die gemeinſame Liebe zum Kinde den Abgrund zwiſchen uns allmählich überbrücken würde.

„Das Thier iſt feſtgenommen worden,“ ſagte Ludwig, „leider aber auch getödtet!“

„Warum leider?“

„Weil nun nicht mehr mit Sicherheit nachzuweiſen iſt, ob er toll war. Aber ich zweifle keinen Augenblick daran!“

„Ich auch nicht!“ und dabei warf ich wieder den unvernünftigen Blick auf das Waſſer. Daß die Waſſerſcheu als ſolche ein Ammenmärchen ſei, hatte ich vorhin geleſen, aber es hatte nichts genutzt.

„Du ſollteſt etwas genießen,“ begann Ludwig von Neuem.

„Ich kann nicht, ich bin zu ſehr erregt. Wozu auch noch eſſen!“

Er ſtreifte mich mit dem Blick. Wir hatten uns lange abgewöhnt, einander voll anzuſehen; mir ſchien, als ſei ſein Blick bemitleidend, verächtlich.

„Dir iſt es natürlich gleichgültig?“ fragte ich.

„Mir iſt es lieb; ich ſehne mich ſchon lange nach Ruhe, es iſt eine wohlthuende Löſung.“

Für den Reſt des Mahls ſchwieg er; ich tauſchte nur kleine Scherzreden mit dem ahnungsloſen Kinde aus.

Gleich nachher ſchickte Ludwig ſich wieder an fortzugehen.

„Ich hätte gern mit Dir geſprochen,“ ſagte ich mit leiſer Bitterkeit.

„In einer Stunde bin ich zurück.“ Dann brachte ich den Kleinen zur Ruh; er bat, ich möchte mich mit ihm hinlegen. Mir war ſchon der Gedanke, ſtill zu liegen, ſchwer, aber ich wollte ihm zu Willen ſein und warf mich darum dicht neben ihn auf mein Bett. Ich durfte mich nicht rühren, damit er einſchliefe. Die Ampel brannte bläulich, die Augen hatte ich ihm zu Liebe geſchloſſen — und ſo ſchlief ich ein. Nicht auf lange Zeit. Als ich wieder zu mir kam, dachte ich zuerſt, es wäre Alles ein böſer Traum; bald war ich aber wieder klar. Ich ſah nach der weißen Uhr an meinem Bett: der Zeiger wies auf elf. Alſo es war immer noch der erſte Tag. Leiſe kroch ich vom Bett herunter und ſchlich aus dem Zimmer. Nebenan war es dunkel, auch im Saal war der Kronleuchter ausgelöſcht, über den Treppenflur hinüber ſah ich aber, daß in meines Mannes Zimmer

Licht brannte. Die Thüren waren wie immer geöffnet; ich konnte ihn genau beobachten und blieb an den Thürpfoſten gelehnt im Dunklen ſtehen. Er trat nahe an die Lampe heran und unterſuchte ſeine Wunde, dann bedeckte er ſie wieder und ging im Zimmer auf und ab. Nach einer Weile ſetzte er ſich nieder und begann zu ſchreiben. Ich war im Begriff einzutreten, um zu ſehen, an wen, als ich eine kleine, offene Reiſetaſche an der Erde erblickte. Er wollte alſo fort. Vielleicht mit ihr, mit der Frau, die mein Eheglück vernichtet! Mir war, als würde ich wahnſinnig, und ich ſtürzte auf ihn zu. Er wechſelte die Farbe, als ich ſo plötzlich vor ihm ſtand.

„Wohin willſt Du, wohin und weshalb? — Weil ich ſterbe?"

„Weil ich Dich nicht ſterben ſehen kann!" entgegnete er wie herausfordernd.

Ich ergriff das Blatt, auf das er die Feder hatte fallen laſſen. Es war augenſcheinlich an mich: „Bis zum folgenden Sonntage biſt Du ſicher, dann nimm von dieſen Tropfen. Es iſt Cyankali, wirkt ſchmerzlos und augenblicklich. Deinem Bruder ſchreibe ich, er wird in drei Tagen hier ſein" . . . .

„Das will ich nicht! Ich will Keinen ſehen, Keiner ſoll es wiſſen, Keiner auch nur ahnen," rief ich, als ich ſo weit geleſen hatte.

„Das fühle ich Dir nach, Anna," ſagte er, „wozu ſich den Abſchied ſchwer machen, aber" . . . . er ſtand auf. War ſeine Ruhe eine geſpielte? — „wozu eigentlich davon ſprechen? aber, ich kann nicht hier bleiben."

„Du haſt andere Pflichten?" fragte ich mißtrauiſch.

„Wahrſcheinlich," entgegnete er wieder höhnend, „doch wir haben Wichtigeres zu beſprechen: das Kind. Unſer Teſtament iſt längſt gemacht . . . ."

„Das Kind," unterbrach ich, „kommt mit mir!"

„Anna," rief er entſetzt, „das wäre ein Verbrechen!"

Jetzt war ich ruhig.

„Ludwig, das beſte Leben — und unſres elternloſen Kindes Leben wird nicht das beſte ſein — iſt nicht werth, daß es gelebt wird! Einmal ſterben muß er doch, es iſt entſetzlich, aber da das iſt, will und kann ich mich nicht von ihm trennen!"

„Und hätteſt Du lieber nicht gelebt?"

„O, weit lieber nicht! Denke an die Qualen, denke an das Herzeleid, das ich allein um Dich erduldet!"

„So ſtirbſt Du gern?"

„Ich habe Angſt davor, Ludwig, weißt Du, phyſiſch-ſchaurige Angſt! Und dann die Trennung vom Kinde!"

Ihn hatte ich nicht genannt. Hatte er es erwartet, weil er wieder ſo bitter mit den Mundwinkeln zuckte?

„Das Kind muß am Leben bleiben, Anna, ſei verſtändig; ſo lichtlos iſt das Sein nicht; ich möchte es zwar nicht noch einmal durchmachen — aber mein Sohn ſoll nicht gemordet werden."

„Dein Sohn!! Mein iſt das Kind, einzig mein, wodurch haſt Du ihn verdient?"

Er war weiß vor Zorn; jetzt wußte ich, daß er ſprechen würde, wie es ihm um's Herz war; das hatte ich inſtinctiv gewollt. Doch nein, er that es nicht, er ging ein paar Mal auf und ab und ſagte dann:

„In acht Tagen ſind wir beide todt, da lohnt es

ſich nicht der Mühe! Eins aber weiß ich, Anna, wenn unſere Leiden abgewogen werden könnten! — ich habe mehr gelitten als Du. Darüber ſprechen kann ich aber nicht, es iſt nicht meine Art. Doch ich bleibe jetzt hier; Frau iſt eben immer Frau, ich brauche meine eigene Schwäche nicht mehr zu fürchten. Gute Nacht!"

„Ich danke Dir, daß Du bleibſt!"

„Du haſt Dir ſelbſt zu danken."

Dabei ging ich aus dem Zimmer, ging zurück und ſetzte mich an's Bett des Kindes. Ich wollte nicht ſchlafen, bald würde ich ja ewig ſchlafen; auch brannte mir die Scham im Herzen, weil ich nicht gütig geweſen war. Warum hatte ich ihm nicht geſagt: „Gehe zu ihr, die Du lieb haſt; ich gönne Dir und ihr alles Glück; dem Tode gegenüber giebt es keine geſellſchaftlichen Rückſichten!" Und außerdem, hatte er mir nicht mehr Liebloſigkeit vorzuwerfen als ich ihm? Gethan hatte ich zwar nichts, nein, gethan nicht, aber gedacht! Weit Schlimmeres als er! Das hatte ich mir lange vor dieſer grauenhaft ſtillen Nacht unter dem ſchläfrigen Ampellicht geſagt. Aber wenn ich ihn dann wiedergeſehen, ſo kühl und gleichgültig-ſelbſtbewußt, ſo ſchön wie er war — dann hatte ich nur Bitterkeit im Munde geſpürt und es nie ausſprechen können. Nie hatte ich ihm ſeit jener Untreue ein liebes Wort geſagt, nie ſein arbeitsvolles Leben erhellt. Ich hatte mir Glück und Lebensluſt aus Anderen geſogen, zuerſt nur ihm zum Trotz, ſpäter, weil es mir gefiel. Ja, ſie hatten mir alle gefallen, die mich mit ihrer Aufmerkſamkeit umgaben, beſonders der Hauptmann am vorigen Oſterfeſt! Aber jetzt kam der Tod, und ſie waren alle ſo ganz gelöſcht

aus meiner Erinnerung, als hätte ich ſie nie geſehen. Nur er lebte noch in mir und das Kind — und die Angſt! Würde ich jetzt die Kraft haben, zu ihm zu gehen und zu ſagen: ich habe Dich immer geliebt, ich habe Dir lange die Untreue verziehen, die keine war, weil ſie nur der ſinnverwirrten Leidenſchaft entſprang, eigentlich habe ich ſie auf dem Gewiſſen: Du warſt ein heißer Mann, und ich war Dir keine Frau! Aber er würde glauben, es ſei Entſetzen vor dem Tode, das mich in ſeine Arme triebe. Mir zuckten alle Gedanken irr durch den Kopf — ruhig ſchlief das Kind. O, kleine Menſchenblume neben mir, Du darfſt nicht erblühen; Deine Mutter weiß, welches Gift ſich in Deinem Kelche mit der Blüthe erſchließt, und es jammert ſie zu ſehr. Wenn Deine Augen den Duft des Kindes, der ſie verſchleiert, abgeſtreift, dann biſt Du nicht mehr Du, und ich will, daß Du es bleibſt! — Der Frühlingswind ſchlug an die Holzlatten vor dem Fenſter und bewegte die Klingel unter ihm. Oder war es nicht der Wind? Es klang wie eine Meßglocke, und als würden wir ſchon begraben. Nein, nur nicht begraben werden! Nur nicht unter die Erde! Ich ſtand auf, ich konnte das Halbdunkel nicht mehr ertragen und zündete ein Licht an. War es etwa die Hausthür geweſen, an der man geklingelt? War jemand gekommen, oder war Ludwig gegangen? Wieder ſtürzte ich hinüber zu ihm.

Er lag angezogen auf ſeinem Bett.

„Mir iſt ſo angſt, Ludwig, ach Gott, ſo angſt! Iſt das ein erſtes Zeichen der Krankheit?“ ſtieß ich hervor.

Er richtete ſich auf.

„Nein Anna, die Angſt können wir noch nicht haben, wir ſind noch geſund.“

„Ludwig, da es doch nicht zum Aeußerſten kommen darf, wollte ich, wir endeten es ſchneller! Ach, hätte ich Deine Ruhe!“

„Die kann ich Dir leider nicht geben. Ich bin froh zu ſterben; ich ſchleppte die tägliche Arbeit als eine Laſt, denn meine Freude war lange erſtorben.“

„Wodurch?“

„Du weißt es!“

Ich wußte es. Beim letzten hellen Aufflackern meines Lebenslichts hatte ich es erkannt.

„Es war Alles ein großer Irrthum,“ ſagte ich leiſe und reichte ihm die Hand.

Jetzt war ſie plötzlich da, die lang erſehnte Stunde, ganz natürlich, ganz von ſelbſt; es war Alles klar zwiſchen uns. Ein paar Worte hatten das bewirkt, aber ich empfand keine Freudigkeit. Mir that der Athem, den ich holte, weh.

„Ich hing ja nie am Leben,“ ſtöhnte ich laut, „woher die Feigheit, dies furchtbare Grauen?“

„Du liebſt mich eben nicht,“ ſagte er traurig; „Liebe kennt keinen Tod.“

Ich nahm die Hände vom Geſicht und ſah ihn verwundert an. Das Herz lag mir ſchwer in der Bruſt, ich fühlte ſein Zucken, die Thränen rannen mir aus den Augen:

„Kannſt Du mich lehren gern zu ſterben? Kannſt Du mir den Stachel des Todes nehmen?“

„Ich will's verſuchen! Jetzt gebe ich Dir aber erſt ein Schlafmittel, damit Du zur Ruhe kommſt."

Ich hatte immer viel geſprochen; oft hatte ich Dinge nur deshalb gern erlebt, um über ſie reden zu können, — jetzt hätte ich lieber genickt, als daß ich nur ein Ja ſagte. Menſchen waren mir immer lieb geweſen; am Tage nach dem Unglück, wenn ich an's Fenſter trat, ſchauderte ich förmlich zurück vor Vorübergehenden. „Es iſt die Krankheit," ſagte ich mir beſorgt. Als ich nun aber den Hofhund erblickte, wurde mir ganz übel. „Sie iſt ſchon da, ſie iſt ſchon da," jammerte ich in mir; „durch Erregungen wird ihr Ausbruch beſchleunigt; ſo ſteht's geſchrieben; ich habe mich überregt, ich werde morgen ſchon mein eigenes Kind beißen."

Dabei ſchämte ich mich meiner Kleinmuth! Ich erkannte mich ſelbſt nicht.

Meinen Knaben hatte ich auf den Schoß genommen; er ſah Bilder an, meiſtens ſtillſchweigend; ich hatte den brennenden Kopf in das Sopha zurückgelegt, als Ludwig eintrat. Er war in der Frühe fortgefahren. Ich hatte es kaum beachtet; ich hätte nicht einmal mehr bitter gegen ihn fühlen können, ich war ganz apathiſch.

„Jetzt gehöre ich ausſchließlich Dir an!" ſagte er mit friſcher, muntrer Stimme. „Alles iſt erledigt, heut Abend reiſen wir ab!"

„Reiſen?" fragte ich erſtaunt.

„Natürlich, wir wollen ja die Zeit benutzen! Sagteſt Du nicht ſelbſt in der Nacht, Du möchteſt das ganze Leben noch einmal auskoſten?"

„Geſtern, ja geſtern! Heut kann ich nicht mehr! Das Gift hat ſchon gewirkt, mich erſtickt die Angſt.“

„Laß' mich nur machen, hab' Vertrauen zu mir!“

„Und in der Fremde ſterben? — Aber mit dem Kind natürlich?“ ſetzte ich lebhafter hinzu.

„Du ſollſt am letzten Tage ſelbſt entſcheiden,“ entgegnete er leiſer, „jetzt komm, unten wartet der Wagen; ſieh Dir die Ebene noch einmal an.“

Welch ein Kind in dem Manne ſteckte! Ich ſah ihm verwundert zu. Unſer Junge ſaß zwiſchen uns, und Ludwig ſcherzte. Er konnte dem Augenblick leben, — ich nicht, mich ließ das ſchwere Herz nicht; es zerrte mich, förmlich phyſiſch, ſtets wieder auf den Einen Gedanken.

„Frauen ſind doch keine Philoſophen!“ neckte mich Ludwig.

Und doch that mir der Oſtwind wohl, der uns peitſchte, und das erſte, friſche Grün erweckte einen leiſen Nachklang meiner früheren Farbengier. Aber was war meine Freude gegen die ſeine!

„Mußt Du wirklich auch ſterben? Biſt nicht wenigſtens Du zu retten?“ fragte ich ihn. Da ſeine Wunde kleiner war als die meine, und er dicht nach mir gebiſſen, ſchien mir plötzlich, als brauche er nicht auch angeſteckt zu ſein. Ach, und welche Erleichterung wäre das! Dann bliebe er zurück, als Hüter meines Kleinen.

„Wäre ich ſo glücklich, wenn ich deſſen nicht ſicher wäre? Es dauert nicht mehr lange! Heute Abend reiſe ich mit Dir in die weite Welt, acht Tage biſt Du ausſchließlich mein — hat mir das Leben das je gegeben?“

Es war etwas Ansteckendes um seine Freude, mir wurde auch ein wenig leichter zu Sinn.

Oft war ich hier draußen auf der Chaussee gerollt, am liebsten stets, wenn sie einsam war. Grau und violett, grün, braun verbrannt und mit dem weißen Schnee bedeckt kannte ich sie, und immer hatte sie mich melancholisch angesprochen. Wie Viele sollte sie noch nach mir erfreuen? War das ein Trost? Wie oft würde sie noch ihre Farben ändern im ewigen Werden?

„Du mußt nichts Trauriges denken," unterbrach mich mein Mann, „nicht die schöne Zeit verlieren!"

„Ach, hätte ich nur die Kraft," dachte ich, „mich mit ihm zu beschäftigen!"

„Wollen wir acht Tage lang nicht vom Tode sprechen?" fragte Ludwig.

„Wenn ich es kann! Es ist nicht der Tod, es ist das Begrabenwerden! Ach, Liebster, laß' es im Meer sein, weit draußen, von wo die Wellen nie eine Spur an's Ufer tragen! Wir fahren in der Barke hinaus, dort gibst Du es uns — aus dem kleinen, schwarzen Fläschchen — bitte, so lass' es sein! Oder auf hohem Berge, in einem Gletscherspalt! Weißt Du, wie leicht das Sterben auf den Bergen ist? Vor Jahren, als ich ganz jung war, da habe ich es schon gespürt!"

„Am leichtesten ist das Sterben, wenn man liebt," entgegnete er lächelnd. „Dicht vor dem Tode darf man exaltirt sein; unser Schicksal hat uns aus der Norm der Menschheit herausgerissen, drum darf ich sagen, was ich fühle."

Als wir zu Hause anlangten, war Alice da ge-

weſen und hatte ſich nach uns erkundigt. Ich ſah Ludwig wieder mißtrauiſch an: „Thut es Dir leid, ſie nicht geſehen zu haben?“

Er antwortete nicht, aber es hatte ihm weh gethan, darum folgte ich ihm, als er aus dem Zimmer ging.

„Ich weiß ja nicht, was ich thue, was ich ſage, Ludwig! Ich kann nicht mehr, es iſt Alles irr und wirr in mir, ſiehſt Du, die Angſt! Du lehrſt mich keine Ruhe! Nicht daß ich etwas wiſſen will über Alice und Dich, ich ſterbe ja doch, mir iſt Alles gleichgültig — ich kann nicht mehr.“

Wie traurig er mich anſah! In ſeinem Blick lag nur Mitleid, und doch fühlte ich, daß er mich verachten müſſe. Oder wußte er etwa, daß es ſchon die Krankheit war, deren Ausbruch ich unaufhörlich beſchleunigte? Ich verachtete mich ſelbſt. Wie anders hatte ich mir vorgeſtellt, daß ich dem Tode in's Antlitz ſehen würde, ich, die immer geglaubt, einem Heldengeſchlecht anzugehören, geiſtig und leiblich! War ich denn nicht im Stande, die Zukunft zu vergeſſen? Könnte nicht einmal die Rückſicht auf Ludwig mich bewegen, ruhig zu ſein? War ich ſo feige? Ich warf mir Egoismus vor, aber nichts half mir, mein Zuſtand blieb derſelbe. Immer raſcher mußte ich Athem holen, und doch wurde mir immer bedrückter. Nur wenn ich das Kind auf den Knieen hielt, meinen Kopf in ſeine Locken drückte und weinte, wurde mir beſſer.

„Wir wollen wirklich fort?“ fragte ich Ludwig ſcheu.

„Natürlich, die alte Margiola, des Kleinen Wärterin, nehmen wir mit, weil wir uns auf ſie verlaſſen

können — für den Heimweg. Sie hat den Weg oft gemacht."

Hatte ich mich einmal ruhig hingesetzt, sprang ich wieder auf: „Die Zeit vergeht, die Zeit vergeht, und ich will sie ausnutzen, will sie genießen und thue es nicht! Sie ist uns ja unwiederbringlich verloren, fühlst Du es nicht — verloren!"

„Komm, Anna, ich lese Dir etwas vor, wie in der lieben jungen Zeit! Ich habe fast vergessen, wie es war! Sechs Jahre sind seitdem vergangen, weißt Du? Es waren unsere schönsten Stunden."

„Nein, ich kann nicht zuhören, das ist nichts Lebendes, das Lesen; das sind Bilder meiner eigenen Phantasie; ich will sehen, fassen, hören! Musik, ach Musik, komm lieber an's Klavier!"

Er willfahrte mir; wir spielten Beethoven's C-moll-Symphonie vierhändig, aber ich brach ab im Adagio, lehnte meinen Kopf an seine Schulter und sagte: „Ich kann nicht."

Endlich kam der Abend. Das müde Kind war eingeschlafen, und so trug man es in's Coupee. Es war spät. Gegen 11 Uhr erst verläßt der Zug den Bahnhof. Wie immer trafen wir Bekannte auf dem Perron.

„Wohin, wohin so plötzlich?"

„Meine Frau hat eine beunruhigende Nachricht von Verwandten bekommen," sagte Ludwig. „Ich bringe sie bis Wien."

Ich war ganz still, wie betäubt, sonst wäre ich am Ende nicht eingestiegen; nur als der Zug sich in Be-

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

wegung ſetzte, ſchrie ich auf: „Nun iſt es vorbei! Wir ſind wirklich fort! Nie wieder, nein, nie wieder ſehe ich mein Haus!“

Ludwig nahm meine beiden Hände feſt in die ſeinen. „Welche Engelsgeduld Du mit mir haſt,“ ſagte ich, aber es war immer dasſelbe.

Der Zug brauſte vorwärts; die Wagen wurden arg geſchüttelt. Ich lag ausgeſtreckt und konnte die Augen nicht ſchließen. Ludwig ſaß mir ſchweigend gegenüber. Neben ihm lag das Kind; die Wärterin war in einem anderen Gemach des Schlafwagens.

„Warum fahren wir eigentlich über die Moldau?“ fragte ich; mir fiel es jetzt erſt auf.

Er antwortete nicht. „Am Ende iſt er ſchon todt,“ dachte ich plötzlich; ich dachte jeden Augenblick Alles und Nichts, drum richtete ich mich auf und ergriff haſtig ſeine Hand. Ich weckte ihn aus tiefen Gedanken; er ſetzte ſich nun zu mir.

„Ich dachte darüber nach,“ begann er, „ob ich es Dir ſagen ſollte. Für Naturen Deiner Art iſt der Zweifel das Schlimmſte. Die Sicherheit erträgſt Du eher. Wie damals, weißt Du? Du hatteſt Zweifel über mich und meinteſt, die Sicherheit ſei leichter zu verwinden. Und als ich Dir ſagte: ja, ich liebe eine Andere, da warſt Du wirklich beruhigter, nicht wahr?“

Verhöhnte er mich? Ich ſchaute ihn prüfend an. Nein, er hatte ein ernſtes, trauriges Geſicht und ſprach ſehr ruhig weiter: „Darum habe ich Dir auch jetzt die Gewißheit geſagt anſtatt des Zweifels — der Hund iſt nämlich noch immer nicht todt; er wird beobachtet, und

vielleicht finden wir in Wien die Nachricht, daß er gesund war!"

„Ludwig, iſt das möglich?"

„Du könnteſt nun fragen," fuhr er fort, „warum ich Dich unnöthig gequält — aber ich glaubte Dich nicht zu quälen, Du wünſchteſt Dir ja ſtets den Tod, und außerdem — ich kann es Dir nicht verſchweigen — mir ſchien das Thier toll!"

„Wäre es möglich, Ludwig? Ich kann an ſolch ein Glück nicht glauben!" Und ich warf mich an ſeinen Hals. „Ich möchte das Kind wecken, um es ihm zu ſagen, in alle Winde möchte ich es ſchreien!"

„Alſo iſt das Leben doch nicht ſchrecklich?"

Ach, es war doch nicht ſo ſehr der Tod wie das Begrabenwerden und die entſetzliche Art des Todes — und dann — „Du haſt mich ja wieder lieb, und das Leben iſt wunderſchön mit Dir."

Noch einmal ſah ich ihn prüfend an, es war doch keine Verſuchung? Nein, nichts regte ſich in ſeinem Geſicht.

„Du haſt mich wohl für ſehr feige gehalten?" fragte ich leiſe.

Er lächelte: „Nein, mir war nur bitter und ſehr demüthigend, daß ich gar nichts über Dich vermochte!"

Ich konnte jetzt lachen. „Iſt es wirklich wahr, wirklich?" fragte ich noch einmal in Entzücken, „wir können noch leben? O, dann muß es einen Gott geben! Ich werde eine gläubige Chriſtin vor Glückſeligkeit, wenn wir in Wien die Nachricht finden, daß das Thier nicht

toll war. Es wäre auch zu ſchrecklich geweſen! Aber Du zeigſt mir das Telegramm, das iſt abgemacht, nicht wahr? Du biſt jetzt ganz aufrichtig zu mir, und Du haſt mich auch lieb?"

So ſchwatzte ich und küßte ihn und lachte; jetzt war ich wirr vor Freude, nur hin und wieder durchzuckte es mich noch: „Spielt er nicht mit mir?" Doch dann tröſtete mich die Nachricht, die ich in Wien mit ihm von der Poſt holen würde.

Eine Hochzeitsreiſe mit ſeinem Kinde, giebt's etwas Schöneres auf der Erde? Wieder that mir jede Stunde leid, die ich ſchlief, weil ich ſie von meinem Glück verlor. Wie freundlich die Fluren der Moldau im tiefen, ſaftigen Grün uns in's Fenſter winkten!

„Warum ſchlugen wir dieſen Weg ein?" fragte ich Ludwig noch einmal.

„Warum? Weil ich ihn zum erſten Mal mit Dir befahren, darum wollte ich ihn gern noch einmal machen."

„Du haſt ſtets an die Möglichkeit gedacht, daß es das letzte Mal ſein könnte, und warſt doch ruhig? Ich kann erſt glücklich ſein, ſeitdem ich zweifle."

An der Grenze, in Itzkany, wäre Ludwig faſt liegen geblieben; er hatte verſprochen, ſo ſagte er, dem kleinen Apotheker, dem Einzigen, der um unſere Verwundung wußte, Nachricht zu geben. Er ſchien aber ein langes Telegramm aufzuſchreiben; ich fragte aus Zartgefühl nicht, an wen. Erſt im Augenblick des Abgangs ſprang er in's Coupee, und wir blieben dann alle Drei Stunden lang am Fenſter ſtehen und ſchauten den fliehenden Ortſchaften nach. Mit innerer Glückſeligkeit iſt es faſt noch

ſchöner, durch öde Gegenden zu fahren als durch lachende; am Contraſt fühlt man die eigene Freude tiefer; in mir war jetzt Alles ſo friedlich und ruhig, daß ich Ludwig ein paar Mal in's Ohr flüſterte: „Jetzt könnte ich ſterben.“

„Weißt Du, daß Du immer viel vom Tode geſprochen, Dein Lebelang?“ fragte Ludwig. „Im Glück wie im Unglück!“

„Und doch war es mir ſchwer, als es Ernſt werden ſollte.“

Dienſtag kamen wir in Wien an. Der Kleine, der bis dahin ſehr munter geweſen war, fing plötzlich an zu weinen und huſtete. Als Ludwig ſich über ihn beugte und ſeinen Hals unterſuchte, ſah ich ein ſonderbares Leuchten in ſeinem Auge, das mich einen Augenblick ſtutzig machte. Ich vergaß es aber bald in der Sorge um das Kind. Es war windig und kalt geworden. In der Sonne hatten wir die Heimath verlaſſen, aber ich hatte ſo viel Muth gefaßt, daß ich Ludwig's Hand ſtreichelte, wie wir beide am Bett des Kindes ſaßen, und ihm ſagte: „Auch das Leid iſt ſchön, weil wir's gemeinſam tragen und weil es Leben iſt!“

Gegen Abend ſchlief der Kleine ruhiger, ich bat meinen Mann, zur Poſt zu gehen, der Nachricht wegen; er kam bald wieder und ſagte, es ſei noch keine da.

„Deſto beſſer,“ entgegnete ich, und wir ſetzten uns neben einander auf ein Sopha.

„Ich wäre ſo gern mit Dir in's Theater gegangen,“ ſagte Ludwig.

„Mir iſt es viel lieber im Haus; ſpiele Du mir

Theater vor. Sag' Du mir, was Du mir zu ſagen hätteſt, wenn wir ſterben müßten."

„Ich hätte Dir nichts zu ſagen, Anna, als daß ich Dich unendlich liebe!"

„Haſt Du ſie ſehr lieb gehabt?"

Er ſtand auf, er war geärgert. „Anna, das kann ich Dir nie ſagen, ſei doch großmüthig!"

„Ach, ich möchte es gar zu gern wiſſen."

„Und wenn ich Dich nun nach Deinem Herzen früge?"

„So würde ich mich ſehr freuen! Ich habe mein ganzes Leben immer nur gelebt, um es Dir erzählen zu können."

„Siehſt Du, ich aber könnte das ſo wenig hören, wie ich Dir von den böſen Jahren erzählen könnte; das Höchſte, was man fühlt an Leid und Freud, fühlt man für ſich allein."

„Ich nicht, ich habe nur mit Anderen gefühlt. Weißt Du, daß ich den Hauptmann faſt geliebt hätte, und daß es mich empörte, wie ſicher Du Dich ſtets meiner fühlteſt!"

„Anna, das iſt alles ſo überflüſſig, ſo klein und nichtig!" —

Es war, als hätten wir die Rollen getauſcht; er war jetzt unruhig und erregt:

„Komm, fahr' mit mir durch die Stadt; Margiola iſt ja beim Kinde!"

Wir kleideten uns an. Welch' ſtürmiſcher Wind durch die breiten Straßen fegte!

„Sieh nur, Anna, dies iſt das Leben," ſagte Lud-

wig, „ſieh nur, wie die Menſchen nicht für ſich leben, nur für die Anderen ſcheinen wollen; wie der Schritt des Einen auf das Auge des Anderen berechnet iſt — wie äußerlich, äußerlich Alles iſt! Und die ſchwarzen Häuſermaſſen! Mein Gott, wie erträgt man es, unter ihrem Druck zu athmen!"

Ich ſah Ludwig verwundert an:

„Was iſt denn aus Dir geworden?"

„Wir wollen umkehren," ſagte er hart, „und morgen weiter fahren, wie Du damals meinteſt, immer weiter, wo Luft und Licht iſt. Mir ſchien es lächerlich, ſentimental, daß Du Dich zum Meere ſehnteſt — jetzt verſtehe ich es."

„Aber das Kind muß beſſer werden," wandte ich ſchüchtern ein, „und die Nachricht wollten wir abwarten!"

„Ach, richtig! Die Nachricht! Mir iſt die Bruſt wie zugeſchnürt — verzeih mir!"

Am nächſten Tage, als ich noch nicht fertig angezogen war, nach einer unruhigen Nacht mit dem Kinde, kam Ludwig von der Poſt zurück. Er hielt mir das geöffnete Blatt entgegen, ich las . . . .

„Und ſo bringſt Du mir die Erlöſung!" rief ich und warf mich in ſeine Arme. „Das iſt ja das Leben, das Leben!" Und ich brach in einen Strom von Thränen aus.

Er ſah mich gerührt, aber wie verlegen an und ging an das Bett des Kindes. Der Junge ſaß aufrecht.

„Er hat eine ſtarke Erkältung, weiter nichts!" meinte Ludwig.

„Du ſagſt das faſt, als thäte es Dir leid, daß Du Deine mediciniſche Kunſt nicht an ihm entfalten kannſt," entgegnete ich lachend. „Heute können wir aber noch nicht weiter." Ludwig war ungeduldig, ſah meine Gründe jedoch ein.

„Ich möchte nach Hauſe zurück," ſagte er, „mir iſt, als hätte ich etwas vergeſſen."

„Wir kommen ja bald genug nach Hauſe. Mein Gott, welches Glück, daß es nur ein Schreckgeſpenſt war! Ich kann es noch gar nicht faſſen."

Ludwig lächelte zerſtreut. Mir fuhr durch den Kopf, daß ihm die Angſt und die Spannung am Ende mehr geſchadet hätten als mir; er war entſchieden fieberhaft, und ich beobachtete ihn beſorgt. Am Abend aber, im Theater, war er ſo glücklich, daß ich meine Sucht, ewig zu übertreiben, belächeln mußte. Es war eine großartige Aufführung des Tannhäuſer. Wir hatten uns eine Loge für uns allein genommen und gaben uns der Muſik ganz hin.

„Haſt Du es ſo recht genoſſen?" fragte er mich noch beim Nachhauſefahren.

„Warum fragſt Du?"

„Weil ich die bangen Vorſtellungen der letzten Tage noch nicht ganz verwunden habe und mir immer denke, was wir gefühlt hätten, wenn es wahr geweſen!"

„Dann hätten wir vor Angſt nichts mehr genießen können."

Am nächſten Morgen reiſten wir weiter. Ludwig hatte gezögert mit der Entſcheidung, wohin. Ich hatte von den italieniſchen Seen geſprochen, er von Trieſt und Venedig.

„Zum Sterben wollte ich an's Meer, zum Leben iſt mir Alles gleich lieb!“ entgegnete ich.

Da das Wetter wieder wärmer geworden, brachte Ludwig Dresden in Vorſchlag, ich Köln, wo meine Schweſter ſich gerade aufhielt. Aber darauf ging er nicht ein; er ſagte, er wolle mich allein für ſich haben, mich nicht mit Verwandten theilen. So fuhren wir nach Dresden. Aber die Eiſenbahnfahrt, auf die ich mich gefreut hatte, war nicht wie die lange Reiſe durch Galizien; es fehlte etwas, was, weiß ich nicht, vielleicht Ludwig's Freudigkeit. „Ich bin ſehr glücklich,“ ſagte ich ihm hin und wieder und ſpielte mit dem Kindchen Domino oder Tod und Leben, ſein Lieblingsſpiel, obgleich er die Karten kaum halten konnte in den kleinen Händen. Ludwig ſchlummerte viel, und ich freute mich, daß er Ruhe hatte — aber es fehlte doch etwas! Spät Abends kamen wir im Hotel Bellevue an und erwachten am Freitag durch den Sonnenblick, der auf den Fluß unter unſern Fenſtern fiel. Freitag war es, ein Freitag! Ludwig war ausgeruht und munter; er ſagte ſcherzhaft, er wolle einmal einen ganzen Tag liegen bleiben, das habe er ſich ſo ſelten im Leben erlauben dürfen. Die Zimmer waren ſonnig und hell, nicht wie Hotel-Zimmer, ſie hatten etwas Wohnliches. Ich blieb natürlich bei ihm und ſchickte nur das Kind in's Freie. Nachmittags bekam er doch plötzlich Luſt ſich anzukleiden; er ſagte, er hätte die Madonna im Traum geſehen und wollte wiſſen, ob er ſie ganz richtig in ſeiner Vorſtellung trüge. Als wir einmal aus dem Hauſe gegangen waren, blieben wir länger aus. Die Gallerie war zwar ſchon ge-

ſchloſſen, was Ludwig verdroß, aber eine Spazierfahrt heiterte ihn wieder auf. Ich fand Alles ſchön, und mir war Alles recht: jeder Augenblick erſchien mir noch immer ein Geſchenk nach den bangen Tagen. Nur als Ludwig einmal äußerte: „Morgen ſind es acht Tage her," fühlte ich einen kalten Schauer, der mich überlief. Wir machten früh Nacht, denn Ludwig wollte nicht in's Theater gehen: „Es war zu ſchön im Tannhäuſer," meinte er „ich will die Erinnerung rein und unvermiſcht bewahren!"

Es war faſt Mitternacht, als ich vor heftigem Schmerz an der gebiſſenen Stelle aufwachte. Die Wunde war ſchon in Wien geheilt, ich hatte nicht mehr an ſie gedacht — bis ſie zu ſchmerzen begann. In dem Augenblick kam ich aber auch zum vollen Bewußtſein meiner Lage und der verfloſſenen acht Tage — in dieſem Bewußtſein habe ich Dir geſchrieben. „Man iſt nie wahr! Auch kurz vor dem Tode nicht!" — So ſagteſt Du mir vor langen Jahren. Ich habe Dir das Gegentheil bewieſen!

Jetzt fängt der Morgen an zu grauen, mein letzter Tag bricht an — aber ich ſehe ſein Ende ruhig herannahen. Noch bin ich in dem erſten Stadium der Krankheit, ich gehe ruhig vor dem Spiegel auf und ab, ohne Schwindel zu verſpüren. So lange ich noch kann, ſchreibe ich meiner Schweſter den Brief, mit dem eine Mutter der anderen ihr Kind an's Herz legt. Mein Sohn ſoll leben. Ich habe von meinem Manne gelernt in dieſen acht Tagen. Wie ich ihn bewundere für das, was er gethan, kann ich nicht ausdrücken.

Jetzt verſtehe ich das Leuchten in ſeinem Auge, als er ſich über das kranke Kind beugte; er dachte, Gott wolle ihm den Abſchied erleichtern und ſeinen Sohn auch zu ſich rufen. Er ſprach nie aus, was er fühlte, wie ich es that, aber er fühlte deſto tiefer. Und die trügeriſche Nachricht in Wien! Von der Grenze aus hatte er ſie ſich beſtellt, um ſie mir zeigen zu können.

Lange Zeit habe ich nicht mehr die Herrſchaft über mich; ich entſinne mich jetzt jedes Wortes, das ich in dem mediciniſchen Buch geleſen: in einigen Stunden kann mich die Krankheit übermannen. Er ſoll erſt erfahren, daß ich es weiß, wenn ich das Gift von ihm fordere. Ich werde ihm ſagen, daß ich meiner Schweſter verſprochen, ihr den Kleinen auf einige Tage zum Beſuch zu ſchicken, unter dieſem Vorwand trenne ich mich von ihm; und ſchnell und lächelnd ſoll es geſchehen, noch bin ich in der Ueberregung, und mein Knabe ſoll ein heiteres Bild ſeiner Mutter in Erinnerung behalten! Dann mag mich die Angſt von Neuem überfallen, ich fühle ſie ſchon nahen. Und dann kommt der Tod! Mein Gott, ob in der Heimath oder in der Fremde, ob im Meer oder auf der Erde, der Tod iſt groß überall und mir nicht mehr ſchmerzhaft, da ich mein Liebſtes mitnehme. Ja, wir ſind beide verloren, aber da unſer Kind lebt, ſind wir unſterblich. Und er ſoll leben, weil das Sein ſchön iſt, und er ſeinem Vater gleicht.

. . . . . Ich habe meinen Sohn zum letztenmal geſehen. Wie Ludwig mit ſich kämpfte, als ich mich ſo ruhig trennte, wie ſchwer es ihm wurde, mir nicht zuzurufen: „Du ſiehſt ihn nimmer wieder;“ und wie

er das Kind kaum aus den Armen laſſen wollte! — Ich bin aber tapfer geblieben, um ihm das Herz nicht noch ſchwerer zu machen. Der große Ernſt des nahen Todes giebt mir Kraft. Eben blickte ich auf die glitzernde Waſſerfläche unter meinen Fenſtern .... und ſtürzte ſchwindelnd zuſammen .... jetzt iſt ſie da, die furchtbare Krankheit; er war doch toll, und Ludwig hat's gewußt — und nun iſt's gleich vorbei! Lebwohl! —

Eine Kindergeschichte.

„Du ſiehſt, Leo, daß es ganz unmöglich iſt!“

„Gewiß, das wußte ich ſchon, ehe Du es ſagteſt.“

„Denke nur an das Nächſtliegende, da wir gerade beim Kaffee ſind; ein Kind gießt mindeſtens einen Tag um den anderen ſeine ganze Milch über's Tiſchtuch auf den Teppich!“

Dabei ſah ſie auf den zierlichen Kaffeetiſch, den dicken Teppich und ihr elegantes Kleid.

„Du haſt gewiß Recht,“ entgegnete er kurz. Er ſagte immer nur die Hälfte ſeiner Gedanken; das war eine Gewohnheit, die er größtentheils aus Bequemlichkeit angenommen hatte. Ellen hörte doch nicht aufmerkſam zu. Nach zehnjähriger Ehe verſtand ſie ihn ſo gut wie er ſie und wie ſie ſich zu verſtehen brauchten, denn ſie hatten wenig gemeinſame Intereſſen. Er arbeitete und las unaufhörlich; ſeine Lieblingszerſtreuung war die Pflege ſeines Gartens; ſie ging viel aus, hatte Freude an ſchöner Toilette und war ſehr zufrieden mit ſich und dem Leben. Unnöthige Geſpräche machten Beiden

keine Freude. Auch jetzt führte er das Geſpräch nicht weiter, ſondern ſtand auf, nahm ſeine Gartenſcheere und ging durch die offene Thür in den eben begoſſenen, ſorgſam unterhaltenen Garten. Er ging von einem Roſenſtock zum anderen; überall fand er noch eine Kleinigkeit zu ſchneiden, während ſeine Frau die letzte, ſcharfgebackene Spitze ihres Hörnchens langſam und gedankenvoll aufknabberte. Neben ihr lag noch der Brief, den ſie umgehend beantworten wollte. Sie fing ſchon an, im Kopf zu ſchreiben, und daher wurde das Hörnchen ſo langſam verſpeiſt. Natürlich mußte ſie es ihrem Bruder möglichſt ſchonend beibringen, daß er auf ihre Hilfe durchaus nicht rechnen könnte, weil ihre erſte Pflicht dem Gatten gelte und Leo's ganzes Leben getrübt würde, käme ein ſo unerwünſchter Eindringling — nein, das war eine zu unfreundliche Wendung; mit der Feder in der Hand würde ſie ſchon eine beſſere finden. Darum ſah ſie nach der Uhr und ſtand auf; es war Zeit zur Toilette. Die Kammerfrau wartete gewiß ſchon. Ellen ging in der Frühe nie in den Garten, weil ihr Morgenkleid, aus hellblauem Cachemire mit zarten Roſen beſtickt, ſehr lang war und die Wege draußen noch feucht. Im Hauſe trug ſie aber gern lange Kleider, die ſie größer erſcheinen ließen. In kurzem Promenadenanzug verleitete ihre mädchenhafte Geſtalt zu dem Irrthum, daß ſie ihres hochgewachſenen Mannes Tochter wäre, und ſie war noch nicht ſo alt, daß es ihr ſchmeichelte; im Gegentheil, es verſtimmte ſie immer, zu ihres Mannes großem Erſtaunen.

Die Kammerfrau war ein Vermächtniß aus dem

COLLEGE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Elternhauſe und daher eine Perſon, welche viel Vertrauen genoß und der man viel Rückſicht angedeihen ließ. Böſe Zungen behaupteten, ſie regiere das Haus; Ellen fand ſie aber ſo aufopfernd wie keine Dienſtboten der neuen Generation. Gegen Leo hatte Frau Martha — wie ſie ſich nennen ließ, obgleich ſie nie verheirathet geweſen — großes Mißtrauen gehegt, als ſie der jungen Frau in das eigene Haus gefolgt war; allmählich hatte er aber durch gleichmäßige Freundlichkeit ihre Gunſt zu erringen gewußt, wenn ſie auch immer noch ein ſcharfes Auge auf ihn hielt. Ihr erſchienen alle Männer als Ausgeburten der Hölle; Ellen deutete ihrem Manne an, ſie wüßte warum; da er aber nie in ſie drang, ihm dieſes intereſſante Geheimniß zu enthüllen, war es nicht über Ellens discrete Lippen gekommen.

Frau Martha erwartete ihre Dame im Toilettenzimmer. Sie war nicht guter Laune; Ellen ſah das auf den erſten Blick und beeilte ſich darum, zu ſagen, ſie hätte ſich etwas verſpätet, weil ſie über Pauls Brief nachgedacht. Martha erwiderte nichts, ſondern knöpfte das Morgenkleid auf, um ihrer Herrin den Friſirmantel umzuthun. Ellen war unglücklich, wenn Martha dieſen ſtrengen Mund machte und ihre ſchweigſame Laune hatte; ſie fing darum wieder an: „Ich habe viel über Pauls Brief nachgedacht. — „So ſagten gnädige Frau bereits," entgegnete Martha förmlich. — „Und ich glaube wirklich, Marthchen, es geht nicht!" Ellen hatte „Marthchen" geſagt, weil ſie es nicht aushalten konnte, wenn dieſe verſtimmt war; ſie durchflog in Gedanken ihre Garderobe, ob ſie nicht ein Kleid hätte, das ſie

Martha ſchenken könnte, um Frieden zu machen. Aber ihre Toiletten waren alle neu.

„Auch ich glaube, daß es nicht recht iſt, wenn der Menſch immer nur an Andere, nie an ſich denkt!“ Das war eine zweideutige Antwort, Ellen fühlte ſich noch immer nicht beruhigt. „Sehen Sie,“ ſagte ſie darum, während Martha ihr die glänzenden ſchwarzen Haare feſt um den kleinen Kopf legte, „der Herr würde die Störung, welche ein Kind im Hauſe macht, nicht vertragen. Wir ſind zu alt dazu; unſer Haus hat keinen Platz. Mein Mann iſt ſo gütig, daß er es wohl thäte, wenn ich ihn bitten würde, aber gerade darum darf ich es nicht. Schwer wird es mir zwar, Paul ein Nein zu ſagen.“ — „Wenn es Ihnen ſchwer wird, gnädige Frau, dann werden Sie ſchließlich doch Ja ſagen, und dann iſt das Unglück da,“ begann Martha erregt. „Kein Menſch hält es im Hauſe aus bei Kindergeſchrei, vor Allen nicht der Herr. Er wird dann ſeine Ruhe und ſein Vergnügen außerhalb des Hauſes ſuchen, wozu alle Männer immer gern bereit ſind, und dann können Sie ſich die Augen aus dem Kopf weinen oder ſich mit dem kleinen Balge tröſten.“

Nun war Martha nicht mehr verſtimmt; ſie hatte ihren Pfeil abgeſchoſſen, und Ellen ſagte ganz demüthig: „Aber ich war ja ſchon entſchloſſen, Nein zu ſagen.“ — „Ich kenne Sie beſſer,“ fuhr die Kammerfrau fort und gebrauchte ihr erprobtes Mittel, grobe Schmeichelei: „Ich habe Sie auf dem Arm getragen, Sie ſind zu gut. Sie wollen immer Alles opfern, Ihre Geſundheit, Ihr Glück und nun noch Ihren Gemahl; Sie ſind nur froh,

wenn Sie sich ganz zu Grunde gerichtet haben. Das soll ich ruhig mit ansehen!" Martha trocknete sich die Augen; Ellen wunderte sich über ihre eigene Güte, sagte aber dann träumerisch: „Sie haben wohl Recht, ich denke nie an mich, aber ich müßte es meines Mannes wegen." Es war ihr doch wie ein Stich im Herzen haften geblieben, daß er außerhalb des Hauses sein Glück suchen würde; sie freute sich jetzt, den Brief zu schreiben.

Nun saß sie an ihrem Schreibtisch, und es wollte doch nicht gehen: „Lieber Bruder!" war einmal geschrieben und dann zerrissen worden; jetzt stand oben drüber: „Mein lieber Bruder Paul!" Ja, er war ihr lieber Bruder, es war keine Lüge, aber sie waren einander doch sehr entfremdet. Er diente in der französischen Marine und war Jahre lang aus Europa fort gewesen; seine Frau hatte sie gar nicht gekannt, aber stets ein Vorurtheil gegen seine unbesonnene Heirath mit der armen Südfranzösin gehegt. Leo und sie hatten sich angewöhnt, diese Ehe auf die Langeweile von Paul's algerischem Aufenthalt zu schieben, und keine Gelegenheit wahrgenommen, um die Schwägerin kennen zu lernen. Nun war es zu spät. Nach fünfjähriger Ehe wurde Paul Wittwer, und die Sorge für einen vierjährigen Knaben war ihm zugefallen. Ellen dachte, er wird wohl bald wieder heirathen; anders hatte sie sich mit der Zukunft ihres Neffen nicht beschäftigt, bis dieser Brief, auf den sie jetzt die Antwort suchte, ihr aus Paris zugegangen war. In ihm stand, daß Paul sein Kind in die Heimath brächte, da er auf drei Jahre

wieder Europa verließe, und daß er hoffte, ſeine Schweſter würde ihm behülflich ſein, ein Unterkommen für das Kind zu finden. Es war klar, daß er als Antwort ein Anerbieten ſeiner kinderloſen Schweſter erwartete, den Knaben in ihrem Hauſe aufzunehmen. Je mehr Ellen über den Brief grübelte, deſto mehr fühlte ſie, daß ihre Gegengründe ihm wie Ausflüchte erſcheinen mußten. Er kannte nicht die Anforderungen und Rückſichten eines kleinen, engen Kreiſes; ſein Leben hatte ſich nicht in gemächlicher Alltäglichkeit entwickelt; Schickſalsſchläge, Gefahr und Tod mit ihren aufwühlenden Erregungen waren ſein Theil geworden. Wie ſollte er verſtehen, daß ihr und Leo's Glück davon abhinge, daß die Ordnung ihres Hauſes, die Gleichmäßigkeit ihrer Gewohnheit nicht geſtört würden? Leo könnte beſſer auf den Brief antworten; er durfte Ellens zarte Geſundheit zum Vorwand nehmen und ſagen, daß man ihr die Sorge für ein fremdes Kind nicht aufbürden dürfte. Für einen Mann war das leichter zu ſchreiben. Außerdem war Leo es ihr ſchuldig, denn aus Rückſicht auf ihn hatte ſie dieſen Entſchluß gefaßt.

Ellen ſtand darum auf von dem zierlichen Goldſtühlchen und ging zu ihrem Manne. Er arbeitete, und die Störung war ihm augenſcheinlich ſehr unerwünſcht, denn als Ellen ihr Anliegen vorgetragen, entgegnete er etwas ungeduldig: „Iſt denn die Sache noch nicht erledigt? Geſtern den ganzen Tag haſt Du mir auseinandergeſetzt, wie ſtörend ein Kind ſein würde, heute früh wieder, nun beginnſt Du von Neuem! Schreib' doch Deinem Bruder einfach, wir freuten uns, ihn end-

lich einmal bei uns zu ſehen. Erwähne das Kind weiter nicht; ſchließlich iſt es doch nur Deine Muthmaßung, daß er von uns erwartet, wir ſollten das Kind zu uns nehmen. Berühre den Punkt gar nicht.“

Das geſchah denn auch.

Während ihre beringten Finger über ein Briefchen glitten, welches nach neueſter Mode mehr Chiffre als Raum zum Schreiben enthielt, bog ein Wagen um die Gartenecke, fuhr über den knirſchenden Kies und hielt vor dem Hauſe. Mit elaſtiſchen Bewegungen erhob ſich ein hagerer, ſonngebräunter Mann mit ſchwarzem Haar und Bart und ſchwarzen Augen und half einem kleinen Knaben heraus, dem braunes Gelock den Kopf umrahmte. Ohne ſeinen Namen zu nennen, reichte der Herr dem herbeieilenden Diener ſeinen Reiſeſack, fragte nach dem Salon und trat dort ohne Weiteres ein. Ellen wandte den Kopf nach der Thüre, und mit dem Ausrufe: „Paul!“ flog ſie von dem zierlichen Boule-Schreibtiſche in die Höhe, nicht ohne den kleinen Stuhl feſtzuhalten, damit ſie ihn nicht mit dem Kleide umwürfe. Er ſchloß ſie in ſeine Arme wie ein kleines Mädchen, denn ſie reichte nicht an ſeine Schulter. Dann ſchob er den Knaben vor: „Und hier iſt Nando,“ ſagte er, „den ich Deiner Güte empfehle, bevor ich wieder auf's Meer hinaus muß.“

Der Knabe ſah in ſeinen ſchwarzen Trauerkleidern ſehr rührend aus, und ſeine Augen richteten ſich traurig und erſchrocken auf die fremde Dame, die ſein Vater „Du“ nannte. „Ein einſamer Mann wie ich,“ hier zitterte die Stimme, „weiß ſich nicht zu helfen mit

einem kleinen Kinde, und ich dachte, wenn nur Dein Auge manchmal liebend auf ihm ruhte, so würde mein Knabe nicht so ganz verlassen sein." — „Gewiß, Paul, so viel als möglich werde ich nach ihm sehen. Doch nun komm zu Leo, er hat gewiß den Wagen nicht gehört."

In dem Augenblick ging die Thüre auf, und Leo trat ein, sehr erfreut, sehr überrascht, äußerst freundlich, aber so geschäftig, daß es nach Verlegenheit aussah. „Guten Tag, kleiner Mann," sagte er zum Knaben, nachdem er seinen Schwager begrüßt hatte, und reichte ihm die Hand. Das Kind hatte seinen Vater noch nicht losgelassen, und sein Herz schlug ängstlich. „Du kannst doch ein wenig bei uns bleiben?" fragte Leo. Mit dem raschen Instinct des weitgereisten Mannes antwortete Paul: „O, leider kaum zwei Tage, und wenn Ihr keinen Raum für uns habt, so wohnen wir im Hôtel, das sind wir gewöhnt, nicht wahr, Nando?" — „Um keinen Preis," rief Ellen und sah ihren Mann an, dessen Augen sagten: im blauen Zimmer! und sie eilte hinaus, um die nöthigen Befehle zu geben.

„Willst Du Dich nicht setzen, lieber Schwager?"

„Gern, aber worauf? Ich fürchte, diese Goldschaumstühle zu zerbrechen." Er lief auf den Gang und brachte einen festeren Stuhl herein, auf den er sich niederließ. Das Kind stand neben ihm und drückte sich an ihn. Ellen wußte nicht, wie sie für den Knaben ein Bett auftreiben sollte. Bei ihrer peinlichen Ordnungsliebe war ihr alles Improvisirte zuwider. Martha meinte, man könnte ihm sein Bett auf dem Sopha machen. Ellen fand das schöne blaue Sopha zu schade

dafür. Martha zuckte grimmig die Achseln: „Ja, was soll man da machen? — Der Diener mag in der Nachbarschaft ein Kinderbett borgen, wo er eins findet!“

„Mein Bruder raucht leider so sehr!“

„Wenn er nur nicht Tabak kaut und auf den Teppich spuckt,“ sagte Martha.

Bei diesem Gedanken wurde es Ellen fast schwindelig. Ihr Teppich war außerordentlich schön, und sie schonte ihn sehr.

„Ich darf mir doch wohl eine Cigarre anzünden?“ fragte Paul, als Ellen wieder eintrat. Sie sah ihn auf dem Flurstuhl sitzen, was alle Grazie und Ordnung aus dem Zimmer nahm, und sagte gezwungen: „O ja, natürlich! Aber zuerst wirst Du doch frühstücken?“

„Nein, wir haben schon gegessen, weil wir viel zu spät kamen zu Eurem Frühstück.“

„Du bist auch schon ein großer Reisender, oder willst Du es erst werden?“ fragte die Tante. „Und wie nennt man Dich denn?“

„Nando.“

„So sag' doch, was Du werden willst? Die Tante hat Dich gefragt.“

„Ich will Gärtner werden!“

Diese überraschende Antwort vom Seemannskinde machte Leo aufmerksam, der ihn vorher gar nicht beachtet.

„Hast Du die Blumen gern?“

„O ja, und sie haben mich auch gern. Wenn ich in den Garten komme, dann sehen sie mich alle an.“

Wie schön sah das Kind aus, wenn es den ängstlichen Ausdruck verlor und von seinen Blumen sprach.

Leo war froh über den Vorwand, um den unleidlichen Tabaksgeruch aus dem Zimmer seiner Frau zu entfernen: „Dann wollen wir in den Garten gehen," sagte er, „dort kann Nando die Blumen ansehen."

Diesmal hatte man doch seinen Namen behalten.

Der Garten war groß und schön; Ellen fürchtete, das Kind werde Blumen abreißen und die Beete zertreten, und beobachtete ihn ängstlich aus der Laube, in die sie sich gesetzt hatten.

Aber er betrachtete sie nur mit seinen großen Augen und plötzlich begann er zu weinen. Sie stand rasch auf und ging zu ihm: „Hier wollen sie mich gar nicht ansehen! Sie kennen mich nicht," schluchzte das Kind.

„O, warte nur, bis morgen werden sie Dich schon kennen. Willst Du eine haben?"

Sie brach eine Centifolie und gab sie dem Knaben, der sie küßte und entzückt betrachtete und so leicht in der Hand hielt, als wolle er sie nicht welken lassen. Den ganzen Tag trug er seine Rose herum, was die beiden Kinderlosen im höchsten Grade erstaunte. Sie hatten sich ein Kind nie anders als raufend, rekelnd, balgend denken können.

Leo hatte sich schon gewundert, daß Ellen dem Kinde eine Rose schenkte, noch mehr aber wunderte sich Ellen, als Leo mit dem Knaben im Garten umherging und sie mit einander über die Behandlung dieser oder jener Pflanze sprachen.

„Woher hat denn das Kind diese Freude an Blumen?" fragte sie ihren Bruder.

Sein Geſicht zuckte und wurde noch dunkler: „Von der Mutter,“ ſagte er leiſe. „Und ſeitdem ſie begraben iſt, bildet er ſich ein, ſie läge unter allen Blumen; für ihn iſt ihr Grab auf der ganzen Welt, und ſie ſchickt ihm die Blumen, ſo meint er. Sie hat ihm ſo viel Märchen erzählt und überhaupt immer mit ihm geſprochen, als wäre er viel älter. Sie hatte ja nur ihn, wenn ich nicht da war!“

„Sie war gewiß ſehr ſchön?“ fragte Ellen, eigentlich nur aus Verlegenheit, ſo gar nichts über ſie zu wiſſen.

„Sie war wie das Kind. Hier habe ich ihr Beider Bild.“ Er griff in die Bruſttaſche. „Da war ſie ſchon leidend, aber doch noch ſchön. Als ich ſie dann wiederſah, erkannte ich ſie nicht.“

Er ſtand auf und roch an dem Gaisblatt der Laube. Ellen betrachtete die beiden ideal ſchönen Köpfe, die aneinander gelehnt ſie anſahen, und ſie begann etwas von dem Weh zu fühlen, das ihres Bruders Herz erfüllen mußte, natürlich nur dunkel, denn ſie kannte noch keinen Schmerz. Sie wußte nicht, ob ſie mehr davon ſprechen ſollte oder abbrechen? Da ſaßen die beiden Geſchwiſter und waren ſich ſo fremd, als wenn Oceane ſie trennten. Er hatte ein beengendes Gefühl in dem kleinen Hauſe, dem zierlichen Garten, der winzigen Laube, und ſie fühlte ſich beklommen durch die Ahnung großer Leidenſchaften, die ſein Herz durchwühlt hatten wie ein ſtürmiſches Meer, und von denen ſie bisher nur in Büchern geleſen.

„Es iſt gewiß gut, daß Du wieder auf die Reiſe mußt, es wird Dich zerſtreuen.“

„Ja, es wird ſehr zerſtreuend ſein, zwiſchen Himmel und Meer auf dem Quarterdeck zu ſtehen und die Sterne in den Wellen anzuſehen.“

Sie war ganz erſchrocken.

„Ich meinte die fremden Länder.“

„Du dachteſt, ich ſollte einer Japanerin den Hof machen? Das war nie meine Art.“

Sie war ganz entſetzt, und es überkam ſie ein Gefühl, als möchte ſie alle Federn ſträuben, wie ein erſchrockener Vogel.

„Ich dachte nur an die Gegenden,“ ſagte ſie kalt.

Ein Lächeln kräuſelte ſich um ſeinen Mund, erreichte aber nicht die Augen, die melancholiſch blieben. Dies merkwürdige Lächeln hatte er ſchon als Kind, nur mit dem Munde. Seine Augen lachten nie; und dieſe Eigenthümlichkeit hatte ſein Knabe geerbt.

„In Ceylon gehe ich auf die Jagd,“ ſagte Paul.

„Dir kommt wohl Europa eng vor?“

Er lächelte wieder: „Europa iſt eine Chauſſee mit Alleebäumen und alle halbe Stunde eine Zollgrenze, als wenn die Länder und die Menſchen drin nicht doch alle über einen Leiſten geſchnitten wären und ein Geſicht hätten.“

Leo näherte ſich den Geſchwiſtern lächelnd, da er den letzten Satz gehört und gern abſtracte Geſpräche mit Männern führte. Ellen waren derartige Gegenſtände aber unheimlich; ſie fiel darum ein, ehe ihr Mann etwas geäußert:

„Paul, weißt Du noch, wie wir zu Hauſe ‚Schlagbaum‘ ſpielten im Garten? Es war unſer liebſtes

Spiel, weil ſo viel dabei gerannt werden mußte, und es ſo aufregend war, über den Schlagbaum zu kommen, ohne ertappt zu werden; und wie der arme Papa immer Angſt hatte, wir könnten uns erhitzen?"

„Ja, ſeine einzige Sorge um uns beſtand eigentlich darin; die übrige Erziehung machte ihm wenig Kopfzerbrechen," entgegnete Paul, und in ſeinem Lächeln lag eine große Bitterkeit. „Ich habe ſpäter viel darunter gelitten, daß ich nicht beſſer erzogen worden war. Meine Frau fing an, die Lücken meiner Bildung auszufüllen." Er ſchwieg. Ellen hatte nie Lücken in ihrer Bildung geſpürt und war verletzt, daß ihr Bruder keine wärmere Erinnerung an ihre gemeinſame Kindheit bewahrt hatte.

„Haſt Du nie Heimweh gehabt?" fragte ſie.

„In den erſten Jahren gewiß, ich war noch nicht zehn Jahre alt, als der Vater mich in die Marineſchule brachte; nie nahm man mich mehr heraus, nie kannte ich ein Leben im Elternhauſe, weil wir eben keine Mutter hatten, und nun ſoll mein armer Knabe ein ähnliches Loos haben!"

Paul ſtand auf und ſah ſich nach dem Kinde um, das, an's Gitter gelehnt, zuſchaute, wie man Waſſer aus dem Brunnen im Hofe zog. „Biſt Du nicht müde, mein Junge?"

„Nein, Papa," ſagte der Kleine, „aber wann fahren wir wieder fort?"

„Gefällt es Dir hier nicht?"

„Nein, Papa, ich möchte lieber wieder mit der Eiſenbahn fahren."

Der Vater ſeufzte und ſtreichelte ſeinem Kinde die

ſchmale braune Wange. Ellen war ihm nachgegangen: „Iſt er müde? Will er nicht etwas ſchlafen? Komm', ich nehme ihn in's Haus, Paul. Und nun fällt mir ein, Du haſt ja Martha noch nicht guten Tag geſagt, das wird ſie ſehr übel nehmen. Komm ſchnell, Du kennſt doch Martha noch?"

„Ich entſinne mich dunkel; hatteſt Du ſie damals mit in Scheveningen?"

„Nein, aber Martha war bei uns zu Hauſe."

„Richtig, das Factotum zu Hauſe! Ja, ja, ich entſinne mich, ſie war, glaube ich, ein alter Drache?"

„Aber Paul!"

„Nimm es nicht übel, ich bin ein ungehobelter Menſch!"

Das Wiederſehen mit Martha war recht eiſig, zumal Paul ihr ſeinen Kleinen an's Herz legte und ſie nur erwiderte: „Gnädige Frau können Ihnen ſagen, ob ich eine treue Dienerin bin!"

Nun ſaßen die Geſchwiſter in Ellen's Boudoir; der Kleine war ſehr gegen ſeinen Willen auf ein Sopha gelegt worden und hatte zur Belohnung drei Bonbons von ſeiner Tante bekommen, mit denen er ſpielte, da er Süßes nicht gern aß. Leo war auf ſein Miniſterium gefahren, und Bruder und Schweſter ſchauten ſich verlegen an, weil ſie ſich nichts zu ſagen wußten und fühlten, wie unglaublich beſchämend es war, nach ſo langer Trennung ſtumm einander gegenüber zu ſitzen.

„Haſt Du Dich ſchon nach einer Penſion für meinen Kleinen umgeſehen? Vielleicht in einer Familie?" fragte Paul ſchließlich.

„Nein, Paul, ich bekam Deinen Brief vorgeſtern und dachte, Du kämeſt erſt nächſte Woche.“

„Das wollte ich auch anfänglich. Haſt Du etwas dagegen, wenn wir uns gleich aufmachen und ſuchen? Uebermorgen früh muß ich fort, und ich möchte meines lieben Sohnes Heim vorher geſehen haben. Iſt es nicht eigentlich merkwürdig, daß ich, ein Mann, ſo kinderlieb bin und Du, Ellen, gar nicht?“

„Ich? Ich habe Kinder furchtbar gern,“ entgegnete ſie erröthend, „aber Leo!“ Damit ging ſie in's Ankleidezimmer, um ſich fertig zum Ausfahren zu machen. Die Geſchwiſter fuhren drei Stunden lang herum, bei allen öffentlichen und privaten, renommirten und unrenommirten Penſionen der Stadt. Entweder nahm man ſo kleine Kinder nicht auf, oder eine beſtimmte Anzahl von Zöglingen durfte nicht überſchritten werden, oder die Einrichtungen ſagten den Suchenden nicht zu. Paul war ganz verſtimmt; Ellen tröſtete ihn, daß man ihr noch einige Adreſſen gegeben hätte, wo ſie am nächſten Tage nachfragen könnten. Als ſie wieder zu Hauſe anlangten, war das Kind beim Spielen mit ſeinen drei Bonbons eingeſchlafen. Leo war ſchon zurückgekehrt und hatte für Nando im Vorbeifahren Gartengeräthſchaften gekauft. Paul konnte den Augenblick kaum erwarten, wo das Kind aufwachen und ſich darüber freuen würde. „Hier, hinter der Laube iſt ein Plätzchen, wo der Junge graben und pflanzen kann, was er will; er wird Niemand ſtören und ihn auch Niemand,“ meinte Leo, als er vor Tiſch mit ſeinem Schwager im Garten auf und abging. Ellen hatte ſehr unerwünſchten Beſuch bekommen und

ſaß im Boudoir wie auf Kohlen. Sie meinte, ihr Mann und ihr Bruder könnten ſich nicht recht verſtehen; wenn ſie nicht dabei wäre, könnten ſie ſogar unliebſame Geſpräche führen; Leo ließ ſich aber die neuen Torpedo-Conſtructionen erklären und klagte über die Zollverhältniſſe ſeines Landes. „Du ſagteſt heute früh ganz richtig: alle halbe Stunde eine Zollgrenze; aber hier kann man die beſte Einſicht haben, man rennt ſich nur den Kopf ein. Zwei Jahre habe ich gearbeitet, das coloſſalſte Material zuſammengetragen, um klare Beweiſe zu haben; mit Ziffern, rein mit ſtatiſtiſchen Ziffern bin ich vor den Miniſterrath getreten — nein, aus den kleinlichſten Gründen wurde ich abgewieſen. Jetzt habe ich mir vorgenommen, mir das Leben auch einmal leichter zu machen, mich nicht um allgemeine Angelegenheiten zu kümmern, nur um die meinigen.“

Paul dachte: „Wozu? Da Du kinderlos biſt!“ Aber er ſagte es nicht, doch überkam ihn ein Mitleid mit dem zukunftsloſen Hauſe, das ihm ſein eigenes Loos beneidenswerth erſcheinen ließ. Er ſollte ſich auf drei Jahre von ſeinem Ein und Alles trennen, aber dieſer ſchweren Zeit würden drei Jahre Ruhe folgen, wo er ſeine eigene Zukunft ausbauen könnte, indem er ſeines Sohnes Herz und Geiſt bildete.

Martha hatte, da es Mittagszeit war, das Kind geweckt, und der Kleine kam ſehr müde zur allgemeinen Tafel. „Ißt das Kind mit am Tiſch?“ fragte Martha erſtaunt, und Ellen wiederholte es. Paul hatte wieder ſein eigenthümliches Lächeln:

„Du meinteſt wohl, ich ließe für mich einen, für

ihn den anderen Tiſch decken? Aber wie Du befiehlſt, er kann auch allein eſſen."

„Ich fragte ja nur!" entgegnete Ellen. „Komm, Nando, ſetze Dich neben mich."

„Dürfte ich um ein Kiſſen für ihn bitten?" fragte Paul.

Nach längerem Hin und Her wurde ein paſſendes Kiſſen gebracht, und da die Suppe ſchon angerichtet war, der Kleine ſchnell auf ſeinen erhöhten Stuhl geſetzt. Er ſaß regungslos vor ſeinem Teller. Ellen band ihm eine Serviette um und wunderte ſich, daß das Kind nicht den Löffel nahm. „Muß er gefüttert werden? — Oder kannſt Du allein eſſen?" wandte ſie ſich an ihn. Er ſchlug die Augen mit den wunderbar befiederten Lidern zu ihr auf und ſagte erröthend:

„Aber ich habe ja nicht gebetet!"

Alle ſahen ſich beſchämt an.

„So bete, liebes Kind," ſagte Leo.

Der Knabe faltete die kleinen Hände und ſagte: „Bitte, lieber Gott, gieb allen armen Kindern zu eſſen."

Das war ein neues Tiſchgebet. Wer hatte ihn das gelehrt?

„Meine Mama, meine ſchöne Mama."

„Sie hatte aber auch ein werkthätiges Chriſtenthum," ſagte Paul, „erzähle der Tante, was Du immer nach Tiſch gethan?"

„Da durfte ich armen Kindern Eſſen bringen, aber nur, wenn ich artig war."

„Und da warſt Du immer ſehr artig?" fragte Ellen.

„Nicht immer," flüſterte das Kind und ſenkte die Lider auf wärmer erglühende Wangen.

Ellen dachte, wie ſie ein ſo ſanft geleitetes Kind durchaus in zarte weibliche Hände bringen müßte, damit man es nicht rauh behandelte. Er aß nur wenig, und Paul ſcherzte, daß er ein kleiner Südländer wäre und von Früchten lebe. Der Kaffee wurde im Garten eingenommen, und Nando mit den Arbeitsgeräthen beſchenkt, mit denen er auch gleich eifrig zu graben und hacken begann.

Paul dachte im Stillen darüber nach, wie ſeiner Schweſter nicht ein einzig Mal der Gedanke zu kommen ſchien, ſie könnte ſelbſt das Kind behalten, denn ſie ſprach von einer Penſion, die halb auf dem Lande läge, in ziemlich guter Luft; und währenddem ſah ſie oftmals hin, ob der Kleine auch nichts verdürbe. Paul begriff nicht, daß man an todten Gegenſtänden mehr Freude haben könnte als an Lebeweſen, und er fühlte ſich jeden Augenblick fremder und trauriger. Doch erzählte er bald von ſeinen Reiſen und machte ſich ſo angenehm wie möglich. Währenddem erblickte der Kleine den Gärtner, der eine ſeltene Pflanze vorübertrug, und näherte ſich ihm. Der Gärtner ſah ihn freundlich an: „Gefällt Dir die Blume? Ich habe noch mehr im Treibhaus; willſt Du ſie ſehen?" — „O, gern!" und fort gingen ſie mit einander. Das Kind kannte viele der mühſam gezogenen Pflanzen wild, und erzählte, wo ſie wüchſen, und küßte ſie. „Sehen ſie Dich auch an?" fragte er den Gärtner.

„Ja, wenn ich vor der Sonne ſtehe."

„Mich ſehen ſie immer an, ſie kennen mich gleich; manche wollen nicht haben, daß ich fortgehen ſoll; die hängen ſich an meine Kleider feſt und weinen, weil ich ſie vergeſſen habe. Wenn ich nur erſt ein Gärtner bin, dann werde ich auch ihre Sprache verſtehen.“ Der Mann hatte ſich auf eine Bank im Treibhaus geſetzt, das Kind zwiſchen die Kniee genommen und hörte ſeinem ſüßen Geplauder zu.

„Meine ſchöne Mama, die ſchickt mir alle die Blumen aus der Erde herauf, wo ſie ſie hinein gethan haben. Ja, ich habe es geſehen, in die Erde; und wenn ich nur tief graben kann, ſo werde ich ſie finden, und dann hole ich ſie wieder heraus; ich werde ſie doch nicht da unten laſſen, wo es dunkel iſt.“

„Aber vielleicht iſt es tief drunten ſehr hell, und ſie geht zwiſchen Springbrunnen und goldenen Blumen ſpazieren, und findet es ſchöner, als auf der Erde.“ Die großen Augen ſahen ihm nach den Lippen, während er ſo ſprach. „Hat Dir denn Niemand geſagt, daß ſie im Himmel iſt, Kind?“

„Ja, Himmel! Sie ſagten Himmel, aber Du ſiehſt doch, wo der Himmel iſt? Dort, hoch, hoch, und ich habe es mit meinen zwei Augen geſehen, wie ſie ſie in die Erde gelegt haben. Glaubſt Du, ich finde ſie?“

„Wenn Du alt biſt und ein ſehr guter Mann warſt, Dein ganzes Leben, dann wirſt Du auch zu ihr gehen, in die ſeligen Gärten.“

Der Kleine wollte gar nicht mehr fort von ſeinem neuen Freunde und weinte, als man ihn zum Schlafengehen holte. Martha bot ſich an, ihn auszukleiden.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF
Digitized by Google

Aber Paul dankte und ſagte, er werde nicht mehr oft die Freude haben, es ſelbſt zu thun, und wolle es ſich nicht nehmen laſſen. Auf dieſe Weiſe ſtahl er ſich einige Augenblicke mit dem Kinde, das auf ſeinem Schoß betete, und dann in demſelben Athem ſagte: „Komm, Papa, wir wollen fort!“

„Wärſt Du denn ſehr traurig, hier zu bleiben?“

„Bei dem Gärtner bliebe ich gern, aber Du ſiehſt, man nimmt mich fort von ihm.“

„Ich werde die Tante bitten, daß Du ihn manchmal beſuchen darfſt.“

„Mußt Du denn über's Meer?“

„Ja, Kind, bald!“

„Aber, Papa, wer wird dann mit mir ſein? Wo ſoll ich bleiben? Laß mich zu meiner Mama! Wir waren ſo vergnügt zuſammen, und ſie geht in ſchönen Gärten ſpazieren, mit Springbrunnen, hat der Gärtner geſagt!“

„Ach, Kind! ich weiß den Weg nicht, ſonſt wären wir ſchon beide bei ihr!“

Er trug das Kind in's Bett, und eine ſchwere Thräne ſtand ihm in den Augen. Den Weg zur Mutter! Ja, wenn er den mit ſeinem Kinde zu gehen wagte, dann wäre alle Qual vorüber; aber ob das auch der Weg zu ihr wäre! Er hatte recht geſagt: er kannte ihn nicht! Als er zu den Geſchwiſtern in den kleinen Salon, der überaus hell erleuchtet war, zurückkehrte, ſah er ſo traurig aus, daß es ſeiner Schweſter leid that.

„Iſt das Bettchen gut?“ fragte ſie, um etwas zu ſagen.

„Ja, ich glaube wenigſtens; in dem Alter iſt jedes Lager gut. Man ſchläft eben.“

Dann ſahen ſie ſich Bilder an; Ellen ſpielte etwas Clavier, bald aber gingen ſie alle zur Ruh'.

„Wie gefällt Ihnen mein Kleiner?“ fragte Ellen beim Entkleiden Martha.

„Wer?“ entgegnete dieſe.

„Mein Neffe, wer denn ſonſt?“ ſagte Ellen verſtimmt.

„Er iſt ein Duckmäuſer.“

Ellen lachte etwas ſpöttiſch auf. „Warum denn, wenn ich bitten darf?“

„Gnädige Frau haben mich gefragt, ſonſt hätte ich natürlich geſchwiegen.“

„Natürlich,“ erwiderte Ellen gereizt und ſetzte dann hinzu: „Sie können gehen, ich brauche weiter nichts.“ Martha ging, ſie ging ſogar lautlos, obgleich ſie lieber die Thüre unſanft geſchloſſen hätte; aber auf ihrem Geſichte ſtand etwas geſchrieben, vor dem man erſchrecken mußte. Es ſah ſie aber Niemand, und ſo erſchrak Niemand.

Als Ellen im Bett lag, that es ihr ſehr leid, die gute Perſon gekränkt zu haben; ſie wäre am liebſten ſo im Nachthemde in Martha's Stube gelaufen, um ſie irgend etwas Gleichgültiges zu fragen; aber gerade, als ſie ihren Vorſatz ausführen wollte, trat ihr Mann in's Nebenzimmer. Um ihm nicht noch Erklärungen abgeben zu müſſen, beſchloß ſie, zu bleiben. Am nächſten Morgen war ſie froh darüber, denn nun ſie es ſich im Frühlichte überlegte, war Martha impertinent geweſen, und ſie, die

Herrin, mußte die Dienerin erziehen. Daß es etwas ſpät war, damit anzufangen, entging ihr.

„Biſt Du wach?“ rief Ellen ihrem Manne zu. Nun hatte Leo eine Leidenſchaft, das war, Morgens halbwach noch im Bette zu dämmern; Ellen aber hatte in den vielen Jahren ihrer Ehe nicht gelernt, ihn dann in Ruhe zu laſſen. Ja, es war, als fielen ihr Morgens, wenn er noch ſchlafen wollte, alle wichtigen Lebensfragen ſo ſchwer auf's Herz, daß ſie dieſelben durchaus erledigen mußte.

Leo gab eine Art Gebrumme zur Antwort, und wandte ſich oſtentativ der Wand zu, an welcher ſein Bette ſtand.

„Wie findeſt Du eigentlich den kleinen Nando?“ — Es erfolgte keine Antwort. Ellen wußte aber, daß Leo nicht ſchlief, und wiederholte: „Ich habe gefragt, wie Du Nando findeſt?“ — „Unausſtehlich!“ war die ärgerliche Antwort.

Ellen lachte ſpöttiſch auf, wie am Abend bei Martha's Urtheilsſpruch; dann dachte ſie bitter über die Herzloſigkeit ihrer Umgebung nach: Da kam ein reizender kleiner Junge, der ſo artig und guterzogen war, wie ſie nie einen geſehen, und in ihrem Hauſe hatte man nur den einen Gedanken, ihn ſobald wie möglich wieder los zu werden.

„Nun, ich werde Dir nicht lange mit meiner Familie läſtig fallen,“ ſagte Ellen, indem ſie aufſtand, und ſich in ihr Toilettenzimmer begab. Leo aber hörte ſie gar nicht, ſondern dämmerte ruhig weiter; er dachte gerade darüber nach, was er eigentlich für ein Verſchen

als Kind bei Tiſche gebetet, und es that ihm leid, daß es ihm nicht mehr vollſtändig einfallen wollte; er hätte es den Kleinen ſonſt lehren können.

Martha erſchien auf das Klingeln ihrer Herrin.

„Rufen Sie einmal das Kind her!“ ſagte Ellen, ohne den Morgengruß zu erwidern. Martha rührte ſich nicht. Ellen ſah ſich verwundert um. „Doch wohl erſt nach dem Bade!“ entgegnete Martha ruhig und begegnete dem Blicke Ellens, wobei es dieſer zum erſten Male auffiel, was für kleine, grüne Augen Martha hätte. „Sie haben Recht!“ erwiderte ſie aber wie eingeſchüchtert.

Nach dem Bade ging Martha, um das Kind zu holen, kehrte aber mit dem Beſcheide zurück: es wäre nirgends zu finden. Das war nun unwahr, denn ſie hatte den Kleinen an der Hand ſeines Vaters im Garten gehen ſehen, aber ſo lange ſie noch etwas zu ſagen hatte, ſollte er nicht in's Toilettenzimmer kommen; das war ihr Reich. „Er wird mit dem Kutſcherjungen von nebenan ſpielen,“ meinte Martha; „ſie haben geſtern ſchon Freundſchaft geſchloſſen, während gnädige Frau glaubten, daß der kleine Herr ſchliefe. Er hatte ſich leiſe herausgeſchlichen und ſtand mit ihm am Thor.“ — „Kinder halten zu Kindern,“ entgegnete Ellen, obgleich ihr dieſe Eröffnung ſehr unangenehm war, denn „der Kutſcherjunge von nebenan“ war für ſie ein Urbild des Schreckens, ein Kobold von Junge, der nach den Vorüberfahrenden mit Steinen warf, den Hofhund einmal mit dem Schwanze am Thor feſtgebunden hatte, durch's Gitter ſoviel Zweige, wie er konnte, abriß, ſo daß

er ſelbſt Leo's Gleichmuth ſchon einige Male erſchüttert hatte.

Beim Frühſtück draußen im Pavillon, nachdem ſie Nando neben ſich geſetzt, begann Ellen darum, dem Kinde zu ſagen, der Junge von nebenan wäre ſehr böſe, er riſſe die Blumen immer ab; unwillkürlich hatte ſie ſich ſchon in die Welt des Kindes hineingefunden und wußte ihm die Unart auf ſeine Weiſe zu veranſchaulichen. „Dann wird Onkel Leo ihm nie eine Blume ſchenken," meinte das Kind unerſchüttert, worüber Onkel Leo ſehr geſchmeichelt war. „Ja, aber Du mußt auch nicht mit ihm ſprechen, wie geſtern am Gartenthor." Das Kind ſah ſie verwundert an und ſchwieg. „Warum biſt Du geſtern heimlich hinausgegangen, als ich Dich ſchlafen gelegt hatte, Nando?" Der Kleine ſchwieg, hörte aber auf, ſein Mündchen mit Gebäck zu füllen. Leo und Paul ſahen Ellen verwundert an, und Leo ſagte: „Wie ſoll das Kind noch wiſſen, warum es geſtern hinausging?" — „Das weiß das Kind ſehr genau," meinte Ellen eifrig, „weil er gerade mit jenem Jungen geſpielt hat, Martha hat's mir erzählt!"

Jetzt ergriff Paul das Wort und fragte, indem er ſeine Hand auf des Knaben Kopf legte: „Haſt Du geſtern mit dem ungezogenen Jungen geſprochen, Nando?" — „Mit welchem Jungen, Papa?" — „Von dem Tante Ellen eben ſagte, daß er Blumen abriſſe." — „Aber, Papa, ich kenne ihn ja gar nicht; wenn ich ihn ſehe, will ich ihm aber ſagen, daß er keine Blumen abreißen darf."

Paul ſah ſeine Schweſter vorwurfsvoll an, während

Leo, zu seiner Frau gewandt, meinte: „Wer es nicht versteht, mit Kindern umzugehen, soll lieber nicht versuchen, sie zu erziehen!“ — „Das merke Du Dir nur,“ sagte Ellen gereizt und sah ihn böse an. Das Kind nahm seine großen Augen nicht von ihrem Gesichte fort in der peinlichen Pause, welche entstand. Mit einem Mal sagte es: „Aber auf mich bist Du nicht böse, Tante Ellen, nur auf den unartigen Jungen?“ Ellen erröthete, als sie das Kind küßte: „Du bist mein lieber Nando!“ — Er hatte ihr eben eine Lection gegeben in seiner Einfalt; sie schämte sich, vor dem feinfühligen Kinde so unfein gewesen zu sein.

Darum war sie auch ganz sanft gegen Martha, als sie dieselbe nach beendetem Frühmahle aufsuchte und ihr mittheilte, es wäre ein Irrthum, Nando hätte nicht mit dem Nachbarkinde gespielt. Die Dienerin sah sie mit gut gespielter Verwunderung an: „Das ist sehr möglich, gnädige Frau; mir hat es der Knecht gesagt, und ich wußte, als ich es wiederholte, gar nicht, daß Sie solches Gewicht darauf legten, ich hätte mich sonst näher erkundigt.“

Ellen fiel ein Stein von der Seele; sie hatte schon gedacht, Martha hätte das Kind anschwärzen wollen, ihr aber war alles Gehässige zuwider; sie liebte vor Allem Frieden und Ruhe; sie stand mit allen ihren Leuten gut und drückte lieber mal ein Auge zu. Sie wollte, daß alle Menschen, die in ihre Nähe kamen, einander gern hätten. „Das Kind ist wirklich reizend,“ sagte sie darum zu Martha, „ich werde es Ihnen nachher, wenn ich mit meinem Bruder ausfahre, ein wenig zuschicken.“ — „Ich

danke Ihnen sehr, gnädige Frau, ich habe zu thun und kann auf meine alten Tage nicht Kinderfrau werden; lassen Sie den Jungen nur mit dem Herrn; der sieht ja so wie so Niemand mehr an, seit das Kind im Hause ist, als den kleinen Affen." — „Aber, Martha, was soll das heißen? Mein Mann? Der findet den Kleinen leider unausstehlich." — „Ich weiß, was ich weiß," erwiderte Martha, und Ellen ging fort mit dem unbehaglichen Gefühl, daß ihre Kammerfrau sich unerhörte Dinge gegen sie herausnähme und sich gar nicht mehr einschüchtern ließe. Es war ein sehr unangenehmes Gefühl für einen friedliebenden Menschen, und außerdem fühlte Ellen sich beschämt, daß sie es so weit hatte kommen lassen. Sie würde Martha einmal strafen, indem sie den ganzen Tag nicht mit ihr spräche. Was konnte sie nur gegen das arme mutterlose Kind haben? Man mußte wirklich herzlos sein, um Nando nicht lieb zu gewinnen.

Das sagte sie auch ihrem Bruder, als die Geschwister im Wagen saßen, um nach der empfohlenen Pension zu fahren. Das Haus sah sehr freundlich aus, es lag in einem großen Garten und war sauber gehalten; zum Glück war dort auch gerade ein Platz frei. „Wir hätten noch vorgestern Niemand aufnehmen können, das Bett ist erst gestern frei geworden," sagte die Vorsteherin.

„Woher? So mitten im Semester?" fragte Paul. — „Der Kleine ward von seinen Eltern abgeholt." — „Er war doch nicht krank?" — „Nein, nur etwas erkältet." — „Wer war es?" fragte Ellen, um sich erkundigen zu

können. Nach einigem Zögern nannte die Vorſteherin einen Ellen unbekannten Namen. „Die Eltern leben auf dem Lande," ſetzte ſie hinzu.

„Scheint Dir das nicht bedenklich?" fragte Paul beſorgt; Ellen aber lachte. „Du ſiehſt wirklich Geſpenſter bei Tage; ein krankes Kind hätte man doch nicht auf's Land geſchickt, ſondern in's Kinderkrankenhaus!" — Paul fuhr zuſammen — alſo wenn ſein Kind krank würde, während er da draußen auf weitem Meere, würde es in ein Krankenhaus transportirt werden! In dieſem Augenblicke war ihm, als haßte er ſeine Schweſter. Aber er war daran gewöhnt, ſich zu beherrſchen, und fragte nur nach der Krankenabtheilung. Man zeigte ihm ein im Garten beſonders gelegenes Häuschen, das nur aus zwei Zimmern beſtand. „Aber wir haben, Gott ſei Dank, ſelten Gelegenheit, es zu benutzen," meinte die Vorſteherin, „Kinder, die erkranken, nehmen die Eltern meiſt zu ſich."

„Aber Kinder, die keine Eltern haben," entgegnete Paul finſter.

„Die haben doch wenigſtens Tanten," ſagte Ellen; aber Paul erwiderte nichts darauf; dies war Form; ihre wirkliche Geſinnung war vorhin herausgekommen. Er ſchärfte der Vorſteherin noch ein, daß ſein Kind noch nichts lernen dürfte und daß es mit größter Sanftmuth behandelt werden ſollte, auch daß man nie etwas verſäumen ſollte für ſeine Geſundheit. Alle nur erforderlichen Mittel würden ſtets zur Dispoſition geſtellt ſein. Die Vorſteherin entgegnete leiſe piquirt, daß ſie für alle Kinder ſorgte, als wären es ihre eigenen, und Ellen

ſagte: „Du vergißt ganz, Paul, daß ich hier bin und mich regelmäßig nach Nando umſehen werde.“

Als er im Wagen wieder Platz genommen, legte Paul ſeine beiden Hände vor's Geſicht, dann ſeufzte er tief auf und ſagte: „Mir iſt's, als könnte ich es nicht überleben, wie ſoll ich den Gedanken ertragen?“

Ellen ſchwieg wie eingeſchüchtert. Nach einer Weile meinte Paul: „Du mußt mir das verzeihen, Ellen, wenn Du es auch nicht verſtehſt.“

„Doch, ich verſtehe, daß Dir die Trennung ſehr ſchwer wird. Könnteſt Du nicht aus der Marine austreten?“

„Wenn Nando dadurch wieder eine Mutter bekäme, ja!“ erwiderte er bitter.

Am folgenden Morgen fuhr er ſelbſt ſein Kind in die Penſion. Abſchied von ihm zu nehmen, getraute er ſich aber nicht; er ſagte, er hoffte am nächſten Sonntag wieder zu kommen.

„Wie viel iſt bis Sonntag?“ fragte der Kleine.

„Drei Tage.“

„Und drei Abende ſoll ich ganz allein beten?“

„Mit dem lieben Gott, Nando,“ ſagte Paul, aber ihm wurde das Sprechen ſchwer. Dann winkte er ihm noch einmal zu; das Kind ſtand thränenlos, aber mit einem ſo todttraurigen Ausdruck in der Thür, daß der Vater ſich nicht getraute, ſich noch einmal umzuwenden. Er fuhr direct zum Bahnhof, ſchrieb von dort ein paar flüchtige Zeilen an ſeine Geſchwiſter, ließ ſich den fertig gepackten Koffer holen und reiſte ab.

Ellen ging am folgenden Tage in ihren hübſchen

Zimmern auf und ab. Sie ſchienen ihr ſo traurig und leer, was ihr früher nie in den Sinn gekommen war. Auch meinte ſie plötzlich, Leo brächte viel zu viel Zeit außer dem Hauſe zu. Dazwiſchen dachte ſie an den armen Paul. „Ich werde es Nando noch nicht am Sonntag ſagen, daß ſein Vater ſo weit fortgereiſt iſt!“

Martha räumte unterdeß eigenhändig alle Spuren des Beſuchs bei Seite. Als ſie von dem Stuhl, auf dem das Kind bei Tiſch geſeſſen, das Kiſſen fortnahm, ſagte Ellen, die gerade in's Eßzimmer ſchaute: „Laſſen Sie das nur weiter ſo, das kann ruhig ſo bleiben.“

„Aber er wird doch jedenfalls nicht heute zu Tiſch kommen?“

„Warum nicht?“ entgegnete Ellen, und wie ſie das geſagt, beſchloß ſie, das Kind gleich zu holen. Sie redete ſich ein, es wäre auch das Weiſeſte, damit er ſich allmählich an die Penſion gewöhnte; geſtern wäre er einen Tag dageweſen, heute, am zweiten, könnte er ſchon einmal wieder zurück.

Als Ellen in die Penſion kam und nach ihrem kleinen Neffen fragte, wurde ihr die Antwort zu Theil, ihr Mann hätte denſelben zu einer Spazierfahrt abgeholt: „Mein Mann?“ fragte ſie noch einmal, ganz befremdet.

„Ja, Ihr Herr Gemahl, der Onkel des Kindes.“

Ellen ging wieder heim; ſie war aber ſehr verletzt. Aus mancherlei Gründen; vor Allem ärgerte ſie ſich, daß ſie ihre Sehnſucht nach dem Kinde nicht ſtillen konnte, daneben aber beſchäftigte ſie ein Groll gegen ihren Mann. Sie fand es hinterrücks von ihm gehandelt, daß er ihr

vorher nichts von ſeiner Abſicht, Nando aufzuſuchen, mitgetheilt hatte, als hätte ſie nicht das nächſte Anrecht auf das Kind. Sie ging wieder im Zimmer auf und ab und dachte ſich aus, was ſie ihm ſagen wollte, wie ſehr er ſie gekränkt, und dabei wurde ſie immer ungeduldiger. Endlich fuhr ein Wagen vor: er kam, aber er war allein, ohne den Jungen! Das war zu arg! Sie lief ihm entgegen: „Warum haſt Du Nando nicht mitgebracht?“

„Ich? Nando?“ fragte er ganz verwundert.

„Dann werde ich ihn ſelbſt holen,“ ſagte ſie entſchloſſen, lief eilig nach Hut und Jacke und ſtieg in den Wagen, der davon fahren wollte.

„Aber, Ellen, welche Unvernunft, ſo unbedacht!“ warf Leo ein, aber ſie hörte nicht auf ihn. Sie mußte das Kind jetzt gleich holen; ſie fühlte ſolch einen Zorn gegen ihren Mann, der Heimlichkeiten vor ihr hatte und ſie augenſcheinlich in der Gunſt des Kindes ausſtechen wollte. Währenddem ſaß er ruhig an ſeinem Schreibtiſch und durchflog einige neu angekommene Acten.

Ellen fand ihren kleinen Neffen ſchon in ſeinem Bette, denn es war ſieben Uhr vorüber, als ſie endlich an das Penſionat gelangte. Einen Augenblick ſchwankte ſie; aber ſie war nicht gewohnt, ihren Willen zu zügeln, und ſie ſah Martha's ſchadenfroh lächelndes Geſicht vor ſich, wenn ſie ohne das Kind zurückkäme. Darum ſagte ſie entſchieden, der Kleine ſollte wieder angezogen werden und bei ihr die Nacht bleiben; ſie würde ihn am nächſten Tage wiederbringen. Das Kind war es natürlich ſehr zufrieden; die Vorſteherin zog ein wenig mit den Augen-

brauen und meinte, es wäre kein vernünftiger Anfang, aber ſie widerſetzte ſich doch nicht.

Als das Kind unterwegs aber einmal aufhuſtete, fühlte Ellen, wie ein kalter Stich ihr durch die Bruſt ging; wenn der Kleine ſich nun erkältete! Es war ein windiger Abend, wie er oft auf einen warmen Maitag folgt; ſie ſelbſt zitterte vor Kälte. Sie nahm das Kind, das bisher neben ihr geſeſſen und wortlos in die helle Wagenlaterne geſtarrt, auf den Schoß und drückte es an ſich; es war ihr ein neues, ganz eigenthümliches Gefühl. Der Knabe löſte ſein Köpfchen von ihrer Bruſt und ſuchte ſie genau anzuſehen; er konnte aber im Halbdunkel nichts erkennen und ſeufzte auf.

„Was iſt, mein Junge, thut Dir etwas weh?“ fragte ſie beſorgt.

Nando ſchüttelte den Kopf: „Nicht wahr, Papa iſt ſchon fort?“ ſagte er dann.

„Aber er kommt bald wieder,“ fiel ſie ihm ein.

„Nein, nicht bald, aber ich will ſehr artig ſein, damit die Zeit ſchneller vergeht,“ dabei ſeufzte er noch einmal.

Ellen fühlte ſich ſeinem reſignirten Kummer gegenüber ganz machtlos. „Hat der Onkel Dir geſagt, daß Papa abgereiſt iſt?“ fragte ſie ſchließlich.

„Nein, er ſagte, er wüßte es nicht genau, — aber daran merkte ich es,“ ſetzte er altklug hinzu.

Ellen war ſehr froh, als der Wagen nun in ihren gepflegten Hof einbog, und ſie das Kind unter Dach brachte.

Leo hatte ſich nicht von ſeinem Schreibſtuhl gerührt;

Ellen wußte gar nicht, was ihm eigentlich fehlte. Das Kind aber ging ſelbſtändig auf ihn zu, ſtellte ſich neben ihn und ſagte: „Ich bin hier, Onkel Leo.“ — „Das iſt ſchön, mein Junge!“

In demſelben Augenblicke wurde das Eſſen gemeldet, das ſchon mehr als eine Stunde über die gewohnte Zeit hinausgeſchoben worden war, und Leo nahm das Kind an der Hand und ging in's Speiſezimmer. Neben Leo's Couvert lag die Zeitung, die er nach raſch verſchlungener Suppe auseinander faltete und zu leſen begann. Der Kleine war noch mit dem Eſſen beſchäftigt, das nur langſam von Statten ging, da der Löffel zu groß war, ſo daß Ellen ihn ſchließlich fütterte.

„Warum lieſt denn Onkel Leo?“ fragte Nando mit gedämpfter Stimme und ſah ſeine Tante höchſt verwundert an.

„Er lieſt immer bei Tiſch, weil er Niemand hat, mit dem er ſprechen kann,“ entgegnete ſie, mehr für ihren Mann als für's Kind. Sie hatte ſich an dieſe Art ſo gewöhnt, daß ſie ihr bisher nicht ärgerlich geweſen war, plötzlich aber ſchien ſie ihr beleidigend.

„Aber er kann ja mit uns ſprechen?“ meinte der Kleine fragend.

Leo hatte das Geſpräch natürlich gehört und antwortete jetzt, indem er die Zeitung zuſammenfaltete: „Gewiß, mein Junge, Du haſt ganz Recht,“ und dann, ſich an ſeine Frau wendend, ſetzte er hinzu: „Ich bitte Dich ſehr um Verzeihung.“

„Oh, ich bin ja daran gewöhnt,“ entgegnete ſie kühl. Der Knabe beobachtete ſie beunruhigt.

„Du haſt mich zu ſehr verwöhnt," erwiderte ihr Mann und legte ſeine Hand auf die ihre, „es iſt Deine eigene Schuld."

Sie wurde roth unter ſeinem freundlichen Ton; ſie fühlte ſich wirklich ſchuldig; ſie wußte ſelbſt nicht, warum; ihr war, als hätte ſie ihn ſeit langer, langer Zeit immer abſichtlich mißverſtanden. Dazu des Kindes ſcharfe Augen, die aber jetzt freundlich blickten, als Ellen ſich zu lächeln beſtrebte.

„Mit wem haſt Du denn geſpielt, Nando, als ich Dich zu Frau Mehler zurückgebracht hatte?" fragte Leo.

„Mit einem kleinen Jungen, der Fritz heißt, aber der nicht ſehr artig iſt."

„Was hat er denn gethan?"

„Das kann ich gar nicht ſagen," erklärte das Kind wichtig.

„Auch mir nicht?" fragte Ellen, und das Ehepaar ſah ſich höchſt ergötzt an.

„Vielleicht in's Ohr," meinte Nando. Ellen wandte ihm das Ohr zu; er ließ ſich aber erſt verſprechen, ſie würde es dem Onkel nicht ſagen, weil der ſich ärgern könnte, dann flüſterte er recht vernehmlich: „Er ſagte, der Teufel ſollte die Madame holen."

„Das war nicht ſchön," erwiderte Ellen, die alle Mühe hatte, ihr Lachen zurückzuhalten. Leo fragte, was ſie geſpielt hätten? Sie hatten ein Haus gebaut aus Stäbchen und kleinen Korken. „Wahrſcheinlich Fröbel'ſches Syſtem," meinte Leo.

„Was iſt das?" fragte Ellen. Ihr Mann ſetzte es ihr auseinander, und ſie fand es ſo herrlich, daß ſie

ſich vornahm, am nächſten Tage einige ſolcher Spiele zu kaufen.

„Du wirſt ſie hier nicht bekommen, denn es giebt auch viele Gegner dieſer Schule, und gerade bei uns ſchwärmt man nicht dafür.“

„Wie viel Du darüber weißt, Leo,“ ſagte ſie. „Warum haſt Du mir früher nichts davon erzählt?“

Er lächelte: „Ich dachte, es intereſſirte Dich nicht.“

„O, mich intereſſirt Alles, was Du erzählſt. Was ſagen denn die Gegner?“

„Man meint, es ſei nicht richtig, ſo früh ſchematiſch vorzugehen; außerdem verſchwinden die feſten Grenzen zwiſchen Arbeit und Spiel in dem kleinen Gehirn, und derartige Dinge. Es giebt gewiß Kinder, denen das Spielen dadurch ganz verleidet wird.“

Nando gähnte und mahnte Ellen dadurch an ſeine Schlafenszeit, die lange vorüber.

„Leo,“ ſagte ſie ſchüchtern, „würde es Dich wohl ſtören, wenn ich das kleine Bettchen in unſer Zimmer tragen ließe?“

„Nein, ſtören würde es mich nicht, aber es iſt nicht vernünftig. Wir würden den Kleinen vielleicht aufwecken, wenn wir zur Ruhe gehen, und Morgens müßte er wieder auf uns warten, ehe er angezogen werden könnte. Laß ihn doch mit Martha im blauen Zimmer ſchlafen.“

„Wie Du meinſt,“ erwiderte Ellen und gab dem Diener entſprechende Weiſungen. Gleich darauf ſtanden ſie vom Tiſch auf; ſie nahm den müden Knaben in den Arm, um ihn in ſein Bett zu tragen; er war ihr aber zu ſchwer, ſie ließ ihn wieder hinuntergleiten und führte

ihn dann an der Hand hin. Nun wollte sie ihn schnell ausziehen; sie verstand aber zu wenig davon, und er war ein kleiner Pedant, welcher meinte, es müßte Alles in der gewohnten Reihenfolge geschehen, erst die Stiefel, dann die Höschen ꝛc. So dauerte es ziemlich lange, aber Ellen wollte keine Hülfe rufen, auch nicht beim Waschen, und als er wieder dabei hustete, wie vorhin im Wagen, wurde ihr ganz angst. Nun lag er endlich; sie hatte ihn warm zugedeckt und mit ihm gebetet und saß nun schweigend am Fußende des Bettes. Hin und wieder schaute sie zu ihm hin: er lag immer mit den großen, offenen Augen da und schien nicht schlafen zu können. Sie ergriff sachte seine Hand; sie war sehr heiß, und besorgt fragte sie, ob ihm etwas weh thäte? „Der Kopf," sagte er, aber einige Minuten später schlief er. Nun hätte sie leise fortgehen können, aber der Entschluß fiel ihr schwer; sie mußte Martha rufen, und sie wußte im Voraus, daß diese ungern bei dem Kinde schlafen würde. Viel lieber hätte sie es selbst gethan; sie wagte aber nicht, es ihrem Manne vorzuschlagen. Schließlich aber ging sie hinaus, klingelte und ließ Martha durch den Diener sagen, sie möchte die Nacht beim Kinde schlafen. Ellen setzte sich unter die Hängelampe in ihres Mannes Zimmer mit ihrer lange begonnenen und nie enden wollenden Stickerei. Leo wandte sich bei ihrem Eintritt um; es lag ein merkwürdiger Glanz auf ihrem Gesicht, der sie sehr verschönte, obgleich sie die Augen halb geblendet schloß. „Schläft der Junge?" fragte er. „Ja," antwortete sie leise, als ob ihre Stimme ihn wecken könnte; „aber er ist schwer eingeschlafen und schien

mir heiß.“ — „Vielleicht weil wir ungewohnt ſpät gegeſſen haben?“ — „Er hat aber außer der Suppe nichts zu ſich genommen. Ich fürchte, Leo, es war unvernünftig von mir, daß ich den Kleinen noch ſo ſpät abends herausnahm,“ ſetzte ſie ſchüchtern hinzu.

Er ſah ſie an. Sie, ſeine Frau, die immer Recht hatte, mit der er ſeit Jahren nicht mehr discutirte, weil ſie von ihrer eigenen Unfehlbarkeit ſo überzeugt war, ſie geſtand ein, Unrecht gehabt zu haben!

„Vernünftig war es vielleicht nicht, Ellen,“ ſagte er weich, „aber es wird ihm gewiß nicht ſchaden.“ Dann nahm er Platz neben ihr und blickte auf ihre Arbeit, als ob er ſie prüfen wollte.

„Du haſt gewiß irgend ein Buch über Kinderpflege,“ begann ſie; „könnteſt Du mir das nicht geben? Nun, da Nando manchmal zu uns kommen wird, möchte ich doch nicht ſo unwiſſend bleiben, wie bisher, wo ich nicht einmal den Namen Fröbel gehört hatte!“

Er ſtand auf und ſuchte in den langen Reihen ſeiner Bücher, fand aber nur ein franzöſiſches Buch, in dem er blätterte, das ihn aber nicht befriedigte. „Ich habe nichts als phyſiologiſche Studien über Kinder, Ellen; es hat uns für die Praxis immer zu fern gelegen.“ Als er es ausgeſprochen, fürchtete er, es klänge wie ein Vorwurf gegen ſie, den er durchaus nicht gemeint hatte, und er ſetzte, ſie mit dem Arm umſchlingend, hinzu: „Mein Kind biſt Du, und Dich ſtudirte ich immer ohne Bücherhülfe.“

„O, Leo,“ erwiderte ſie, „das iſt ja ganz wie in

den Flitterwochen! Wie kannſt Du mich nur ſo verwöhnen?"

In dem Augenblicke trat Martha ein und fragte ihre Herrin mit ſcharfer Stimme, ob es wahr wäre, daß ſie befohlen, ſie, Martha, ſollte bei dem fremden Kinde ſchlafen?

„Ja, liebe Martha, ich wollte Sie darum bitten," erwiderte Ellen eingeſchüchtert.

„Wie Sie befehlen!" ſagte jene mit unverſchämtem Tone. „Aber eins möchte ich . . . . ."

„Sie vergeſſen wohl, daß Sie zu ihrer Herrin ſprechen," fiel ihr Leo aufgebracht in die Rede. „Sie werden augenblicklich den Befehl ausführen, und zwar ohne ein Wort zu verlieren!"

Ellen zitterte förmlich bei ihres Mannes lauter und ungewohnter Heftigkeit. Sie dachte, Martha würde etwas erwidern; dieſe verließ aber das Zimmer. „Wie kannſt Du nur, Leo!" ſagte ſie erſchrocken.

„Was, ich ſoll dulden, daß dieſe unverſchämte Perſon ſo mit Dir redet?" — „Es iſt nur ihre Art und Weiſe." — „Dann mag ſie die ändern!"

„Du weißt, ſie hat mich auf dem Arme getragen und liebt mich über Alles." — „Deſto ſchlimmer, daß ſie dann ſo tactlos ſein kann." Damit ſetzte er ſich an ſeinen Schreibtiſch und kehrte ſeiner Frau den Rücken zu. So hatten ſie viele Abende ſeit langen Jahren verbracht, aber nach der warmen Atmoſphäre, die ſie eben Beide umhaucht hatte, empfand Ellen dieſes Fürſichſein ſchmerzlich. Nun war auch er böſe, wie Martha, und Alles um das kleine Kind! Nein, eigentlich nur

um ſie ſelbſt, denn ſie war unvernünftig geweſen und hatte den Jungen aus ſeiner Ruhe aufgeſtört. Nicht aus Freundlichkeit gegen den Kleinen, aus reinem Eigenſinn hatte ſie ihn geholt. Jetzt ſaß ſie da mit der Angſt, er könnte krank werden, und wagte doch nicht, noch einmal in ſein Zimmer zu gehen, aus Furcht vor Martha.

„Es iſt wohl Schlafenszeit," ſagte Leo um zehn Uhr, und ſie ſtanden auf. Ellen ſchlief trotz ihrer Sorgen ſchnell ein wie immer; ſie glaubte aber kaum erſt ein Auge zugethan zu haben, als ein Angſtſchrei ſie erweckte und ſelbſt aufſchreien machte: „Leo, um Gotteswillen, das Kind! Mach' Licht!" rief ſie und ſtürzte aus ihrem Bett in die Dunkelheit hinein. Ehe er Licht angezündet, war ſie an des Kindes Schlafſtubenthüre, die ſie vergeblich zu öffnen verſuchte, bis ihr Mann kam und den Schlüſſel, der auf der Außenſeite ſtak, umdrehte. Ellen wußte nicht mehr, ob ſie geträumt, daß Martha dem Kinde etwas zu Leide gethan, oder ob ſie wirklich einen Schrei gehört. Sie hatte nicht geträumt, denn der Kleine ſtürzte ihr zitternd und weinend in die Arme: „O, Tante Ellen, ich habe ſo nach Dir gerufen! Tante, der ſchwarze Mann kam mir nach, und die Thüre war zugeſchloſſen, Tante Ellen, geh' nicht fort!" Das Kind war im Fieber, und ſeine Augen glänzten wie Leuchtkugeln; ſeine Stimme war heiſer, und er keuchte beim Athmen.

Leo ſetzte das Licht auf den Tiſch, nahm das Kind in ſeinen Arm und legte es in's Bett. „Laß' mich ihn in mein Bett nehmen," bat Ellen. Er aber ſagte:

„Nein, ſei vernünftig und ruhig und gieb dem Kinde zu trinken. Nachher geh' und wirf Dir Etwas über, denn Du mußt hier bei ihm bleiben."

Leo hatte geſehen, daß das große Bett unberührt war, das kranke Kind alſo allein und eingeſchloſſen die halbe Nacht — denn es war 2 Uhr — verbracht hatte, und unwillkürlich ballte er im Zorn ſeine Fauſt.

Das Kind ſprach jetzt wirr durcheinander; er legte ihm ein naſſes Tuch auf den Kopf, das es ſich aber abriß. Als Ellen im Morgenrock wiederkam, ſagte Leo: „Ich gehe und hole jetzt den Doctor."

„Leo, bitte, geh' nicht fort," ſtieß ſie entſetzt hervor, „wenn mir das Kind hier ſtirbt! Was kann ich thun, ſag' mir wenigſtens, was Du glaubſt, daß ihm fehlt? Hat Jemand es vergiftet?"

„Unſinn," entgegnete er, „das Kind hatte ſchon geſtern Abend Fieber; vielleicht iſt es ein Bräuneanfall, er ſprach ſo heiſer, oder irgend eine Hautkrankheit. Wir dürfen nichts thun, ehe wir nicht den Arzt gefragt. Der arme Kleine!"

„Wie muß er ſich geängſtigt haben, ſo allein! Gott weiß, wie lange er geſchrieen hat."

Leo zog ſich an und ging fort; Ellen kniete unterdeß neben dem kleinen Bette, und die Thränen, die ſie verſchlucken wollte, rannen ihr über's Geſicht. Sie hielt die Hand des Knaben in ihrer Hand und drückte unaufhörlich ihren Mund darauf. Wenn er nur nicht ſtürbe, wenn dies ſüße Leben nur nicht verlöſchte, was wollte ſie nicht opfern, um dem Schickſal dies abzukaufen! Sie ſah nach der Uhr. Erſt fünf Minuten

waren vergangen, ſeitdem ihr Mann die Thür geſchloſſen, in einer Stunde früheſtens konnte er mit Hülfe wieder da ſein. Und was nützte ein Arzt, wenn Naudo wirklich todtkrank wäre! Sie könnte nie wieder froh werden im Leben, wenn er ſtürbe; ſie ſah die lange Reihe troſtloſer Jahre vor ſich liegen. An ihren Bruder dachte ſie noch gar nicht, nur an ihr eigenes Leid. Sie zählte des Kindes Athemzüge; mein Gott! ſie gingen immer ſchneller, und nun huſtete er, was für ein furchtbarer Huſten! Sie glaubte, er müßte erſticken, und richtete ihn auf. Da ſah das Kind ſich groß um und fragte: „Papa? Wo iſt Papa?“ Ellen antwortete nicht, ſondern legte ihn wieder hin und ſtreichelte ſein glühendes Geſicht, und er verfiel wieder in den Fieber-Halbſchlummer. Sie ſah ihn dabei ſchon todt vor ſich, und in ihrer Bruſt fühlte ſie einen ziehenden Schmerz, als müßte ſie auch darüber ſterben. War ſie denn ein Menſch geweſen, daß ſie dies Kind hatte unter Fremde gehen laſſen? Wahrſcheinlich hatte er ſich dort unter den anderen Kindern einen Keim zur Krankheit geholt; mit der durch Angſt geſchärften Erinnerung fiel ihr ein, daß in ſeinem Penſionsbettchen vor ihm ein Kind, das krank geworden, geſchlafen hatte. Wie hatte ſie nur ſo gedankenlos ſein können, das damals nicht zu berückſichtigen? Würde der Himmel ſie nicht dafür ſtrafen; konnte ſie, die ſo herzlos gehandelt hatte, auf Barmherzigkeit hoffen? Wenn aber das Kind gerettet wurde, dann ſollte es ihr Kind ſein; Alles, Alles würde ſie ihm opfern, auch ihres Mannes Liebe, wenn er wirklich ſo ſchlecht wäre, ſie darum weniger zu lieben. Sie wußte aber jetzt

plötzlich sehr gut, daß er sie nur mehr lieben würde, wenn sie sich mit Anderen mehr als mit sich selbst beschäftigte; hatte sie es nicht am nämlichen Abend gespürt, wie ganz anders er sie angesehen als seit vielen Jahren? Mit einem Male stand ihr auch ihr ganzes Eheleben klar vor Augen; welch' ein hohles Ding war ihr sogenanntes Glück gewesen! Jeder hatte für sich gelebt; wenn sie auch zu gebildet waren, um sich gegenseitig etwas Unfreundliches anzuthun, so hatte doch keine Wärme sie aneinander geschmiegt. Wie anders hätte es sein können! Mein Gott, wenn es nur nicht zu spät war, um neu anzufangen! Wieder hustete das Kind, und sie legte ihren Arm um ihn und flüsterte: „Nando, mein süßer Knabe, Nando," und küßte seine Haare, während ihre Thränen auf sein Kissen strömten. Nie im Leben hatte sie so geweint, nie im Leben etwas so geliebt, wie jetzt dies arme kranke Kind. Konnte ihre Liebe es nicht von der Krankheit erlösen? Er sprach wirre Dinge, sie verstand nichts davon; nur doppelt schmerzlich zuckte es in ihr zusammen, als er plötzlich von seiner Mutter sprach. Da dachte sie an ihren Bruder. Jetzt, an ihrer eigenen Liebe, jetzt wußte sie, wie er an ihm hing, und was ihm der Abschied gekostet hatte; bisher waren es Worte für sie gewesen. Da hörte sie Wagengerassel; Leo kam mit dem Arzt zurück.

Das Kind hatte eine Halsentzündung; Gefahr war für den Augenblick nicht, doch konnte der Zustand ein beginnendes Scharlachfieber sein.

„Ellen, leg' Dich nieder," sagte Leo, der seiner

Frau große, gespannte Augen mit Sorge sah. „Ich bleibe bei dem Kinde. Du bist sonst morgen selbst krank."

Aber Ellen ließ sich nicht fortschicken. Sie hatte ungeahnte Kräfte; nicht eine Nacht, viele blieb sie bei dem Kleinen, sie wollte sich ihr Kind verdienen. Es wurde ein schweres Scharlachfieber, und Tage lang schwebte der Knabe zwischen Leben und Tod. Vielleicht wäre er ohne solche Pflege wirklich nicht erhalten worden.

Am ersten Morgen nach des Kindes Erkrankung war Martha in's Zimmer gekommen. Ellen hatte sie in ihrer Todesangst ganz vergessen, aber nun erwachte der Groll gegen sie, zumal als sie begann: „Sehen Sie, gnädige Frau, was daraus wird, wenn man fremde Kinder . . . ."

Ellen machte eine zornige Handbewegung und wies ihr die Thür. Später, als sie das Kind verlassen konnte, ging sie zu ihrem Manne und sagte ihm, sie könnte Martha nicht mehr sehen, er möchte sie fortschicken; eine Pension wollte sie ihr zahlen, im Hause aber könnte sie dieselbe nicht mehr dulden, mit dem süßen Kinde zusammen. Leo sah sie an:

„Handelst Du auch nicht übereilt, Ellen; wird es Dir nicht leid werden?"

„Was?"

„Die alte Dienerin fortzuschicken?"

„Du weißt nicht, wie sie das Kind haßt! Und vom Kinde können wir uns doch nicht mehr trennen, nicht wahr?"

„Gewiß nicht, Ellen; es ſoll uns nicht nur glücklich machen, auch gut!“

„Alſo aus Egoismus wollen wir es zu uns nehmen?“

„Natürlich! Aber es gibt auch erlaubten Egoismus, der Andere beglückt.“

Die Schwiegermutter.

„Les yeux bleus vont aux cieux, les yeux noirs vont en purgatoire“, klang es von luſtigen Lippen im Lernſaal des sacré coeur. „Est les yeux verts?“ frug ein ſchlankes Mädchen mit meerfarbenen Augen, ſchwarzen Wimpern und langen, dunkeln Brauen, die ſich über der feinen Naſe faſt begegneten. „Les yeux verts vont en enfer!“ warf die Schwarzäugige zurück, als hätte ſie noch immer einen bedeutenden Vorzug, wenn ihr auch der Himmel verſchloſſen blieb. Die ſchönen Brauen zuckten ein wenig, aber der fragende Mund blieb lächelnd über den Zähnen geöffnet, als eben die Thüre aufging und mit ſtrengem Antlitz eine Nonne eintrat. „Eleonore!“ ſprach ſie, indem ſie direct auf das ſchöne Mädchen zutrat. Dieſe zuckte zuſammen, und flammende Röthe überflog einen Augenblick das tadelloſe Oval, das ſofort wieder bleich wurde, unter einer Maſſe goldbraunen, kräuſelnden Haares.

Die Wimpern ſenkten ſich einen Augenblick wie ein weicher Flügel, dann aber ſahen die grünen Augen mit weiten Pupillen der Nonne in's Geſicht,

mit einem Gemiſch von Drohung und Schadenfreude. „Kannſt Du mir nicht ſagen, Eleonore, wer wohl unſere Claviere mit Maikäfern gefüllt hat?“

Tiefe, athemloſe Stille.

„Warum ſoll ich immer Alles gethan haben?“ ſtieß das junge Mädchen endlich heraus.

„Weil hier der Verräther an Deinem Kleide hängt!“ ſagte die Nonne und hob das Thier in die Höhe. Ein leiſes Kichern durchflog den ganzen Saal. Man war der Miſſethäterin dankbar, die den unleidlichen Clavierſtunden für eine Reihe von Tagen Einhalt gethan.

„Kann mir denn nicht im Garten ein Maikäfer angeflogen ſein?“

„Ja, im Garten, in dem Du die halbe Nacht zugebracht. Wenn Du nicht augenblicklich geſtehſt, ſo wird Deine ganze Claſſe geſtraft.“

„Natürlich habe ich es gethan, und es thut mir gar nicht leid,“ ſagte Eleonore trotzig.

„So wirſt Du während acht Tagen Arreſt bei Waſſer und Brod darüber nachdenken, ob es Dir leid thun ſollte, und während zwei Monaten wirſt Du den Garten nicht betreten.“

Wie düſter konnte das ſchöne Geſicht werden, wenn die Brauen ſich ſchloſſen, wie dunkel der Schatten um die Augen, wie bitter der Mund. Sie neigte den Kopf und folgte der Nonne, ohne ſich umzuſehen; als ſie aber an ihren Geſpielinnen vorüberſchritt hörte ſie: „Liebe Leo! Gute Lona! Herzige Ello! Arme Ellenor!“ und fühlte manchen verſtohlenen Händedruck.

Kaum hatte ſich die Thüre geſchloſſen, da brach

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

ein wahres Stimmengewirr los. Die Verständigen tadelten. Die Uebermüthigen jubelten. „Weißt Du was?“ rief die Schwarzäugige. „Heute Nacht mache ich den Klöppel an der Schulglocke fort. Unsere Schwester Pförtnerin ist taub. Da kann sie läuten und läuten und läuten, und wir schlafen wie die Marder! Und wenn sie mich strafen, so komme ich zu meiner Ellenor, das ist mir eben recht!“ —

„Und ich!“ rief eine Andre, „seife die ganze Treppe ein. Wenn dann die Nonnen Morgens herunter wollen, dann paßt auf, wie schnell das gehen wird!“

„Acht Tage Arrest bei Wasser und Brod und zwei Monate ohne Garten!“ sagte ein rothwangiges Mädchen mit hellen, blauen Augen. „Da oben ist's nicht schön! Ich rath' euch, seid doch vernünftig!“ —

Hoch unter dem Dache war das Stübchen, das wohlbekannte graue Stübchen mit Backsteinboden, zu dem durch eine Luke ein Stückchen kalten grauen Himmels gehörte, das einzige Helle, nach dem nothwendig die müde geweinten Augen immer wieder wandern mußten, ob sie wollten oder nicht. Nichts war in dem kleinen Raume als ein Brett mit einer Wollendecke. Früher, erinnerte sich Eleonore, hat ein Tisch und ein Stuhl da gestanden; man hatte sie aber einmal dabei ertappt, wie sie den Stuhl auf den Tisch gestellt hatte, zu der schmalen Luke hinaus wie eine Katze sich gewunden und manche Stunde auf dem abschüssigen Dache zugebracht hatte, hoch über dem Gewühl der Stadt Paris; seit dem Tage waren Tisch und Stuhl entfernt worden, und nur das Brett war übrig. Auf einem Gesimsvorsprung lag das Brod und stand der Krug

Waſſer, ſonſt war nichts in dem Raume, nicht einmal ein Ofen. Fror man, konnte man ſich in die Decke wickeln, die rauh und ſchwer genug war. Früher gab es allerlei Gekritzel an den Wänden, Caricaturen und Verſe. Die waren überſtrichen worden, und zu Eleonorens Entſetzen mußte ſie ſich zuerſt auskleiden und Alles wurde ihr genommen, Bleiſtift, Meſſer, eine kleine Handarbeit, und ſogar ihr Heiligthum, das Notizbuch, das ſie verborgen auf der Bruſt trug. Sie wollte es raſch zerreißen. Die Nonne kam ihr aber zuvor und entwand es ihr. Zitternd vor Zorn, Scham und Kälte ſtand ſie noch im Hemde da, als die Thüre in's Schloß fiel und die Nonne, die kein Wort geſprochen als den Befehl, ſich zu entkleiden, mit ihrer Beute verſchwunden war. Das Notizbuch wurde ſofort der Oberin überbracht, und was darin ſtand, war nicht geeignet, die Strafe zu mildern, die über den jungen Rebellen verhängt war. Spottgedichte, äußerſt ähnliche Caricaturen füllten neben ſtürmiſchen Ergüſſen die eng beſchriebenen Blätter.

Eleonore ſah im Geiſte die Nonnen die Köpfe zuſammenſtecken über ihrem Büchlein und ſie verdammen und verachten und anklagen ob mancher Schuld, die zu wenig beachtet worden war. Sie ſah ihre Kleider an, die noch auf der Erde lagen, und dachte: Wenn es nur Winter wäre, ſo würde ſie ſich nicht mehr anziehen, um zu erfrieren. Das würde ihnen dann recht geſchehen. Sie hatte gehofft, auf dieſen letzten Streich hin fortgejagt zu werden. Statt deſſen nichts als Carcer in ſeiner ſtrengſten Form. Eine Strafarbeit wäre faſt eine angenehme Zerſtreuung geweſen. Aber das Nichts ſtarrte

ſie an. Und acht Tage ſollte ſie das aushalten! Kein Laut drang zu ihr herauf, nicht einmal das Aechzen der Claviere unter dem Reinigungsproceß. Das wäre ein Troſt geweſen. Aber ſie dachte ſchon gar nicht mehr daran. Sie dachte, daß ſie eine Waiſe ſei und verlaſſen in der Welt — vielleicht für Jahre noch in der verhaßten Schule. Dann bekam ſie auf einmal entſetzliches Heimweh nach dem faſt vergeſſenen Lande ihrer Kindheit, nach der großen rumäniſchen Sonne, nach den unabſehbaren Kornfeldern, nach den Bauern mit den dunkeln Augen, weißen Hemden, breiten Gürteln, nach der ſüßen Sprache, die ſo viele, viele Schmeichelworte enthielt, Duduia und Mititica und Dragulitza und Inimioara und alle die ſüßen Worte, die von der Mutter und der Amme über ſie ausgeſchüttet wurden; denn ſie war das einzige Kind, der Abgott, der Haustyrann geweſen, und jetzt war ſie hier! Ein Thränenſtrom ſchüttelte ſie, ſo daß ſie ſich an die Wand lehnen mußte. Dann warf ſie ſich auf ihre Kleider, vergrub ſich hinein und jammerte: „Mutter! meine Mutter, Maiculitza! Nimm mich zu Dir! Ich bin ſo unglücklich! Mütterchen! Warum biſt Du todt? Sag' noch einmal Duduia! Mutter! Maiculitza!“ — Endlich ſtand ſie auf und zog langſam das verhaßte ſchwarze Kloſterkleid wieder an. Es kam ihr noch unleidlicher vor, ſeit ſie an die farbenreiche Heimath gedacht, an die ſonnige Gluth, an die Blumenfülle, an die bekränzten Mädchen mit den rothen Röcken und den reich geſtickten Hemden. Faſt hätte ſie ihr Kleid wieder heruntergeriſſen, wenn ſie ſich nicht geſchämt hätte. Ihr war es, als hörte ſie die Zigeuner zum Tanze geigen,

lang vergeſſene Melodieen; Alles ſtand in merkwürdiger Deutlichkeit da: der Geruch des friſchen Heues, die ſchönen grünen Krüge, die weißen Holzkannen, die die Mädchen auf der Schulter trugen. Sie wurde darüber ſo durſtig, daß ſie trinken mußte. Gleich ſetzte ſie aber den Krug wieder hin und ſchüttelte ſich. Das ſchmeckte nicht wie das Waſſer daheim, das herrliche Waſſer, das in dem heißen Klima die erſte Rolle ſpielt. „O, mein wunderſchönes Land!“ rief ſie, und ſtreckte die Arme aus. Und wieder ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen. Die erſte Nacht ſchlief ſie tief und feſt, vor Weinen ermattet. Sie hatte von der Heimath geträumt, von der Mutter Schoß. Ihre Züge hatte ſie vergeſſen, aber die weichen Arme, die zarte Bruſt, an der ſie lehnte, fühlte ſie noch. Das Erwachen war ſo verwirrt, daß ſie zuerſt gar nicht begreifen konnte, wo ſie war. Erſt die Schmerzen im Rücken und in den Gliedern erinnerten ſie daran, wo ſie gelegen. Jetzt war ſie müde, todtmüde und hungrig. Das Brod von geſtern war trocken und zähe; ſie aß nur ein kleines Stück, und dann war ſie ſo ſatt, als hätte ſie zuviel gegeſſen. Um ſich zu erwärmen, begann ſie in dem engen Raum auf und ab zu wandeln, fror dabei aber immer mehr. Als die Sonne aufging, ſtreifte ein röthliches Licht die Decke und erloſch wieder. Der Raum und der Himmel waren wieder gleich grau. Die Langeweile, die für Kranke heilſam iſt, wirkt auf Geſunde wie eine Krankheit, und je mehr Temperament vorhanden, je ſchneller bringt ſie zum Fieber. Die lymphatiſche Natur wird ſchläfrig und melancholiſch, die ſanguiniſche wird raſend,

und Einzelhaft iſt ein gefährliches Experiment. Am Abend des zweiten Tages hatte Eleonore glühende Wangen, und in der Nacht ſah ſie Geſpenſter. Eine Hallucination jagte die andere, und ihr Herz hörte nicht auf zu hämmern. Raſtlos arbeitete die Phantaſie und führte ihr ein Schreckbild nach dem andern vor, bis ſie in Schweiß gebadet unter ihrer Decke lag und vor Angſt kaum zu athmen wagte. Die dienende Schweſter, die ihr Brod und Waſſer wechſelte, berichtete, ſie habe immer noch nicht geſprochen und habe große ſchwarze Ringe um die Augen. Die Oberin blieb unerbittlich. Das kleine Büchlein ſollte abgebüßt werden, ſelbſt wenn das Mädchen darüber krank würde.

Eleonore fürchtete ſich vor der nächſten Nacht und legte ſich deshalb gar nicht hin, ſondern wandelte auf und ab, auf und ab in der dichten Dunkelheit, bis ſie vor Schlaf gegen die Wände taumelte und endlich traumlos entſchlief. Am andern Tage war der Trotz obenauf. Alle Dämonen waren erwacht, wie es bei Einſiedlern und Asketen häufig vorkommt. Alles Böſe in ihrer Natur tanzte den Reigen in ihrem Gehirn, und ſie lächelte manchmal über ihre Rachegedanken. Sie fühlte eine Kraft, als würde ſie alle Nonnen erſchlagen und das ganze Kloſter in Brand ſtecken, und mit wahrer Wonne malte ſie ſich das Züngeln der Flammen aus, und von welcher Seite es am leichteſten wäre, es zu erreichen. Die Dunkelheit war ihr heute ſehr willkommen; da arbeiteten die Gedanken freier, und ſie ſah rothe Gluth vor den Augen.

Einmal hob ſie den Blick; da ſchaute ein Stern

zur Dachluke herein. Er brachte ſie für einen Augenblick auf andre Gedanken. Ihr fiel der Himmel ein; aber ſie glaubte nicht daran. Religionslos mußte ſie aufwachſen, da es auf das Strengſte unterſagt war, ſie im katholiſchen Glauben zu unterrichten. So hatte ſie alle Formen ohne Verſtändniß mitgemacht und ſie leer und ſchal gefunden. Ihre Zweifel ſchloß ſie tief in ihre Bruſt ein, und in das verhängnißvolle Büchlein, das nun von Hand zu Hand ging und dem Beichtvater des Kloſters ſchweres Kopfſchütteln verurſachte. Schlaflos kämpfte ſie dieſe Nacht gegen Glauben und Hoffnung. Dumpfe Verzweiflung zog in ihr Herz, und ſie kam ſich ſchlecht vor, als ſei ſie nie gut geweſen, und könne es nie mehr ſein. Am Morgen lag der tragiſche Ausdruck auf ihren Zügen, der die Nonnen ſo oft beunruhigte und ſchlimme Weisſagungen veranlaßte. Regungslos ſtarrte ſie vor ſich hin. Die dienende Schweſter ſchien ſie gar nicht zu bemerken; die kam ganz ängſtlich herunter und meinte, das kleine Fräulein werde wahnſinnig. „Und wenn es einen Gott giebt, ſo giebt es auch einen Teufel," ſagte Eleonore mit blaſſen Lippen. „Gott hilft mir nicht; der hat mich verlaſſen und vergeſſen; ſo will ich's mit dem Teufel probiren." Sie zog eine Haarnadel aus dem Haar, ritzte damit ihren Arm und ſchrieb mit ihrem Blute in großen Zügen an die Wand Eleonore.

„Teufel! Höreſt Du! Dir will ich gehören, wenn Du mich hier herausholſt!"

Sie hatte das laut gerufen, und hielt nun erſchrocken inne; ſie ſchaute hinter ſich, ob er nicht ſchon

leibhaftig vor ihr stünde, und stieß fast einen Schrei aus, als sich ein Schlüsselbund am Schloß vernehmen ließ. Einen Schritt hatte sie nicht gehört. „Sie sollen sofort in's Sprechzimmer hinunterkommen," sagte die Nonne. Eleonore starrte sie wortlos an. „Haben Sie gehört? Sie sollen hinunterkommen; Ihre Tante ist da."

„Meine Tante? Meine Tante Sabine?" Ihr stockte der Athem vor Herzklopfen, als sie in's Sprechzimmer eintrat. Die Tante war eine hübsche junge Frau, die ihr entgegen eilte und sagte: „Du weißt, ich nehme Dich mit; ich habe einen Mann für Dich. In drei Wochen wirst Du eine Frau sein! Freust Du Dich nicht?"

Eleonore ließ die Augen von der Tante zum Onkel, dem Vormund, schweifen, und wenn der nur ein klein wenig Psychologe gewesen wäre, so hätte er sich über den sphynxähnlichen Ausdruck in des jungen Mädchens Gesicht gewundert. So aber nickte er nur mit dem kahlen Kopfe, rieb die Hände leise zusammen, als wüsche er sie, und sage: „Ja, eine sehr gute Partie."

„Aber, ich kenne ja gar Niemand!"

„O, das ist nicht nöthig," rief die Tante, „ich habe ihm Deine Photographie und Dein Vermögen unter die Nase gehalten, und er hat ohne Besinnen zugegriffen. Er hat ein schönes Gut und ein Gestüt, und heißt Scherban, und sein Gut heißt Boldeni. Das liegt sehr hübsch, mit Wald und Weinberg, an der Jalomitza, und Du wirst sehr vergnügt sein!"

Eleonore hörte immer noch wie abwesend zu; sie fühlte noch den kalten Schauer im Rücken und die

Furcht, ſich umzuſehen, als ſtünde der leibhaftig hinter ihr, den ſie vorhin angerufen. Sie hätte eine Welt gegeben, um das jetzt vergeſſen zu können, und den Uebermuth zurückzurufen, der ſie noch vor wenig Tagen erfüllte. Ihre Geſpielinnen hörten auf, ſie zu beneiden, als ſie ſie ſo verändert ſahen. Mit träumeriſchen Augen und bleichen Wangen nahm ſie von ihnen Abſchied, als käme ſie aus einer fremden Welt, um in eine andere fremde, ferne Welt zu verſchwinden, wie eine Sternſchnuppe. „Dem Teufel verſchrieben!“ Es war, als flüſtere es ihr Jemand zu. Ihr war, als würde der Bann ſich nicht löſen, ſo lange ihr Name in Blut nicht zugeſtrichen wäre. Eines der Mädchen ſchlich hinauf, in das kleine Gefängniß! Sie wollte ſehen, ob ſie nicht eine Spur fände von dem, was Eleonore ſo verändert. Sie fand den Namen und ſagte es den Andern, und verſtohlen ſchlichen ſie hinauf, es zu ſehen, als hinge ein Zauber daran. Mit Blut! Was hatte ſie gedacht? Die dienende Schweſter wurde viel gefragt, wußte aber nichts, oder wollte nichts ſagen. Der Carcer blieb für längere Zeit unbenutzt, und ſo blieb der Name, bleicher und dann dunkler werdend, von den Nonnen unbeachtet.

Mehr als Alle erſtaunte aber die Oberin, als Eleonore, die Unbeugſame, bei ihr eintrat, auf die Knie fiel und ſie inbrünſtig bat, ihr zu verzeihen, das Schlechte zu vergeſſen, das ſie gethan; ſie könne ſonſt nie und nimmer glücklich werden. Sie hätte gern um ihren Segen gebeten, wagte es aber nicht, ſie, die ſich dem Teufel verſchrieben. Als aber die Oberin ihr von ſelbſt die Hand auf's Haupt legte, da begann ſie ſo zu

ſchluchzen, daß die alte Frau dachte, ſie habe ſich doch alle die Jahre in dem Kinde geirrt, und es vielleicht mit allzu großer Strenge behandelt. Eleonorens Beiſpiel großer Reue beſtärkte die guten Damen im Syſteme der Einzelhaft, anſtatt ſie über die Schädlichkeit desſelben zu belehren.

Sie hätte ſich wollen ſelbſt einſperren und beichten, was ſie gethan und mit Faſten und Kaſteien den Fluch loswerden — zu ſpät. Die Thore des Kloſters ſchloſſen ſich hinter ihr, die unſchuldige Kindheit war mit einem Schlage verſunken, und ſie fuhr hinein in's große Leben.

Der Lootſe, der zeitweilig ihr Schiffchen ſteuerte war wenig dazu geeignet, den Sturm ihrer Seele zu verſtehen oder zu beſchwichtigen. Die gute Tante ſchleppte ſie von einem Laden in den andern, um ihr eine wunderſchöne Ausſtattung zu machen, und meinte damit wie eine Mutter an der Waiſe zu handeln. Dann ging es zum Photographen. In zwölf verſchiedenen Aufnahmen und Toiletten ſollte ihre Schönheit zur Geltung kommen. Eleonore hatte von Paris ſo gut wie nichts geſehen, und jetzt ſah ſie auch nicht viel mehr als Straßen und Kaufläden; aber es war doch Bewegung und Zerſtreuung und kindiſches Vergnügen am Putz, an ihrer eignen Schönheit. Sie war auch gar nicht ſo ungeduldig, die Heimreiſe anzutreten, ſeit ſie am Ende derſelben den unbekannten Bräutigam ahnte, nach dem ſie gar kein Verlangen trug. Als aber Wien hinter ihr lag, begann ſie doch, ſich zu freuen und ſich die Heimath auszumalen. Beim Nähern der rumäniſchen Grenze jubelte ſchon ihr Herz im Anblick der Büffelwagen, der Fuhren

mit zwölf bis achtzehn kleinen Pferden, die manchmal von einem einzigen reitenden Burſchen im weißen Hemde mit breitem Gurt und der Lammfellmütze gelenkt wurden. Schon wurde der Himmel anders, von dem tiefen ſatten Blau des Orients, mit der großen, großen Sonne, die ſo viel mehr Strahlen hat, als in den kälteren Ländern. Die Luft wurde heiß, und trotz des ungeheuren Staubes war es Eleonore wohl in der Hitze, wie einer Eidechſe. Sie hatte förmlich geſchmachtet nach ihrer Sonne und oft ihre Schulgefährtinnen ausgelacht, wenn die von Hitze ſprachen und die Rollläden herabließen, während ſie noch die bleiche Pariſer Sonne aufſuchte, um ſich zu erwärmen.

Sie hatten die Eiſenbahn verlaſſen und beſtiegen nun ihren breiten, bequemen Reiſewagen mit acht Poſtpferden und zwei Poſtillonen, und nun ging es durch das blühende Land dahin, in rumäniſchem Tempo, dem Gute des Onkels, Morineni, zu. Eleonore jauchzte über die raſche Fahrt, das Knallen und Schreien der Poſtillone, über die ſchönen, feuerrothen Röcke und weißen Hemden und Schleier der Frauen, die in den Feldern arbeiteten. Bauern ritten an ihnen vorüber, die ſo ſtattlich zu Pferde ſaßen, als wären ſie mit dem Thiere zuſammengewachſen; ihre weißen Mäntel fielen von den Schultern nach rückwärts, innen von Pelz; außen war das Leder reich geſtickt, wie auch das ärmelloſe Wamms, das feſt den Oberkörper umſchloß. Frauen ritten vorüber, die wie die Männer zu Pferde ſaßen, und dabei doch reitend ihre Kinder ſtillten. Unzählige Heerden zogen den Bergen zu. Eleonore lachte über die zottigen

Esel, die einen förmlichen Pelz auf dem Leibe hatten und das Gepäck der Hirten trugen, sowie über die Hunde, die aussahen wie Schakals und wie junge Bären.

Vorbei, vorbei wie im Traume. Wie im Traume erschien ihr die fröhliche Kinderzeit wieder, wo sie mit ihrem Vater über die Felder hinjagte und die Stücke Mamaliga kostete, die eben aus dem schwarzen Kessel geholt wurden zum Morgenimbiß. Heimathliche Laute schlugen überall an ihr Ohr. O! meine wunderschöne Sprache! dachte sie; als sie aber in ihrem Kopfe Sätze bilden wollte, konnte sie es nicht mehr, und Thränen traten ihr in die Augen über den Gedanken, ihre Muttersprache vergessen zu haben. Hell lachte sie auf über einen kleinen Buben, der nichts anhatte, als ein sehr kurzes Hemd und eine ungeheure Lammfellmütze, und der eine Gans, die fast so groß war, als er selber, in die Arme genommen hatte, um sie vor einem riesigen Schwein zu retten, das sie grunzend attaquirte.

Von fern in den Feldern sah sie die großen Hebebäume der Brunnen emporragen, an denen der Eimer hinuntergelassen wird, und wenn man nahe herankam, dann standen die Mädchen barfuß daran, mit seitwärts aufgeschürzten Röcken und Nelken hinter dem Ohre.

Vorbei, vorbei; eine ganze Büffelheerde kam ihnen entgegen, vielleicht hundert Stück dieser vorsündfluthlichen Thiere, die dem Flusse zueilten und sich rasch hineinlegten, so daß nur noch ihre glänzenden Nasen und zurückgebogenen Hörner über dem Wasser sichtbar waren. Jetzt erreichten sie selber die Furth, und hindurch ging es, unter lautem Zuruf und Antreiben der Pferde. Der

Fluß war durch einen Regenguß ſtark angeſchwollen, und Eleonore klopfte das Herz vor Angſt, als das rauſchende Waſſer faſt in den Wagen hereinkam und jeden Augenblick drohte, das ganze Gefährt umzuwerfen oder davonzutragen.

„Jetzt ſind wir bald zu Hauſe!“ ſagte die Tante. „Ich denke, Scherban wird uns entgegenfahren und begrüßen. Ja, dort iſt er, auf des Onkels Pferde!“

In dem Augenblick ſprengten zwei Reiter an den Wagen heran, der Eine von rechts, den Onkel begrüßend, der Andre von links, ſich der Tante zuneigend. Eleonore würdigte den Bärtigen von links kaum eines Blickes, da er nicht groß war und nicht ſchön; der von rechts war dagegen wie eine Tanne, mit tiefliegenden ſchwarzen Augen unter buſchigen Brauen, einem langen, wehenden Schnurrbart und ſcharf gebogener Naſe, — ein prachtvolles Banditengeſicht. Es gab Eleonore ein Gefühl von Zittern im Herzgrübchen, wie der ſchöne Menſch ſich elegant vor ihr verneigte. Die Tante hatte ſo eifrig mit dem Andern geſprochen, daß ſie einen Augenblick ihre Nichte vergeſſen. Jetzt wandte ſie ſich eifrig nach ihr um: „Eleonore, mein Vetter Scherban!“ Das junge Mädchen erröthete bis in die Haarwurzeln und verneigte ſich ernſt und ſchweigend. Ihr wurde es ganz kalt im Herzen. Der war ja gar nicht ſchön, der Andre. Die Tante mußte ſich verſprochen haben. Der Schöne wurde ihr als Vetter Mihai vorgeſtellt. Alſo war es wirklich ſo. Der unanſehnliche Menſch dort war der Bräutigam, dem ſie bereits ohne Widerrede gehörte! Es war gräulich!

Die beiden jungen Männer ſprengten neben dem Wagen her; nun kamen noch andere Reiter entgegen, Intendanten und Bauern, Jäger und Schullehrer, ſo daß eine ganze Cavalcade in den Garten und Hof von Morineni einbog. Die beiden Herren ſprangen von den Pferden, den Damen aus dem Wagen zu helfen, wobei Scherban der Frau Sabine, Mihai Eleonore die Hand reichte.

Kühl und friſch nahm ſie der Hausflur auf, wo eine Unzahl von Dienerinnen ſie mit Blumen erwarteten und eifrig ihnen die Mäntel abnahmen.

Vom Flur kam man geradeaus in den Salon, während rechts und links Thüren in verſchiedene Schlafzimmer aufſtanden. Vom Salon aus hatte man einen hübſchen Blick über Fluß und Teich, ſogar über mehrere Teiche, nach einem Walde und in eine glitzernde Ferne hinein. Sofort wurden Bretter mit Dultſchatza und Waſſer gebracht, eiskaltem Waſſer, das die erhitzten und durſtigen Reiſenden erquickte. Eleonore behauptete, gar nicht müde zu ſein, während die Tante ſich lebhaft auf einen niedern Divan warf, nach einem Fächer griff, der dort lag, und ſich eifrig und geräuſchvoll Luft zufächelte.

Nicht lange blieb man beiſammen, nur bis der Onkel die Leute begrüßt hatte, dann begab man ſich in die verſchiedenen Zimmer des einſtöckigen Hauſes, zur Toilette. Eleonore war raſch angezogen und lehnte träumeriſch an ihrem Fenſter, als die Tante eilig bei ihr eintrat: „Nun, wie gefällt er Dir?“

„Wer?“

„Nun, Scherban?“

„Gar nicht, Tante.“

„Aber Kind! wer wird denn ſo etwas ſagen! Er muß Dir jetzt gefallen!“

„Muß er? Der Andere gefällt mir viel beſſer.“

„Welcher Andere? Ach ſo! Der! Herr, Du meine Güte! Der darf Dir ja gar nicht gefallen, Kind, der hat ſein ganzes Vermögen verſpielt, und der lebt jetzt hier ſo bei uns, trägt des Onkels Hemden, reitet ſeine Pferde, und bekommt hie und da ein wenig Geld, wenn er mich ſehr ſchön bittet. Den kann man nicht heirathen, Kind. Scherban iſt ein vortrefflicher Menſch, ſo ordentlich, ſo gut für ſeine Bauern und ſeine Mutter, na, wenn Du die ſiehſt, dann wirſt Du ihn lieb haben!“

„Wohnt er mit ihr?“ frug das junge Mädchen kalt. Ihr hatte ihrer Tante Rede ungeheuer mißfallen, und eine tiefe Enttäuſchung kam über ſie dahergekrochen, die den ſtrahlenden Maitag grau erſcheinen ließ.

„Natürlich, immer! Die wird Dir die Mutter erſetzen!“

„Aber, ich bin doch noch nicht ganz und gar verlobt?“

„Mit Deiner Erlaubniß, doch ja, ganz und gar. Man weiß es ſchon in der ganzen Gegend.“

„Was die Gegend weiß, iſt doch mehr oder weniger gleichgültig?“

„Nein, durchaus nicht; von Zurückgehen kann gar keine Rede ſein; wenn Du meinſt, Du bekämſt dann den Lump, den Taugenichts, dann irrſt Du Dich ſehr;

den bekommſt Du nie. Du biſt recht undankbar, Eleonore, nachdem wir ſo gut für dich geſorgt haben!"

Die Tante brach in Thränen aus.

„Nun, nun! nicht weinen, Tantchen! ich fragte ja nur bloß ſo!"

Nach Tiſch ſetzten ſich die Vier zu ihrer Whiſtpartie. Eleonore ſollte zuſehen. Bald aber ſtand ſie auf und ging auf die breite Veranda hinaus; ſie wollte allein ſein. Scherban hatte bei Tiſch neben ihr geſeſſen und ſie eifrig von ſeinen Zukunftsplänen unterhalten, in denen Alles vorkam, nur kein Reiſen. Eleonore bemerkte es und fühlte ſich von dem Geſpenſt der Langenweile ergriffen bei dem Gedanken, ihre Tage auf dem Lande, zwiſchen dem braven Mann und ſeiner Mutter zuzubringen. Wenn die ſo war, wie er, dann wollte ſie ſich nur gleich begraben laſſen.

Die war aber nicht ſo, wie er; das ſah ſie am nächſten Tage, als eine hohe, ſtattliche Frau in den Salon eintrat, mit Adlernaſe und großen dunkeln Augen, ſchwarzen Brauen, die über dem Augenwinkel eine ſcharfe Ecke bildeten und ſich faſt über der Naſe begegneten. Ihre Zähne ſtanden in tadelloſen Reihen und leuchteten in dem dunkeln Geſicht, während die Stimme tief und voll zwiſchen ihnen hervordrang. Die Haare lagen glatt geſcheitelt um die gerade, feſte, niedrige Stirn, rabenſchwarz, noch kein graues Haar war ſichtbar. Begleitet war ſie von zwei Töchtern, von denen die Eine ihr gleich, die Andre ihrem Sohne. Neugierig betrachteten die ihres Bruders Braut, während die Mutter, Frau Pulcheria, ſie mit einem Blick eingehüllt und ſtudirt hatte, und

ſie freundlich auf die Stirn küßte, während das junge Mädchen ſich über ihre Hand beugte.

Eleonore fühlte ein leiſes Bangen vor dieſer imponirenden Frau und dachte: „Wäre doch ihr Sohn ſo wie ſie! ich wollte ihm dienen!“ — Sie war zu ihr hingezogen, trotz der Scheu, die ſie ihr einflößte, und flüchtete ſich in ihre Nähe, um den Fragen der jungen Mädchen und den Erklärungen ihres Bräutigams zu entgehen. Sie hätte gern mit Mihai geſprochen. Der aber kam kaum in ihre Nähe.

„Nicht wahr, was ſie für ſchöne grüne Augen hat?“ ſagte eben Scherban zu ihm, der eine Cigarette nach der andern anrauchte und fortwarf.

„Wer?“

„Nun, Eleonore natürlich, meine Braut.“

„Es iſt wahr, ſie ſind eigentlich grün,“ antwortete Mihai gleichgültig.

„Für einen Frauenverehrer finde ich Dich kalt, vor ſo viel Schönheit!“

„Mich? Ich habe ſchon Viele geſehen, und dann — iſt ſie nicht meine Braut. — Ich wollte, ſie wär's,“ kam ſo leiſe nach, mit den Zähnen in der Cigarette, daß Scherban es überhörte.

Das Leben in Morineni wurde für die nächſten fünf Wochen überaus luſtig. Dann ſollte der Hochzeitstag kommen, und dann würde Alles aus und vorbei ſein, dachte Eleonore. Sie ſah nie ihren Bräutigam allein, hatte auch nicht das geringſte Verlangen danach, ſondern war froh, mit ihm, ihren beiden Schwägerinnen, Mihai und dem Onkel endloſe Ritte zu machen und

Abends zum Klang von Sabinens Walzern und Polka's zu tanzen. Mihai war ein wunderbarer Tänzer. An ſeinem Arme fühlte man den Boden nicht. Nachbarn kamen von überall, und da wurde im Garten geſpielt und Eis gegeſſen, auf dem Teich gerudert, das Geſtüt beſucht und die Bonbons aufgezehrt, die, der Sitte gemäß, alle drei Tage von Bukareſt ankamen, nebſt einem prachtvollen Bouquet. Glücklicherweiſe iſt der Brautſtand nie lang, ſonſt könnte ſich ein Bräutigam an den Blumen und Bonbons ruiniren, die er täglich liefern muß.

„Weißt Du auch, was für eine Frau Deine Schwiegermutter iſt?“ ſagte Elenorens Onkel eines Tages.

„Sie iſt wundervoll, und ich verehre ſie!“

„Nicht genug! nicht genug! Ihrethalben haben wir ihren Sohn zu Deinem Mann auserſehen. Wer ſolch eine Mutter hat, in dem muß Etwas drinſtecken.“

„Wenn er nur ausſähe wie Mihai!“ dachte Eleonore und erſchrak über ihren Gedanken. Laut ſagte ſie:

„Er gleicht ihr aber doch ſehr wenig!“

„Das thut nichts, Kind, ſie hat ihn erzogen und mit ihren großen Gedanken erfüllt!“

Eleonore ſah ihren Onkel erſtaunt an. Sie hatte noch keinen großen Gedanken von ihrem Bräutigam vernommen; aber vielleicht hob er ſie für ſpäter auf. Mihai hatte allerhand Schönes, Tiefempfundenes geſagt, das ihr zu denken gegeben, und hatte ſogar ſchöne franzöſiſche Sonnete gemacht; der war doch gebildet. Scherban ſprach von der Erndte, von den Armen auf dem Gute, von dem, was ſie zu thun haben würde. Und Eleonore

hatte zum Thun noch gar keine Luſt. Sie wollte lieber blühen in bewußter Herrlichkeit, als des Lebens Laſt auf ſich nehmen.

„Sie hat ihren Mann vor Sibirien gerettet, Deine Schwiegermutter!“

„Vor Sibirien?“

„Ja! zur Zeit, wie die Ruſſen das Land beſetzt hielten. Davon macht man ſich jetzt keine Vorſtellung mehr. Aber damals laſtete ein großer Druck auf dem Lande, und wer den nicht ertragen wollte, mit dem wurde kurzer Proceß gemacht. Frau Pulcheria hatte den Verdruß einer ſtarken Einquartirung, die ihr noch unleidlicher gemacht wurde durch die Rohheit eines Capitäns, der ſich wie der Herr im Hauſe benahm. Er ließ ihre Pferde aus dem Stall führen, um die ſeinen hineinzuſtellen; er ſchrie und ſchimpfte den ganzen Tag; die Aergerniſſe waren zahllos. Eines Tages wollte er wieder Etwas, was kein Menſch verſtand, da er keine andere Sprache ſprach als Ruſſiſch, und wie Frau Pulcheria mit ihrem Mann auf dem Divan ſaß, kam der rohe Kerl herein, ſchrie und ſchimpfte in ſeiner Sprache und rückte, mit der Fauſt drohend, dem Hausherrn auf den Leib. Dieſer ſprang auf, bereit, ſich zur Wehr zu ſetzen. Wie der Blitz ſtand Frau Pulcheria auf den Füßen und gab dem frechen Eindringling zwei ſo furchtbare Ohrfeigen, daß der rückwärts taumelte. Dann ſtieg Frau Pulcheria vom Divan herab und ſchritt majeſtätiſch hinaus.

‚Aber Frau! was haſt Du gemacht!‘ ſagte Dein Schwiegervater.

‚Ich habe gethan, was Du thun wollteſt, was Dir

aber den Hals gekoſtet hätte, oder Dich mindeſtens nach Sibirien gebracht auf Nimmerwiederſehen! Gieb Acht! der iſt zahm jetzt!'

Und richtig, es verging keine halbe Stunde, da kam der Ruſſe de- und wehmüthig hereingekrochen, bat und beſchwor, daß ja Niemand die Sache erführe, es würde ihm ſonſt ſchlimm ergehen, und blieb von Stund an höflich."

Eleonore fand die Geſchichte ſehr ſchön, bewunderte ihre Schwiegermutter ſehr und fand es tröſtlich, daß ſie bei ihr im Hauſe bliebe; es würde unterhaltender ſein, mit ihr zu ſprechen, als mit Scherban.

Bei ihrer Trauung war Eleonore in keiner Weiſe bewegt oder ergriffen, ſondern ließ ihre Augen durch die Kirche ſchweifen. Sie ſah außerordentlich ſchön aus, unter den Goldfäden, die ihr ſtatt des Schleiers vom Kopfe bis über die ganze Schleppe niederrieſelten, den weichen Linien des Körpers folgend, wie Haare, ſie mit Glanz umgebend, wie Sonnenſtrahlen.

„Wenn Du den Altar umwandelſt," hatte ihre kleine Schwägerin Linza geſagt, „dann vergiß nicht, an mich zu denken und mit dem Fuß etwas zu ſchleifen, aber nach Vorne, dann bekomme ich auch einen Mann!"

Eleonore dachte daran, und während ein Blumenſchauer auf ſie niederfiel, hob ſie den Blick nach dem nußbraunen Geſicht und den brennend ſchwarzen Augen der kleinen Linza, traf aber ſtatt deſſen in ein anderes, flammendes Auge, in das von Mihai, das ſie mit unverhohlener Bewunderung und Begierde betrachtete. Sie erſchrak ſo heftig, daß ſie einen Augenblick ſchwankte. War das

der Teufel geweſen, der ſie angeſehen? Warum fiel er ihr jetzt auf einmal ein? Sie hatte es doch ganz vergeſſen! Und als ſie ſich über den Altar neigte, Evangelium und Kreuz zu küſſen, da glitt ihr der Goldreif mit dem Kreuz daran, vom Kopfe, den man während eines Theils der Trauung trägt, und rollte zur Erde — eine furchtbar ſchlimme Vorbedeutung. Die beiden Schwägerinnen, die übermüthige Linza und die ernſte Zoë, ſahen einander erſtaunt an; Mihai hatte ein höhniſches Lächeln und nahm die Spitze ſeines langen Schnurrbartes zwiſchen die Zähne. Er hatte auch geſehen, daß Eleonore das Lachen kaum hatte unterdrücken können, als man ihrem Bräutigam die Krone aufſetzte. Sie ſtand ihm gar zu ſchlecht! — Wenn Frau Pulcheria von dem allen nicht erbaut war, ſo ließ ſie es nicht merken, ſondern ſtand wie eine Statue neben ihrer Schwiegertochter, der ſie Brautmutter war. — —

Anderthalb Jahre waren vergangen. Da kam die kleine Linza von einer ihrer endloſen Wanderungen heim. Sie liebte es, ſich ohne Hut in die Juliſonne zu ſetzen und ſich braten zu laſſen. Und die Juliſonne in Rumänien läßt das Thermometer auf 50 Grad ſteigen. Sie war ſehr weit gelaufen und war auf einmal müde. Da erſah ſie ein Bauernpferd, das auf der Wieſe mit gekoppelten Füßen weidete, immer mit einem kleinen Sprung die Vorderfüße hebend, um eine weniger dürre Stelle und noch einige grüne Grashalme zu finden. Im Nu hatte ſie die Koppel gelöſt und ſaß wie ein Knabe dem ungeſattelten und ungezäumten Pferde auf dem Rücken, ihm mit kleinen Schlägen auf Hals und Ohren andeutend,

wohin ſie getragen zu werden wünſche. Das Pferd ſchüttelte zuerſt den Kopf, aber Linza gab ihm den ganzen Blumenſtrauß zu freſſen, mit dem ſie ſich zu Tiſche hatte Kleid und Haare ſchmücken wollen, und überredete es zum Vorwärtsgehen. Sie kam bald in ein dichtes, ſchattiges Wäldchen, wo das Pferd es viel angenehmer fand, das friſchere Gras und die Blätter abzuweiden, als ſich weiter zu bemühen. Linza wartete eine Weile; da hörte ſie Stimmen in der Nähe und erkannte bald Eleonoren's Redeweiſe, die ſagte:

„Nein, Mihai! laß mich! ich will vorüber; ich muß nach Hauſe! Ich fürchte mich vor Dir!"

Linza ſtreckte das braune Köpfchen vor auf des Pferdes Hals, hielt den Athem an, und ihre Augen funkelten, wie die einer wilden Katze.

„Es hilft Dir nichts!" ſagte der Andere, „Du haſt ſo lange mit mir geſpielt, jetzt wird's Ernſt, und Du entgehſt mir nicht mehr!"

„Ich habe gar nicht geſpielt!" keuchte Eleonore, „es iſt nicht wahr! Aber Du biſt der Teufel, ich weiß es, Du führſt einen in Verſuchung! Du ſiehſt, wenn man ſchwach iſt und unglücklich und enttäuſcht iſt, und anſtatt zu helfen, machſt Du Dir's zu Nutze. Laß mich los!"

„Ich werde Dich loslaſſen, wenn's mir beliebt, nicht eher!"

„Ach bitte, laß mich gehen! Ich habe Todesangſt!"

„Angſt? Vor was? Vor den Bäumen? Denn Menſchen ſind hier keine, weit und breit. Ruf' nur, ſo viel Du willſt! Hier hört Dich Niemand! Du biſt in meiner Gewalt!"

„Ich haſſe Dich!“

„Nein, das thuſt Du nicht! Du haſt mich lieb, ſeit der erſten Stunde, und daß Du trotzdem Scherban genommen, das war Deine Sache, das war ſchon ein Eidbruch mit Deinem eigenen Herzen. Da warſt Du ſchon verloren, Eleonore, und mir verfallen! Du weißt es recht gut!“

„O, Mihai! haſt Du denn kein Erbarmen mit mir? bin ich denn nicht elend genug?“

„Gerade! aus Mitleid will ich Dich glücklich machen und Dich lehren, was Liebe heißt. Du haſt ja noch keine Ahnung davon, armes Kind!“

In dem Augenblick hatte Linza einen Zweig abgeriſſen, damit dem Pferde einen ſo kräftigen Schlag verſetzt, daß es zu traben begann, und ſo kam ſie nickend und lachend an dem Paare vorbei. Sie ſah ſich noch lange nach ihnen um und zeigte ihre weißen Zähne.

Zu Hauſe ſprang ſie herunter, flog zur Mutter herein und erzählte ihr haarklein, was ſie geſehen und gehört.

Eine Stunde ſpäter ſahen Linza und Zoë zum Fenſter hinaus. Da kam Eleonore langſam daher, mit geſenktem Kopfe.

„Ich haſſe ſie!“ ſagte Zoë.

„Die Mutter hat geſagt, kein Wort ſoll Scherban erfahren! Denke Dir, der arme Scherban!“

„Haſt Du's noch Keinem ausgeplaudert?“

„Gott bewahre! Keinem!“

„Nur der Keti und der Maritzä und der Sophie und — — —“

„Halt! Halt! das ſind zu Viele!“

„Alſo nur Zweien davon? Kenne ich Dich nicht? Du biſt unverbeſſerlich!“

„Eleonore!“ rief Frau Pulcheria's tiefe Stimme aus dem Fenſter.

Die Angeredete erbebte ſichtbar und wurde ſehr bleich.

„Eleonore! bitte, komm einmal zu mir herein!“

Als ſie eintrat, ſchloß Frau Pulcheria die Thüre hinter ihr zu und ließ die Portiere darüberfallen.

„Was wir zu ſprechen haben, iſt nicht für fremde Augen und Ohren,“ ſagte ſie. „Wenn es Dir auch nicht bei uns gefällt und Du es uns noch ſo ſehr fühlen läſſeſt, ſo können wir das geduldig ertragen; wenn Du aber in andern Liebſchaften Troſt ſuchſt, ſo brauchen wir das nicht hinzunehmen. Ich gedenke für den Augenblick zu ſchweigen, um meines Sohnes Herz nicht zu brechen. Wenn Du aber fortfährſt, ſeinen Namen mit Schande zu bedecken, ſo werde ich vor dem tödtlichen Schmerz nicht zurückbeben, den ich ihm anthun muß, Dich aber öffentlich von unſerm Hofe hinauspeitſchen laſſen. Verſtanden?“

Eleonore fiel auf die Knie.

„Es iſt Alles Verleumdung!“ ſtammelte ſie, „es iſt nicht wahr! O, bitte, liebe Mutter! ſei barmherzig!“

„Ich habe Dich gewarnt. Ich verlange keine Geſtändniſſe; ich will gar nichts wiſſen. Geh jetzt.“

Sie ſchloß mit ihrer feſten Hand die Thür auf und ließ Eleonore hinaus, die vor der Mutter Flammenauge in ſich erſchauerte.

Bekanntermaßen iſt aber kein Riegel ſo feſt und keine Mauer ſo hoch, daß Liebe ſich nicht erreicht.

Monate waren vergangen. Scherban war in Proceß-angelegenheiten in Bukareſt geweſen. Man wußte nicht genau, wann er wiederkäme. Der October ſtand mit ſeiner ganzen Pracht auf dem Lande. Weinleſe überall. Es war eine ſolche Fülle, daß man die alten Fäſſer aus-laufen ließ, weil nicht genug neue vorhanden, und dennoch mußte man ganze Weinberge ungepflückt ſtehen laſſen, weil es zu viel war.

Haus und Hof ſtanden leer, denn alle Hände waren in den Weinbergen thätig. Auch Frau Pulcheria war draußen geweſen, und heimkommend blieb ſie einen Augen-blick vor dem Hauſe ſtehen, mit der Hand die Augen ſchützend und über die golden ſchimmernde Landſchaft hinſpähend. Da hörte ſie über ſich, im Zimmer, leiſes Flüſtern, aus dem ſie nur einzelne Worte vernehmen konnte.

„Dem Teufel, Eleonore?“

„Ja, dem gehöre ich.“ Dann wurde es wieder undeutlich.

„Ich bitte Dich! geh' fort! ſie können kommen!“

„Was thut's? Darf ich Dich nicht beſuchen?“

„O! Du weißt nicht, womit meine Schwiegermutter mir gedroht hat! Ich zittre vor Angſt!“

„Du wirſt meinen Aplomb bewundern!“

„Ach! geh' lieber fort, Mihai!“

Frau Pulcheria hatte ſich an die Mauer gelehnt, die Hand auf's Herz gedrückt und öffnete und ſchloß die Lippen, wie in großen Körperſchmerzen.

Hätte Eleonore die Flamme in den Augen geſehen!

Eben ging die Thür auf, und Mihai ſtand vor ihr.

Beide blieben einige Minuten ſprachlos.

Frau Pulcheria faßte ſich zuerſt:

„Mein Sohn wird in einigen Augenblicken hier ſein," ſagte ſie, „wollen Sie ihn nicht erwarten?"

„O, nein, gewiß, ich weiß nicht, ich wollte nur ſehen, — ich habe leider gar keine Zeit — bei meinem Vetter iſt Weinleſe, da konnte man mich nicht brauchen, ich dachte, Scherban zu finden."

So ſtammelte er von Satz zu Satz. Frau Pulcheria ſtarrte ihn mit ihren ſprühenden Augen an.

„Wir ſind hier auch ſehr beſchäftigt," ſagte ſie.

„Ich werde darum mir erlauben, mich zu empfehlen."

Frau Pulcheria neigte den Kopf und ſchritt an ihm vorüber, in's Haus hinein.

Eleonore ſtand in den Fenſtervorhang gedrückt, als ihre Schwiegermutter bei ihr eintrat. Sie zitterte wie ein Blatt und ſah ſchon im Geiſt das Strafgericht hereinbrechen. Aber Frau Pulcheria ſagte kein Wort und ſah ſie nur immer an, vielleicht eine Viertelſtunde lang. Eleonore hielt ſich am Vorhang feſt, um nicht hinzufallen, und der Vorhang zitterte mit ihr und drohte jeden Augenblick abzureißen.

Aber Frau Pulcheria ſagte noch immer kein Wort.

Eleonore wagte nichts zu ſagen, da ſie nicht wußte, was ihre Schwiegermutter gehört, und ſo fürchtete ſie, ſich zu verrathen, wenn ſie ſich entſchuldigte.

Da trat erlöſend Zoë in's Zimmer, die Mutter etwas zu fragen, und Frau Pulcheria ging mit ihr hinaus

und ließ Eleonore ſtehen. Die mußte ſich mit heftigem Kopfweh zu Bett legen und konnte an dem Tage nicht mehr erſcheinen. Sie zitterte noch fort und fort in ihrem Bett und konnte ſich nicht erwärmen.

Eleonore war leidend und ſo reizbar, daß man gar nicht mehr mit ihr fertig werden konnte. Beſonders mit Linza zankte ſie ſich in einem fort, und die Beiden thaten ſich Schabernack an, wo ſie nur konnten. Einmal hatten ſie ſich wieder geſtritten, und Eleonore durchwandelte das Haus in Rachegedanken, konnte die kleine Hexe aber nirgends finden. Auf einmal hörte ſie aus dem Badezimmer Linza's Geige tönen. Erſtaunt machte ſie unhörbar die Thüre auf. Da ſtand das junge Mädchen in der Kupferbadewanne und lauſchte ſelig und entzückt den Tönen, die ſo wunderbar voll klangen, durch den Widerhall. Eleonore ging mit Katzenſchritten hin, öffnete zuerſt alle Krahnen und ließ die Brauſe los, ſo daß in einem Augenblick Linza mit ſammt ihrer Geige von Waſſer überfluthet war. Das arme Kind weinte vor Zorn; denn ſie dachte, ihre geliebte Geige ſei nun für immer ruinirt. „Zigeunerkind!“ rief ihr Eleonore lachend zu und war fort, bevor Linza ſie erreichen konnte.

Zur ſelben Stunde jagte Scherban mit verhängtem Zügel über die Felder dahin, in denen die junge Saat ſich bog und wellte unter dem flüchtigen Dahinſchweifen. Sein prachtvoller Hengſt war mit Schaum bedeckt, der in Fetzen umherflog und den Reiter überſprühte. Die Sonne brannte noch mit voller Gewalt, ſo daß die Bäume wieder zu blühen anfingen und das Gras friſch ergrünte. Thauige Silberfäden durchzogen die Luft, und

von allen Weinbergen klangen Geigenſtrich und Jubelgeſchrei, Schüſſe, ſtampfende Füße und Gelächter. Die Burſchen waren mit vierſpännigen Ochſenwagen vor des Prieſters Haus gefahren, hatten ſein wunderſchönes Töchterlein herausgeholt, es mit Reben bekränzt, und unter Begleitung der Geigen und Flöten brachten ſie es nun zur Butte, wo in einem reinen weißen Sack die ſchönſten Trauben geſchichtet lagen. Dem jungen Mädchen mußte die Mutter die Schuhe ausziehen, die Kleider ſchürzen, und dann tanzte ſie zur Muſik auf den Trauben umher. Das war der Beginn des Kelterns und gab den feurigſten Wein. Als ſie genugſam getanzt, durfte der Bräutigam ſich nahen und ihr die Fußſohlen küſſen, was alle andern Burſchen mit Neid anſahen, und riefen: „Wie biſt Du ſchön und roth! Hat der Frühling Dir Ohrfeigen gegeben, Viorica?“

Vorbei jagte Scherban, ohne all' der Pracht und Luſtbarkeit einen einzigen Blick zu gönnen. Sonſt hatte er immer ſoviel Freude gehabt an der übermüthigen Jugend, an den ſchlanken Burſchen, mit dem wie Rabenfedern auf die Schultern wallenden Haar und den Augen wie Brombeeren, an den zierlichen Mädchen mit der biegſamen Geſtalt und der zarten Bruſt, die ſich unter dem reich geſtickten Hemde wölbte. Er traute und taufte Alles in der Umgegend und war bei Alt und Jung beliebt. Wie ſie ihn dahinjagen ſahen, wurden ſie plötzlich ernſt und ſtill und ſchauten einander mit großen Augen und langen Blicken an. Dann aber flogen bald die Scherzreden wieder hin und her, die von Witz ſprühten und dabei oft hochpoetiſch waren. Nie blieben ſich

Burſch und Mädchen in ihren Trutzreden die Antwort ſchuldig. Das flog umher wie ein leichtes Geknatter.

Scherban ſprang im Garten vom Pferde, um ungeſehen und ungehört ins Haus zu gelangen; das Thier zitterte; ſeine Nüſtern bebten, und ſeine ſeidige Haut war wie mit einem Netz von feinen Adern durchzogen. Golden glänzte ſein Fell, wie das Herbſtlaub ihm zu Häupten und zu Füßen, in das ſich die Sonnenſtrahlen feſtgeſaugt zu haben ſchienen. Es war, als trügen die Blätter den Widerſchein all' der Sonne, die ſie den ganzen Sommer angeſchaut, und wollten nun ebenſo leuchten wie ſie.

Frau Pulcheria's ſcharfe Ohren hatten das Pferd vernommen, und ſo ſtand ſie am Fenſter, als ihr Sohn raſchen Schrittes, aber todtenbleich daherkam. Ihre Brauen zogen ſich in Angſt und Sorge zuſammen, als ſie ſein Geſicht ſah, aber groß und feſt ruhte ihr dunkles Auge auf ihm, als er ohne Gruß eintrat und mit perlenden Tropfen auf der Stirn zwei Briefe vor ſie auf den Tiſch warf.

„Da lies, Mutter, ſie ſind zwar anonym, aber Du mußt ſie doch leſen."

„Wer wird ſich denn um anonyme Briefe bekümmern?"

„Ich weiß, Mutter, es iſt eine Feigheit; es iſt Alles thöricht, es iſt was Du willſt, aber lies doch!"

Sie ließ den Blick über die beiden Papiere hinſchweifen. Sie hatte ſie im Augenblick geleſen — ahnte ſie doch ihren Inhalt, aber immer noch hielt ſie die Wimpern geſenkt, um ſich zu ſammeln und das Rechte zu ſagen.

„Mutter! Das iſt doch eine abſcheuliche Verleumdung. Mihai iſt mein Freund! er würde doch nicht ſo ſchändlich ſein, mir meine Frau — — —“ er griff ſich nach dem Kopfe.

„Natürlich nicht, Scherban! wie kannſt Du es nur einen Augenblick glauben, was ſchändliche Menſchen Dir anthun wollen?“

„Nein, ich glaube es ja auch nicht, Mutter, wie Du ſiehſt, ich glaube es keinen Augenblick. Nur, wie konnte man ſo etwas erfinden, wenn ſie nicht unvorſichtig waren?“

„Unſchuldige Menſchen ſind gerade oft ſehr unvorſichtig.“

„Du haſt doch volles Vertrauen zu meiner Frau, Mutter?“

„Ich würde nie unſerm Hauſe die Schmach anthun, einen Verdacht auf Deine Frau fallen zu laſſen.“

„Du haſt ſie mehr beobachtet als ich, Mutter? Du fandeſt ſie nicht unruhig, zerſtreut?“

„Nicht, daß ich wüßte.“

„Mihai war öfter hier?“

„Nein, ſeltener.“

„Seltener? Mutter, es iſt lächerlich; aber daß er ſeltener kam, erfüllt mich mit Angſt. Sage mir, daß meine Frau rein iſt, ſo will ich Dir glauben. Denn Du ſiehſt Alles, Dir bleibt kein Schritt, kein Laut verborgen.“

Frau Pulcheria ſah ihren Sohn an, ohne zu blinzeln, als wollte ſie ein Ungeheuer bannen:

„Deine Frau iſt unſchuldig, Scherban.“

„Schwöre es mir!“

Sie unterdrückte ein Beben, das durch ihre hohe Geſtalt rann und faſt die Lippen ergriffen hätte.

„Ich ſchwöre es.“

Mit Entſetzen ſah ſie, wie er in die Ecke des Zimmers eilte, wo unter einer ewigen Lampe ihre Heiligenbilder ſtanden. Er brachte ſie ihr.

„Mutter, lege die Hand auf die Heiligenbilder und ſchwöre mir, daß meine Frau mir treu iſt.“

Er ſah ſie an wie ein hungriges Thier und folgte jeder ihrer Bewegungen.

Als wäre ihre Hand von Blei, ſo langſam hob ſie ſie auf und legte ſie auf die Heiligenbilder:

„Ich ſchwöre!“ ſie hatte die Augen gen Himmel gewandt, und ihr Herz ſandte die heiße Bitte empor, der höchſten Mutterliebe ſelbſt einen falſchen Schwur zu verzeihen.

„O, danke, Mutter! danke, Mutter!“ Er legte die Bilder auf den Tiſch, fiel vor ihr auf die Knie und bedeckte weinend ihre Hände mit Küſſen.

„Du retteſt mir das Leben, Mutter! ich hätte Alles ertragen können, nur dies Eine nicht! Ich bin ja nicht ſchön, noch liebenswerth, aber ich habe ſie ſo unſinnig lieb! Sie muß es doch fühlen! Vielleicht wird ſie gerührt davon: vielleicht wird ſie mich einmal gern haben. Mir wäre das Herz gebrochen. Ich hätte eine feige That begangen! Du haſt mich gerettet, Mutter! Denn Deine Augen ſchauen, und Dein Mund hat noch nie eine Unwahrheit geſprochen!“ Dann verließ er ſie.

Einen Augenblick ſtand ſie noch an derſelben Stelle

und sah ihm nach; dann fiel sie auf die Knie, wollte die Bilder nehmen und küssen, legte sie aber wieder hin.

„Diese Lippen dürfen im Leben nie mehr Kreuz oder Bild küssen!“ dachte sie, und die Stirn auf die Tischkante lehnend, weinte sie wie in jungen stürmischen Tagen. „Ich mußte mein Kind bewahren! Verzeih mir's Gott! verzeih mir's Gott! Ich bin nur eine arme schwache Mutter! Verzeih mir, heilige Jungfrau! Du weißt, wie es einer Mutter ist!“

Als sie sich von den Knien erhob, wußte sie, daß sie für ihr ganzes Leben eine Schuld zu tragen und zu büßen habe, die keine Erdenmacht und keine Himmelsgewalt von ihr abwälzen könne. Sie war aber eine starke Seele und gedachte, das zu tragen aus Liebe zu ihrem Kinde, was sie nie hatte auf sich nehmen wollen, in ihrem strengen, fleckenlosen Leben, das Gefühl der Schuld und der Sünde. Er ahnte nicht, welches Opfer ihm seine Mutter gebracht, während er sein junges Weib umarmte, das purpurroth geworden war bei seinem Anblicke.

Am Nachmittage war er mit seinen Schwestern in den Weinberg gegangen. Eleonore klagte über Müdigkeit und blieb zu Hause. Da trat ihre Schwiegermutter bei ihr ein:

„Du weißt noch nicht, daß Dein Mann durch Briefe von Deinem Thun unterrichtet ist und daß ich ihm geschworen, Du seist unschuldig.“

„Das hat Niemand Anderes gethan als Linza!“ stieß Eleonore hervor.

„Ich finde Dich nicht in der Lage, Andere an-

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

zuklagen, da Du Dich ſchwer ſelber vertheidigen kannſt. Die Briefe waren anonym."

„Deſto ſchlimmer, wenn er's glaubt."

„Er glaubt es nicht; aber bei der Größe ſeiner Leidenſchaft laß Dir's geſagt ſein: Wenn er noch einmal Verdacht ſchöpft, tödtet er Dich und ſich."

In dem Augenblick erſcholl Peitſchengeknall und Poſtillongeſchrei, und ein Wagen mit Frau Sabine, dem Onkel Radu und dem Vetter Mihai bog in den Hof ein.

„Da ſind wir einmal wieder", rief Frau Sabine luſtig, „denn wir ahnen, daß es hier vergnügt zugehen muß bei der Weinleſe!"

„Alle ſind draußen im Weinberg," ſagte Frau Pulcheria, ihren Gäſten entgegentretend.

„Alle? Auch Eleonore?"

„Nein, liebe Tante, ich bin hier!" klang es vom Fenſter, und Eleonorens reizender Kopf bog ſich erglühend heraus.

„Nun, ſo komm mit! Wo iſt Dein Mann?"

„Draußen, ich komme gleich."

„Du warſt ja zu leidend," ſagte Frau Pulcheria mit ſtrenger Stimme und drohendem Blick.

„Kann mir's nicht beſſer geworden ſein?" klang ſcharf und ſchnippiſch die Antwort.

„Nein, es iſt Dir nicht beſſer, und ich befehle Dir, zu Hauſe zu bleiben."

„Oho! wie ſtreng!" ſagte der Onkel.

„Ich bin eine unangenehme Schwiegermutter!" ſagte Frau Pulcheria lächelnd.

„Dann bleibe ich hier!“ rief die Tante Sabine. Eleonore wäre lieber allein geblieben, um ihren Unmuth auszuweinen. Mit hungrigen Augen ſah ſie den Herren nach, die dem Weinberge zuwanderten. Frau Sabine ſetzte ſich auf ein kleines Sopha und zog Eleonore heran.

„Es geht wohl doch nicht ſo ſehr gut zwiſchen Dir und Deiner Schwiegermutter?“ ſagte ſie in halbem Flüſterton, mit wichtiger Miene.

„Wie ſoll es gehen, Tante? Es ſcheint, ich bin ungehorſam!“

„Sie gängelt Dich wohl ein bischen viel? Aber das thut ſie ja aus lauter Liebe und Güte.“

„Meinſt Du?“ ſagte die junge Frau bitter. Ihr quollen ſolche heiße, böſe, ungeduldige Worte in den Hals; aber ſie fürchtete ſich und hielt ſie zurück.

„Und Dein Mann iſt doch gut für Dich?“

„O ſehr gut, natürlich, wie ein Schaf! Er macht Alles, was ich will!“

„Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm!“ ſagte Frau Sabine und ſah ſo bedenklich drein, wie ihr heiteres Geſicht es zuließ.

Eleonore lachte: „Du ſcheinſt ja für die Argumente des heiligen Nicolaus eingenommen zu ſein, Tante?“

„Dir wär's beſſer, Du hätteſt ein wenig Furcht vor Deinem Mann, da hätteſt Du ihn viel lieber!“

Eleonore ſah nachdenklich vor ſich nieder: „Du haſt vielleicht recht, Tante!“ ſagte ſie langſam.

„Ich werde ihn lehren, Dich zu behandeln!“ rief Frau Sabine lachend.

Sie fand ihre Nichte an dem Tage merkwürdig zerſtreut. Dieſe horchte mit geſpanntem Ohre hinaus, auf den Schritt, den allein ſie hören wollte. Aber die Abendſchatten brachen herein, und der Onkel kam allein zurück. Mihai ſei ſchon heimgeritten. Eleonore war es, als würde ihr Herz zu Stein, beſonders als der Onkel ſagte, ſie zögen in 14 Tagen in die Stadt, da das Theater ſchon angefangen habe. Sie ſollte in dieſem Winter auf dem Lande bleiben; man müſſe ſie ruhig halten, entſchied Frau Pulcheria.

Der Januar glitzerte cryſtallklar auf der Erde, in der Luft. Am 2. waren noch 15 Grad Wärme geweſen, und jetzt waren 18 Grad Kälte. Es fror Stein und Bein; ſelbſt das Schlittſchuhlaufen hatten die jungen Mädchen, der zu großen Kälte halber, einſtellen müſſen, und bereiteten ſich eifrig auf den Carneval vor, den erſten, den ſie in der Hauptſtadt zubringen ſollten.

Frau Pulcheria athmete freier, im Gedanken, daß die gefährliche Nähe für einige Monate nicht mehr exiſtire, und da ſie ihres Sohnes Hausehre nicht mehr zu hüten brauchte, gedachte ſie, an das Verheirathen ihrer Töchter zu gehen. Eleonore bangte es weniger vor der Einſamkeit, als vor den furchtbaren Augen, die immer auf ſie geheftet waren, wie ein folterndes Gewiſſen. Scherban's hingebende Liebe würde ſie auch beſſer ertragen können, wenn ſeine Mutter und Schweſtern es nicht mehr ſähen, und ihr oft durch einen raſchen Blick einen ſchneidenderen Vorwurf machten, als in Worten. Er war voll zarteſter Aufmerkſamkeit für ſie, ſo daß ſeine Schweſtern oft unter einander ihrem

ganzen Groll gegen Eleonore Luft machten, die ſo viel Güte nicht verdiente. Mit der Mutter durften ſie nicht darüber ſprechen. Die hatte ſtreng verboten, dies Thema zu berühren.

Heute endlich ſtand der Schlitten vor der Thüre, und Scherban ſagte, er wolle die Mutter ſelber fahren; er wolle die Damen den Weg im tiefen Winter nicht allein machen laſſen.

„In drei Tagen komme ich wieder, mein Herz! Du mußt Dich nicht allzuſehr langweilen. Du haſt ja Dein Clavier und ſchöne Bücher und die Haushaltung! Ich eile mich ſehr!“ Und dahin glitt lautlos der Schlitten in ſolcher Schnelle, daß das Schellengeläute ferner und ferner klang und bald gänzlich verhallte. Seufzend wandte ſich Eleonore in's Zimmer zurück; ſie gedachte all' der ſchönen Bälle und der ſchönen Pariſer Toiletten, die ſie noch nicht einmal ausgepackt; da krachte es laut auf dem Schnee, und ein Bote ſtand vor der Thür, mit einem Briefe.

Als ſie ihn öffnete, zitterten ihre Hände, und ſie mußte ſich ſchnell niederſetzen. Er lautete:

„Bei einbrechender Nacht hält ein Schlitten am Garten. Wenn Du mich lieb haſt, packe einige Sachen zuſammen, nimm Geld mit; am nächſten Kreuzwege ſteige ich zu Dir ein, und in wenig Tagen ſind wir in Nizza.“

Eleonore lehnte ſich in den Seſſel zurück, einer Ohnmacht nahe. Sie ſollte eine Entſcheidung treffen, die ihr ganzes Leben mit einem Schlage verändern

würde. — Aber mit ihm, an seiner Seite! Würde es nicht der Himmel sein?

Zwanzigmal sprang sie auf und begann ihre Sachen zusammenzuraffen, setzte sich aber wieder hin und faltete die Hände krampfhaft zwischen ihren Knien. Bis zum Abend war sie fest entschlossen, zu bleiben. Da hörte sie Schlittenglocken unter der Gartenthür, und ohne Besinnen hüllte sie sich in ihren schönen Pelzmantel, warf das Otterkäppchen auf den Kopf, griff nach ihrem Bündel und nach dem Gelde und rannte, ohne umzusehen, der Gartenthüre zu. Sie kannte weder Kutscher noch Pferde. Aber kaum war sie im Schlitten, da ging es auch schon in rasendem Laufe der feurigsten Pferde vorwärts. Sie durchspähte die einbrechende Dunkelheit nach Mihai, sah ihn aber immer nicht. Ihr schlug das Herz hörbar, als sie am Waldrande eine große Zahl umherschleichender Thiere sah. Auf dem Schnee, in der Dunkelheit, sahen sie ungeheuer aus.

„Sind das Büffel?" fragte sie erschrocken. „Nein, Hunde!" murmelte der Kutscher, ohne sich umzusehen, und die Pferde fester in die Hand nehmend.

„Merkwürdige Hunde!" dachte Eleonore. „Das werden doch keine Wölfe sein? Scherban wollte seine Mutter nicht allein fahren lassen, er sagte nichts von Wölfen. Sind das wirklich Hunde?" fragte sie laut, als man sich dem Walde näherte.

„Hunde, ja Hunde!" sagte der Kutscher. Da stand der Schlitten eine Secunde; eine schwarze Gestalt sprang hinein mit der Frage: „Kannst Du Dich auf Deine Pferde verlassen?"

„Sie gehen wie die Drachen!“ war die Antwort.

Eleonore ſchmiegte ſich an Mihai, der aber gar keinen Blick für ſie hatte, ſondern ſcharf nach dem Waldrande ſpähte, wo die Hunde ſich raſch vermehrten. Jetzt ging der Mond auf und ſchüttete ſein breites Licht durch die klare Luft in leuchtender Pracht über Feld und Wald; das Feld war eine Schneedecke, die ſich hier und da in leiſen Wellen hob und ſenkte; der Wald war ein glitzernder Dom, deſſen feines Gefieder in Millionen cryſtallenen Spitzen gegen den nächtigen Himmel emporſtarrte. Jetzt fuhren ſie in den Dom ein, unter die geſpenſtiſchen Schatten der Buchen und Eichen, und in einem Augenblick waren ſie von einem ganzen Rudel heulender Thiere umringt.

„Wölfe!“ ſchrie Eleonore, und klammerte ſich an Mihai's Arme.

„Laß mich los!“ ſagte der ſo barſch, wie ſie ihn noch nie hatte ſprechen hören. „Laß mich los, ſonſt kann ich nicht ſchießen. Fahr' zu, Kutſcher.“ Der Kutſcher hieb in die Pferde, die ſonſt nie eine Peitſche gefühlt, und da ſtoben ſie hin, wie ein Wirbel. Mihai holte eine Flinte unter ſeinem Pelze hervor, und ſchoß unter die Wölfe. Die fielen gleich über den Gefallenen her. Es waren ihrer aber zu viele; dicht den Schlitten umringend, jagten ſie mit. Wäre ein Pferd ausgeglitten oder geſtürzt, ſo waren ſie alle verloren. Mihai ſchoß wieder, lud ſchnell und ſchoß zum dritten Mal. Da erſt wurden ihre Begleiter ſtutzig und blieben zurück. Als Mihai ſich nach Eleonoren umwandte, lag die in tiefer Ohnmacht, und mit einem Fluch auf den Lippen,

begann er ſie zu ſchlagen und zu rütteln, bis ſie wieder zu ſich kam. Noch nicht bei vollem Bewußtſein, murmelte ſie: „Les yeux verts vont en enfer. Der Teufel hat mich, und wir fahren in die Hölle!“

„Eleonore! rede doch nicht ſo! In den Himmel fahren wir, Kind, in den ſchönen Süden; zu Roſen und Orangen, zu Sonnenſchein und Liebe!“ Und im Stillen ſetzte er hinzu: „Und zur Spielbank in Monaco!“ —

. . . . . .

Scherban ſtand an eine Säule gelehnt in dem taghell erleuchteten Tanzſaal und ſah erfreut in das Gewühl ſchöner Frauen, reizender Toiletten, graciöſer Bewegungen hinein. Ein Ball in Bukareſt gehört und gehörte beſonders damals zu dem Schönſten das man ſehen konnte. Es war eine förmliche Gallerie entzückender Frauengeſtalten, die pariſer Geſchmack mit orientaliſchem Farbenſinn und feinſte Erziehung mit ſchlagendem Mutterwitz verbanden. Fremde blieben wie geblendet, wenn ſie in Jaſſy oder Bukareſt einen Ballſal betraten. Dabei iſt das Tanzen den Rumänen im Blute; hier äußert ſich ihr Kunſtgefühl und zugleich die Lebhaftigkeit ihres Empfindens.

Eben flog Linza an ihm vorüber, in gelbem crêpe, das ihrer dunkeln Haut förmliche Sonnenwärme verlieh. Ihre Augen funkelten und glitzerten, und die krauſen Löckchen ſchienen ſich auf der Stirn noch mehr zu kräuſeln, wie ganz kleine verführeriſche Schlänglein. Ihre winzigen Füßchen berührten den Boden nicht, und da man ſie bald als treffliche Tänzerin erkannt, flog ſie von

Arm zu Arm, bis ſie um Gnade bat, um einmal auszuathmen. Die Rundtänze werden nämlich nie mit einem und demſelben Tänzer getanzt.

Wie eine Königin ſtand Zoë in weißem Gewande mit weißen Roſen im Saale und hatte eine ſo vornehme Art, die Leute anzureden, die ihr vorgeſtellt wurden, ein ſo unnachahmliches Tragen des ſchönen Kopfes mit den glänzenden, glatt geſcheitelten, blauſchwarzen Haaren, die in einem ſchweren Knoten im Nacken ruhten, daß Scherban hörte, wie die Leute frugen: „Wer iſt denn das vornehme Mädchen dort, die jüngſte Schönheit?“

Einmal wandte ſie die großen Augen nach ihrem Bruder hin und lächelte, und da wurde ſie noch viel ſchöner. Die eigne Mutter erſtaunte. Sie hatte ihr Kind immer als tüchtig und ernſt gekannt, aber daß ſie ſo ſchön ſei, enthüllte ihr erſt die neue Umgebung.

„Wäre doch Eleonore hier!“ dachte Scherban; „ſie wäre doch die Allerſchönſte!“

„Wo mag nur Mihai ſein?“ dachte Frau Pulcheria und ließ die Augen durch den Saal ſchweifen. Da kam Frau Sabine auf ſie zu:

„Wie hübſch Deine Töchter ſind! Ich muß Dir doch gratuliren! Schade, daß Eleonore fehlt! Die drei Grazien wären beiſammen geweſen! Auch mir fehlt mein Neffe Mihai; er iſt fort zur Wolfsjagd. Und ſelbſt dieſer vielerſehnte Ball konnte ihn nicht halten! Wie ſchön hätte es ausgeſehen, er mit Zoë! Beide ſo groß und ſchlank! Schade! Schade!“

Frau Pulcheria gefiel dieſe Rede nicht. War es

auf ihre Tochter abgeſehen, um ſeinen leeren Beutel zu füllen?

In demſelben Augenblick hörte Scherban hinter ſeiner Säule den Namen Mihai ausſprechen, und zwar ſo laut, daß er ſich nicht anzuſtrengen brauchte, um zu verſtehen, was geſagt wurde. Und was er hörte, machte ſein Blut erſtarren und die Farbe aus ſeinen Lippen und Wangen entweichen.

„Wo bleibt nur Mihai heute Abend?“

„Auf der Wolfsjagd.“

„Ah! bah! auf der Wolfsjagd, wenn man tanzen kann!“

„Nicht wahr? man erkennt ihn gar nicht wieder!“

„Doch, doch, ich kenne Mihai's Wolfsjagden!“

„Aha! Die haben wohl ein beſonderes Wild aufzuweiſen.“

„Nun natürlich! Diesmal ſpricht man von einer gewiſſen ſchönen Eleonore, der Schwiegertochter von der impoſanten Frau dort. Er ſoll ganz weg ſein.“

„Iſt ſie ſchön?“

„Nun natürlich! ſchön wie die Sünde! Und man erzählt eine merkwürdige Geſchichte von ihr: ſie ſoll ſich dem Teufel verſchrieben haben!“

„Dem Teufel? und da erſchien Mihai!“

„Vielleicht! Sie war im Arreſt dort im sacré cœur und ſchrieb ihren Namen mit Blut an die Wand und rief den Teufel, und da erſchien — —

„Der Leibhaftige?“

„Nein, eine Nonne, die ihr ihre Tante ankündigte und ihre Abreiſe.“

„Und die Tante hatte schon den Mann dazu?“

„Nun, natürlich, den Mann und den Freund. Beide stellte sie zugleich vor, die kluge Tante! Wenn man nun die Beiden nebeneinanderhält, braucht man nicht zu fragen, welcher gefallen muß!“

„Wer hat denn Dir die Geschichte erzählt?“

„Nun, Mihai selber natürlich; er ließ mich auch verstehen — nun — Du verstehst!“

„Der Schlingel! Glück hat er immer!“

Scherban lehnte sich immer schwerer gegen die Säule, als wäre er selbst versteint. Seine Augen waren sehr groß und lichtlos geworden, wie die eines verendeten Wildes; die Lippen schlossen sich, um den Schrei zurückzuhalten, der aus dem Herzen hervorbrechen wollte; die Nasenflügel standen weit ausgedehnt; aber kein Athemzug schien sie zu bewegen. Er hörte nicht mehr die rauschende Musik; er sah nicht mehr das pulsirende Hin- und Herwogen der Quadrille, das ihn vor seiner Mutter Augen verbarg; er wußte nicht mehr, wo er war. Er fühlte sich nur vom Scheitel bis zur Fußsohle in glühenden Schmerz getaucht, in etwas Niegeahntes, Unerträgliches, Rasendes, als quölle sein Gehirn aus dem Schädel, als verblutete er an einer Wunde in der Brust.

Auf einmal war es ihm, als hörte er in endloser Ferne ein Getöse wie das Meer; er konnte gar nicht begreifen, was es war, und aus dem fernen Brausen klang eine Stimme hervor:

„Ist Dir nicht wohl, Scherban?“

Langsam drehte er die starren Augen nach der Richtung hin. Es war Linza, die mit ihren scharfen Blicken

ſtets Alles ſah. Er hatte aber immer noch nicht verſtanden, was ſie ſagte.

„Aber Scherban! was iſt Dir denn?“

„Mir?“ ſeine Stimme war tief und heiſer. Ihm war's, als ſpräche ein Anderer.

„Du biſt ſo furchtbar blaß!“

„Sage der Mutter, ich müßte nach Hauſe; ſie ſoll ſich aber nicht darum kümmern. Mir iſt ganz wohl; ich hörte, meine Frau ſei unwohl; da will ich ſchnell nach Boldeni.“

Er richtete ſich auf, in dem Gefühl, der Welt ſeine Todeswunde nicht zeigen zu wollen. Mit ſchwerfälligen Schritten ſtieg er die Treppe hinunter und ſuchte ſeinen Schlitten.

Das Wetter war milder geworden. Dafür hatte ein dichtes Schneien angefangen, in breiten Flocken, als wären Fetzen von Taſchentüchern oder Fahnen vom Winde zerriſſen und fielen langſam zur Erde. Scherban fuhr durch die noch ſtark belebten Straßen dahin, wo Schlitten und Fußgänger hineilten, zu verſchiedenen Geſellſchaften, aus dem Theater, Alles auf Vergnügen bedacht, nach dem langen, ſtillen arbeitsvollen Sommer auf dem Lande, oder den Abweſenheiten in den Bädern des Auslandes.

Er eilte in ſein Zimmer, warf einige Sachen in eine Handtaſche, unterſuchte und lud ſeinen Revolver, den er zu ſich ſteckte, und während er auf Poſtillone und und Schlitten wartete, ſchrieb er ſeiner Schweſter Zoë, ſie möchten ſich ja nicht ängſtigen. Eleonore habe ihm ſagen laſſen, ſie ſei nicht ganz wohl. Er werde ſie ſofort benachrichtigen.

Jetzt ließ er den Kopf in die Hand fallen und hielt die Feder eine lange Weile in der Schwebe. Endlich ſchrieb er einige Worte, die er in die Bruſttaſche ſchob, fuhr dann in ſeinen Pelz, drückte die Pelzmütze in die Augen, um ſie vor Schnee und Wind zu ſchützen, und ſtieg in den Schlitten. Es war nur ein Poſtillon da.

„Den Andern konnte man ſo ſchnell nicht finden, aber die vier Pferde laufen ſo geſchwind wie ſonſt acht,“ ſagte der Diener und wollte auf den Bock ſteigen. Scherban hieß ihn zurückbleiben bei der Mutter.

„Ich fürchte aber Schneeſturm. Die Flocken werden feiner, und der Wind hat ſich erhoben.“

„Das thut nichts, wenn man den Weg kennt.“ Ein Zuruf, ein Peitſchenknallen, und fort ging es mit luſtigem Geläute, an hellen Häuſern, erleuchteten Läden, eilenden Menſchen vorbei; dann bog der Schlitten in einſamere Straßen, dann wurden die Häuſer ganz klein und dunkel, und endlich war man auf freiem Felde. Ein heftiger Windſtoß fegte über die Weite daher. Die Pferde hoben die Köpfe und ſchnoben; dann ſenkten ſie ſie ganz tief und jagten in vollem Galopp dahin. Der Poſtillon hielt auch den Kopf geſenkt, damit der Schnee, der feiner und ſchärfer wurde, ihm nicht die Augen füllte. Scherban ließ die ſeinen die Ferne durchſchweifen; da war nur ſchwarze Nacht und eine weiße Decke. Vom Schneegeſtöber ſah man nur etwas, ſo weit der Schein der Laternen reichte.

Immer heftiger wehte der Wind, immer ſpitzer wurden die Flocken, bis ſie zuerſt wie Nadeln und dann

wie Sand waren, der einem in Augen, Naſe, Ohren, Hals eindrang, das Sehen erſchwerte und auf der Haut brannte wie Schnitte. In der dritten Stunde brauſte und heulte der Sturm, und der Schnee begann zu wirbeln, von oben herab, von unten herauf und von allen Seiten zugleich. Die Pferde ſchüttelten die Köpfe und drängten nach links, um dem Nordoſtwind zu entgehen.

Scherban merkte von dem allen nicht viel. Er hielt die Hand auf der Piſtole und malte ſich wie ein Fiebernder aus, wie er die Beiden erſchießen würde und dann ſich ſelber. Der Revolver hatte ſechs Läufe, und Erbarmen würde es nicht geben. Beim Tagesgrauen mußte er Boldeni erreichen, und dann würde er bei ihr eintreten und ſie in ihrem Bette erſchießen. Er malte ſich ihr Entſetzen aus, ihre flehenden Bitten, ihre Schönheit; aber um ſo ſtarrer wurde ſein Entſchluß.

Der Wind fuhr in wilden Stößen daher. Der Poſtillon konnte keinen Weg mehr erkennen; die Pferde ſtoben immer mehr nach links; der Schnee wirbelte um ihre Füße, um ihre Bruſt und Nüſtern; der Poſtillon mußte oft die Augen ſchließen, um die gefrorenen Nadeln darin zum Thauen zu bringen und wieder ſehen zu können. Immer tiefer wurde der Schnee, mit dumpfem Stampfen verſanken die Hufe darin, manchmal bis zu den Knien.

„Und wenn ſie mir ihre Unſchuld betheuert, und ich finde den Schuft nicht bei ihr? — Meine Mutter hat es gewußt! meine Mutter war ſtrenge mit ihr, weil ſie Alles wußte! Aber mich wollte ſie ſchonen, weil ſie wußte, es iſt mein Tod. Arme, arme Mutter! Ihn

zuerſt und dann ſie! Und wenn ſie von dem Kinde ſpricht? Ich morde das Kind unter ihrem Herzen. Pah! das Kind! beſſer, es iſt todt! Das ſoll nie geboren werden. Beſſer, es wird von Wölfen gefreſſen, als in die Welt zu kommen mit dem Stempel der Sünde auf ſeinem Geſicht!"

Die Pferde gingen im weiten Bogen umher; da aber der Schnee ſofort jede Fährte verwiſchte, ſo merkte man es nicht. Sie dampften ſo, daß die Laternen trübe wurden und dann ganz zufroren. Scherban und der Poſtillon hatten bereits ſchneeweiße Haare und Bart, die Pferde Eisbehang an Ohren und Mähnen. Und immer noch ſtampften ſie muthig vorwärts, einigemal fielen ſie bis an die Bruſt in Schneewehen, arbeiteten ſich aber hindurch, unter dem aufmunternden Zurufen des Poſtillons.

„Herr!" ſagte er endlich, „ich fürchte, wir ſind verirrt. Man kann nichts mehr erkennen."

Scherban ſchreckte aus ſeinem Selbſtgeſpräch empor. Da merkte er erſt das Toben des Sturms, den wirbelnden Schnee.

„Fahr an einen Heuhaufen, wenn Du kannſt; da wollen wir Feuer machen."

Der Poſtillon ſuchte nach irgend einer Erhöhung im weiten Felde und fand auch endlich etwas, das ein Heuhaufen ſein konnte. Scherban nahm die Zügel; der Poſtillon ſcharrte den Schnee weg und begann das Heu zu einem Strick zu drehen; wie der feſt genug war, zündete er ihn an und begann damit den Weg zu ſuchen, glaubte, ihn auch gefunden zu haben, ſteckte mit dem Reſt der Flammen den ganzen Heuhaufen in Brand und

ſchwang ſich wieder auf. Der Wind riß Heu und Flammen wie ein Feuerwerk in die Luft und wirbelte Alles mitſammt dem Schneeſtaub in raſender Schnelligkeit und ſprühendem Funkenregen über die Haide. Umſonſt. Noch ſchwärzer ſchien die Nacht, noch unwegſamer die Gegend. Auf einmal ſtürzten zwei der Pferde in eine tiefe Grube, die der Schnee vollkommen eben gemacht. Der Poſtillon ſtieß einen Fluch aus, und bis zu den Schultern im Schnee: „Herr!“ ſagte er, „das Pferd hat's Bein gebrochen.“

Scherban ſprang auch in den Schnee, unterſuchte das Pferd, zog dann den Revolver heraus und ſchoß es todt. Das andere ſchien unverletzt, aber unfähig, noch weiter zu gehen. Sie ſchnitten es ab und ließen es liegen.

„Vorwärts!“ ſagte Scherban und ſprang wieder in den Schlitten. „Noch fünf!“ dachte er. „Noch fünf Schuß. Das reicht.“ —

Immer unwegſamer wurde es, immer pfeifender der Wind. Manchmal klang es wie Schüſſe, wie Hagel, wie der Sand der ganzen Wüſte, in einen Wirbel verwandelt. Mit zwei müden Pferden ging es langſamer weiter. Dem Poſtillon wurde es bange. Scherban merkte nichts von Gefahr. Die Schneewehen wurden ſo gewaltig, daß die Pferde jeden Augenblick bis an die Bruſt einſanken. Da that es einen Ruck, und die Deichſel war gebrochen. Der Poſtillon ſuchte nach Stricken im Schlittenkaſten und verſuchte, die Deichſel damit feſtzubinden, aber mit ſeinen ſteifgefrorenen Fingern war das eine mühſame Arbeit. Die Pferde ſchnoben, zitterten und dampften, und beim nächſten Anziehen ſtürzten ſie beide.

„Herr," ſagte der Poſtillon, „für dieſe Nacht geht es nicht mehr weiter. Wir wollen den Schlitten umkehren und uns ſo hineinſetzen, vor dem Wind uns zu ſchützen, daß wir nicht erfrieren."

Scherban ſah ihn ſo ſonderbar an.

„Erfrieren!" ſagte er langſam.

Es war gerade, als brächte ihn das Wort auf neue Gedanken, als käme eine Art Ruhe über ihn. Sie kehrten die Pferde vom Winde ab und drehten den Schlitten auf die Seite, breiteten die Schlittendecke auf den Schnee und legten ſich hin. Und eine wunderbare Müdigkeit kam angekrochen, ſo ſüß, ſo ſtill, als verſteinerten oder vereiſten ſich die heißen Rachegedanken. Der Poſtillon hatte etwas Branntwein mitgenommen, den tranken ſie. Die Pferde biſſen in den Schnee vor Durſt und blinzelten dann auch ſchläfrig mit den Augen. Scherban dachte, daß allem Elend ein Ende gemacht wäre, wenn er hier einſchliefe, daß dann kein Anderer zu ſterben brauche, und konnte nicht begreifen, daß ihm der Gedanke nicht früher gekommen war. Sein Tod erlöſte ja Alle von Sünde und Noth! Wie war er in ſeinem Schmerze ſo ſelbſtſüchtig geweſen! Wie hatte er nicht von vorn herein daran gedacht, zurückzutreten und dem ſchöneren, liebenswertheren Manne den Weg freizulaſſen? Ein tiefer Frieden ſchlich über ſein Gemüth. „Sei glücklich, mein Kind! Ich ſegne Dich!" ſagte er faſt halblaut und lächelte. „Und Du, arme Mutter, wirſt keinen Mörder zum Sohne haben!" Stiller und ſtiller wurden ſeine Gedanken; er hörte auch den tobenden Sturm nicht mehr. Ihm wurde es ganz warm und wohl, wie der Schnee

eilig, eilig, ſich auf ihn thürmte, als wolle er ihn einhüllen, vor dem letzten großen Schmerz bewahren und ihn gut und rein und ſchuldlos erhalten.

Dann kam ihm ein ſchöner Traum: Er ſah Eleonore mit einem wunderſchönen Kinde ſeiner Mutter in die Arme ſinken, und ſeine Mutter nahm das Kind an ihr Herz und nannte es Scherban. Und dann war nichts mehr.

Der Sturm brauſte weiter und thürmte den Schnee auf Menſchen und Thiere. Bald ragte nur noch der Schlittenrand hervor. Beim Morgengrauen war auch der verſchwunden.

. . . . . .

Drei Tage und drei Nächte tobte es ohne Unterlaß, als hätte ſich der ganze Himmel in Schnee verwandelt, als kämen alle Winde aus Sibirien daher, um am ſchwarzen Meere zu hauſen und die Donau zu Eis zu erſtarren. Nichts ſah man mehr, weit und breit, als Schnee und immer Schnee, als könnte keine Sonne ihn mehr thauen. Der Himmel hing dunkelgrau, faſt bis auf die weiße Decke hinab; vor den Thoren von Bukareſt kamen Menſchen und Fuhren um; die Häuſer der Vorſtädte waren ganz verſchneit; man ſah kaum noch einen Schornſtein emporragen, und die Wölfe kamen bis in die Stadt. Lange Reihen von Bauernſchlitten brachten Holz, und manch ſchöner Wald ſah den Frühlingsſonnenſchein nicht mehr.

„Mutter!“ ſagte Linza, „uns droht ein Todesfall; das Heiligenbild hat laut gekracht!“ —

Frau Pulcheria war sehr beunruhigt, als der Schneesturm nachließ und immer noch keine Nachricht von ihrem Sohne eintraf. Sie ließ einen Boten nach Boldeni fahren. Der kam erst nach mehreren Tagen mit dem alten Intendanten zurück. Gebeugten Hauptes, die Pelzmütze in der Hand, trat der bei Frau Pulcheria ein. Ein ganzer Strom von Kälte ging von ihm aus; denn es fror wieder Stein und Bein.

„Hat Sie mein Sohn geschickt?" frug sie, lebhaft auf ihn zueilend.

Die Pelzkappe zitterte in des alten Mannes Händen.

„Eigentlich hat er mich nicht geschickt; ich bin selber gekommen."

„So ist er krank?"

„Ich fürchte, es geht ihm gar nicht wohl."

„Was fehlt ihm? Haben Sie einen Arzt geholt? Warum kamen Sie nicht früher?"

„Weil wir zuerst gar nicht wußten, daß der Herr käme, zumal da die gnädige Frau abgereist war."

Frau Pulcheria's große Augen bekamen einen fast wirren Blick.

„Meine Schwiegertochter sei abgereist, sagten Sie? Wann und wohin?"

„Wir dachten natürlich, hierher; sie fuhr ganz allein im Schlitten fort."

„Und da schickten Sie Nachricht?"

„Nein; ich dachte ja, sie sei hierher gefahren!"

Die Pelzkappe zitterte immer mehr.

„Und da kam mein Sohn und fand sie nicht?"

„Nein, er kam nicht."

„Wie ſagen Sie?“ Die ſtarke Frau ſtotterte und griff nach einer Seſſellehne.

„Wir hörten erſt durch den Boten, daß er im Schneeſturm auf dem Wege ſei, und da haben wir ihn Tag und Nacht geſucht, mit Fackeln und Hunden, und jetzt haben wir ihn gefunden.“

Frau Pulcheria ſtöhnte tief und ſchlug dann ohnmächtig hin.

Der alte Mann griff ſich in die grauen Haare, kniete zu ſeiner Herrin nieder, ſchlug ihr in die Hände, verſuchte ihr den Kopf zu heben, und lief dann endlich hinaus, Hilfe zu ſuchen. Er fand Zoë, die auf ſein Rufen hereinſtürzte und lange Zeit vergebliche Verſuche machte, die Mutter zu ſich zu bringen. Die todtenähnliche Ohnmacht ſchien in den letzten Schlaf übergehen zu ſollen.

„Was haben Sie ihr geſagt?“ hatte Zoë einmal gefragt, aber keine Antwort erhalten. Linza war auch gekommen und die Frauen. Dieſe ſchwammen in Thränen. Der Bote hatte ihnen Alles erzählt.

Linza warf ſich laut ſchluchzend über die Mutter hin.

„Stell' Dich doch nicht ſo an!“ ſagte Zoë ſtrenge, dann hob ſie den Blick und ſah, daß Alle ſchluchzten.

„Warum weint Ihr denn?“ frug ſie und begann furchtbar zu zittern.

„Scherban! Ach! Scherban iſt todt!“ jammerte Linza.

Bei dem Namen ſchlug Frau Pulcheria die Augen auf und ließ ſie langſam im Kreiſe umhergehen, als ſuchte ſie, zu begreifen. Als ihr Blick auf den alten

Mann fiel, wollte ſich ihr Geiſt wieder umnachten; aber man wandte Alles an, ſie zu ſich zu bringen. Da ſtieß ſie einen tiefen Seufzer aus, und zwei große Thränen rollten langſam über ihre bleichen Wangen.

Wie ein Bild des Friedens lag Scherban in ſeinem Hauſe aufgebahrt, als Mutter und Schweſtern in tiefer Trauer eintraten. Der Geiſtliche ſtand zu Füßen des Sarges und murmelte die üblichen Gebete, während die vielen umgebenden Kerzen einen röthlichen Schein auf das ſtille Antlitz warfen.

Frau Pulcheria fiel auf des Sohnes Bruſt und blieb dort lange, lange liegen, als müßte ſie ihn zum Leben erwärmen. Als ſie ſich endlich aufrichtete, trat der alte Intendant ein und überreichte ihr ein Papier: „Dies fanden wir in ſeiner Bruſttaſche und dies in ſeiner Hand," fügte er hinzu und legte den Revolver auf den Tiſch.

Zitternd entfaltete Frau Pulcheria das Blatt und las:

„Weine nicht um mich, Mutter! Ich kann nicht bleiben! Ich habe meines Weibes Untreue erfahren. Ich kann das nicht überleben. Du haſt es wohl gewußt, und darum haben Deine heiligen Lippen die erſte Lüge geſprochen! Dafür danke ich Dir, Mutter, aus tiefſter Seele; denn Du haſt mir einige Zeit Ruhe und Glück erhalten. Verzeih mir aber, daß ich Solches von Dir begehrt in meinem Ungeſtüm und meiner Leidenſchaft. Ich gehe hin, mein ſchönes junges Weib zu tödten und dann mich. Verzeih mir, Mutter, und bete für meine Seele!"

Frau Pulcheria küßte das Blatt mit zitternden brennenden Lippen und barg es auf ihrer Bruſt, ohne ſeinen Inhalt zu verrathen.

. . . . . .

Zwei Jahre waren ſeit jener Ballnacht vergangen. Da fuhr ein Wagen in den Hof von Morineni. Alle Köpfe flogen an die Fenſter; denn ſeit dem Unglück war es dort ſehr ſtille geworden; die Herren waren auch viel abweſend.

In dem Wagen ſaß eine bleiche Frau, mit unendlich traurigen Augen, und auf ihrem Schoße ein wunderſchönes Knäblein, mit graugrünen Augen, ſchwarzen Wimpern und einer Fluth von goldenen Locken. Wie ein kleiner Cherub blickte er um ſich und zeigte die Zähnchen, wenn er lächelte; und er lächelte eben über eine Taube, die ihm entgegenflog.

Ein Diener kam an den Wagen.

„Iſt Frau Sabina hier?“ frug die Fremde. Der Diener ſtarrte ihr in's Geſicht und glaubte ſie zu erkennen.

„Ja, ich glaube; ich werde nachſehen.“

Die Dame zog ein Blatt heraus und ſchrieb darauf: „Eleonore.“ „Geben Sie ihr das,“ ſagte ſie.

Lange, lange dauerte es, bevor der Diener wieder erſchien. Endlich kam er heraus, zog die Hausthür hinter ſich zu und ſagte ſteif und kalt:

„Nicht zu Hauſe.“

Eleonore drückte die Lippen auf des Kindes Kopf.

„Zufahren!“ ſagte ſie dann dem Kutſcher, „Rechts, durch die Allee.“

Der Diener lief gleich in die Küche und erzählte den Vorfall und drückte äußerſte Verwunderung darüber aus, daß ſie den Weg nach Boldeni eingeſchlagen.

Eleonore ließ am Hauſe des Intendanten halten, ſtieg aus, lohnte den Kutſcher und ſchickte ihn fort. Dann trat ſie ein. Der alte Mann fuhr in die Höhe, als er ſie ſah.

„Bitte,“ ſagte Eleonore, „bitte, einen Tropfen Milch für mein Kind! es verdurſtet!“

Dann ließ ſie ſich auf einen Stuhl fallen.

Der Alte holte Milch, ohne ein Wort zu ſprechen, und blieb dann vor ihr ſtehen, ſie mit bekümmertem Geſicht betrachtend.

„Ich will zu Frau Pulcheria gehen. Wollen Sie mir helfen?“ ſagte ſie endlich.

„Sie wollen zur gnädigen Frau?“

„Ich wäre zu einer der jungen Damen gegangen, wenn ich nicht gehört hätte, daß ſie beide verheirathet und fort ſind; nun kann ich nirgends hin als zu ihr!“

Der Intendant ſchüttelte den Kopf.

„Das wird ſchwer gehen!“

„So geh' ich allein!“ und ihr Kind mit verzweifelter Geberde aufraffend, lief ſie hinaus, durch die Sonnengluth, dem Herrenhauſe zu. Dort war ein Diener, den ſie nicht kannte; dem ſagte ſie, ob Frau Pulcheria einen Augenblick vor die Thüre kommen wolle. Es ſtehe Jemand draußen, der ſie ſprechen müſſe.

Nach wenig Augenblicken erſchien Frau Pulcheria, mit aufrechtem Gang, aber völlig ergrautem Haar. Ihre ſchwarzen Gewänder verliehen ihr das Ausſehen einer Aebtiſſin.

Eleonore fiel auf die Knie, und das Kind zu ihr emporreichend, ſagte ſie:

„O! bitte, um Gottes Barmherzigkeit willen, ſchütze das Kind! ſie wollen es mir nehmen, nachdem ſie mich zur Bettlerin gemacht! O bitte, nimm das Kind!“

„Und Du kommſt zu mir?“ fragte Frau Pulcheria's tiefe Stimme.

„Ich weiß, ich dürfte nicht vor Deinem Angeſicht erſcheinen; aber von andern Thüren bin ich abgewieſen worden, wie eine Bettlerin. O, bitte, bitte, bitte, mein Kind beſchützen!“

„Weſſen iſt das Kind?“ fragte Frau Pulcheria. Eleonore ließ den Kopf auf die kleine Schulter fallen.

„Er hat ſich ſo darauf gefreut!“ flüſterte ſie, „und er hat geſagt, es ſoll Dan heißen!“

Frau Pulcheria holte etwas aus ihrem Kleide hervor, das in ein ſeidenes Tuch eingenäht war; ſie riß das Tuch auf und reichte Scherban's letzten Brief Eleonore hin.

Die las ihn mit einem Blick und reichte ihn mit bebender Hand zurück.

„O! hätte er mich doch getödtet!“ rief ſie, „es wäre beſſer für mich geweſen! Er hätte mich vor Schmach und Elend bewahrt! O, mein Gott! ich habe Unſägliches erduldet, an Rohheit und Mißachtung! ich war ſchlechter behandelt als die niedrigſte Dirne! In

der Hölle bin ich geweſen. Und jetzt will er mir mein Kind nehmen und es ſo ſchlecht machen, wie er ſelber iſt! O, Mutter! nimm Du mein Kind und mache es zu dem, was Dein Sohn geweſen iſt! Ich verdiene nicht, es zu erziehen! Laß mich von Deiner Schwelle peitſchen, wie Du mir einſt gedroht; ich will es ohne Klage erdulden, aber ſchütze mein Kind! Mache Du es zum Manne und ſage ihm nichts von ſeiner Mutter. Laß ihn glauben, Du ſeieſt ſeine Mutter; dann wird er ſo gut und edel werden wie Scherban, und von mir bleibt keine Spur! Fürchte nie, daß ich wieder vor Dir erſcheinen werde, ich, die ihn gemordet! O, Mutter! nimm mein Kind!“

Frau Pulcheria neigte ſich vor, nahm den Knaben aus Eleonorens Armen und reichte ihr, ſie aufrichtend, die Hand:

„Komm herein und bleibe bei mir!“ ſagte ſie.

Und in dem Garten ſangen die Nachtigallen einen Hymnus auf Gottes Güte, und die Schwalben umkreiſten jubelnd das Haus, in das der Frieden eingezogen.

REESE LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Von Carmen Sylva erschienen nachstehende Werke:

Rumänische Dichtungen.

Deutsch von

Carmen Sylva.

Herausgegeben und mit weiteren Beiträgen versehen von

Mite Kremnitz.

Zweite Auflage. Preis eleg. gebd. M. 6.—.

Stürme.

Von

Carmen Sylva.

Zweite Auflage.

Preis eleg. gebd. M. 6.—.

Jehovah.

Von

Carmen Sylva.

Zweite Auflage.

Preis eleg. gebd. M. 4.—.

Aus Carmen Sylva's Königreich.

I. Band:

Pelesch märchen.

Von **Carmen Sylva.**

Dritte vermehrte Auflage.

Preis eleg. gebd. M. 6.—.

II. Band:

Durch die Jahrhunderte.

Von **Carmen Sylva.**

Zweite Auflage.

Preis eleg. gebd. M. 6.—.

Islandfischer.

Von

Pierre Loti.

Uebersetzt von Carmen Sylva.

Zweite Auflage. Preis eleg. gebd. M. 6.—.

Aus zwei Welten.

Roman von Dito und Idem.

Dritte Auflage.

Preis eleg. gebd. M. 7.—.

Astra.

Roman von Dito und Idem.

Dritte Auflage.

Preis eleg. gebd. M. 7.—.

Feldpost.

Roman von Dito und Idem.

Dritte Auflage.

Preis eleg. gebd. M. 7.—.

Anna Boleyn.

Historisches Trauerspiel von Dito und Idem.

Preis eleg gebd. M. 3.—.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library

or to the

NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

OCT 0 9 2004

DD20 15M 4-02

U. C. BERKELEY LIBRARIES
C076678237

67438

872
E43
i

THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY